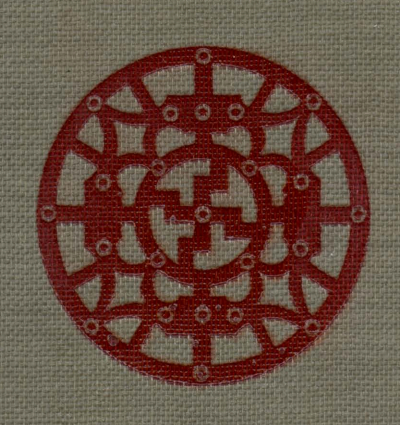
Wolfgang Schultz

Altgermanische Kultur in Wort und Bild



J·F·Lehmanns Verlag München

Wolfgang Schultz = Altgermanische Kultur

K 25

Wolfgang Schultz

Altgermanische Kultur

in Wort und Bild



Wolfgang Schultz.

1881—1936

Altgermanische Kultur in Wort und Bild

Drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens
Gesamtschau – Die Gipfel – Ausblicke

Mit 234 Bildern
auf 112 Tafeln und 7 Karten im Text

Von

Wolfgang Schultz
o. ö. Professor an der Universität München

Fünfte Auflage
(19.–23. Tausend)



J. F. Lehmanns Verlag / München · Berlin 1941





Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen
Printed in Germany

Rita Schultz
meiner Frau

Vorwort zur 4. Auflage

Der Begründer unseres Verlages, J. F. Lehmann, der Anreger dieses Werkes, hat die starke Erweiterung der 3. Auflage zwar noch gefördert, aber ihr Erscheinen nicht mehr erlebt; Wolfgang Schultz, der Schöpfer dieses Werkes, ist gestorben, ehe wir ihm nach Jahresfrist die vollendete 4. Auflage vorlegen konnten. Nach einem geglückten schweren Eingriff ist er der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Volk durch einen jähen Tod am 24. September 1936 im 56. Lebensjahre entrissen worden.

In altbewährter Pflichttreue hat Wolfgang Schultz auf dem Krankenbett die Druckbogen zur 4. Auflage durchgesehen; mancherlei kleine und größere Besserungen zeugen von seiner unermüdlichen Arbeit bis zuletzt. Seine Wirksamkeit als Hochschullehrer, begonnene Arbeit in reicher Fülle, Entwürfe von großer Bedeutung hat er verlassen müssen.

Wir betrauern in Wolfgang Schultz einen jener Männer, die sich für die Erneuerung unseres Volkes nicht nur mit aller Kraft eingesetzt, sondern schließlich geopfert haben. Ihm war es Herzensbedürfnis und völkische Pflicht, sein in unermüdlichem Forschen erarbeitetes Wissen über die Germanen nicht nur in einem Buch niederzulegen, sondern auch allüberall durch Vorträge zu verbreiten. Das kostete ihm Kraft, Zeit und schließlich die Gesundheit. In leidenschaftlicher Hingabe an seine Arbeit hat er sich verzehrt. Sein Buch wird dem Verlag ein teures Vermächtnis eines lieben Freundes sein. Er wird es immer als seine Aufgabe betrachten, das Buch im Geiste seines Schöpfers weiterzuführen und den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend auszubauen.

München, im Spätherbst 1936.

Der Verlag

Vorwort zur 3. Auflage

Die erste Auflage bezeichnete sich als Versuch. Inzwischen wurde das Buch von der Kritik mit selten einmütiger Zustimmung gewürdigt, zwei Auflagen sind nach knapp anderthalb Jahren verkauft. Der Versuch ist also wohl als geglückt zu betrachten. Und trotz des reichhaltigen Schrifttums zur deutschen Vorgeschichte und germanischen Kultur, das unterdessen erschien, ist er noch immer der einzige Versuch geblieben, ein Gesamtbild der Germanen als weltgeschichtliche und kulturschöpferische Völkerpersönlichkeit zu geben, Vorgeschichte und Frühgeschichte, Leben und Dichtung, Kunst und Religion zu umfassen und daran gleichsam von innen heraus zu zeigen, was nordische Rasse ist, auf welchem Ahnenerbe unser eigenes deutsches Wesen zu tiefst beruht, und welche Verpflichtungen sich daraus für uns gerade heute erst recht ergeben.

Der Erfolg verpflichtete dazu, die Eigenart des Werkes zu wahren und die Möglichkeit seiner Auswirkung zu steigern. Das Schwergewicht liegt im Texte. Doch die sorgfältig erläuterten Bilder geben ihm Hintergrund, stehen zunächst für sich, führen aber auf ihn hin, haben in ihm überall ihre Stelle und ordnen sich dadurch in das höhere Ganze der Gesamtdarstellung ein. Diese aufschließende, einführende, beweisende Kraft der Bilder ist jetzt noch stärker eingesetzt. Die Änderungen im Texte sind fast durchweg Zusätze, die ihn um etwa 12 Seiten vermehrten; aber sie folgten daraus, daß 32 Tafeln mit 74 Bildern und 6 Karten im Texte hinzukamen. Dabei habe ich vor allem die deutschen Funde mit 12 weiteren Tafeln berücksichtigt. Dem für germanische Art so kennzeichnenden Schmuck, der bisher fast gar nicht vertreten war, habe ich 9 neue Tafeln eingeräumt. Die Gewebe fehlten bis auf das Beispiel vom Bayeux-Teppich ganz und erhielten 4 neue Tafeln. Endlich benützte ich die Gelegenheit, besonders wichtige und schöne Gegenstände auch in ihren Einzelheiten zu zeigen (Tafel 8, 9; 49, 50; 55; 58; 92; 93–95). Auch diesmal bemühte ich mich, nur solche Bilder zu bringen, die germanisches Wesen wirklich kennzeichnen und die zugleich geeignet sind, in germanisches Wollen einzuführen. Das sind begreiflicherweise meistens zugleich auch die gehaltvollsten und schönsten. Pflegt man in der Kulturgeschichte späterer Zeiten und anderer Völker mit Recht das Beste herauszustellen und Kulturen danach zu werten, so ist nicht einzusehen, warum wir es bei den Germanen anders machen müßten. Wer auch den Durchschnitt kennen lernen will, der übrigens gerade bei ihnen nur in geringem Abstande folgt, besichtige die Studiensammlungen der Museen oder greife zu den Fachschriften, auf die ihn der Nachweis des Schrifttums führt.

Die Bilder nach deutschen (und nichtnordischen) Funden sind jetzt im ganzen mit 30 Tafeln vertreten, wobei ich Tafel 36–38 nicht mitzähle. Da ich nicht eine Vorgeschichte Deutschlands, sondern eine Altgermanische Kultur schrieb, muß das Schwergewicht notwendig auf den Gebieten liegen, von denen alles ausging und in denen sich die reichsten und reifsten, von Wanderungen, Fehden, Kulturminderung und Fremdgut am wenigsten beeinträchtigten Werke eingestellt haben. Nur im Norden gibt es die so aufschlußreichen Felsritzungen, und nur der Norden hat in der Wikingerzeit das völkerwanderungszeitliche Kulturgut der Germanen zu einer letzten, unvergleichlichen Nachblüte gesteigert. Rechnet man die 13 Tafeln Felsritzungen und die 39 Tafeln Wikingerzeit, die diesen beiden Sonderfällen gelten, besonders, so ist das Verhältnis der 30 Tafeln mit Gegenständen des deutschen (und nichtnordischen) Bodens zu den verbleibenden 27 Tafeln mit Gegenständen des Nordens sogar eher zugunsten des deutschen Stoffes ausgefallen. Und dieser ist auch durch seine 30 Tafeln an sich mit seinen wichtigsten Beispielen und sehr reichhaltig vertreten. Dadurch, daß er in das germanische über Deutschland hinausreichende, zu den Ursprüngen zurückführende Gesamtgeschehen eingereiht ist, tritt seine Bedeutung als Zeugnis des Kulturwollens nordischer Rasse erst recht hervor.

Die Tafeln (112 gegen 80 früher) und der Text (132 Seiten gegen 105 früher) halten sich jetzt fast die Wage. Im Nachweise zu den Tafeln ist die Hilfe ersichtlich, die Fachgenossen und Museen auch der dritten Auflage angedeihen ließen. Ihnen allen danke ich dafür auch diesmal bestens. Ganz neu hinzugekommen ist endlich das ausführliche Sachverzeichnis. Und obgleich die vielen neuen Tafeln besonders kostspielig waren, ist das Buch nicht teurer geworden.

Verlag und Verfasser hoffen, daß die Verzichte, die nötig waren, um das zu ermöglichen, der Verbreitung des Buches zugute kommen, an dessen Ausgestaltung der verewigte Altmeister des Verlags, Herr J. F. Lehmann, noch den lebhaftesten fördernden Anteil genommen hat. Leider war es uns nicht mehr vergönnt, ihm das Buch in der neuen Ausstattung vorzulegen.

München, Sonnenwende 1935.

Wolfgang Schultz

Vorwort zur 1. Auflage

Das Buch setzt sich das Ziel, die Germanen als weltgeschichtliche Persönlichkeit zu erfassen, ihre Hinterlassenschaft als Ausdruck ihres Kulturwillens zu würdigen und ihren dreitausendjährigen Schicksalsweg als Forderung an unsere Gegenwart und als Aufgabe für unsere Zukunft zu deuten. Es ist ein erster Versuch dieser Art, bei dem die einschlägigen Fächer, insbesondere die Vorgeschichte, die Germanistik, die Religionswissenschaft, möglichst gleichmäßig zu ihrem Rechte kommen sollten. Selbstgefundenes habe ich nur verwertet, sofern es mir unentbehrlich schien im Rahmen des Ganzen. Die Fachgenossen werden jeder auf seinem Gebiete sehen, wo ich über bisherige Forschungen hinausgehe und welchen Forschern ich am meisten verdanke. Den Leser, der ins Einzelne gehen will, muß ich auf die Zusammenstellung des Schrifttums verweisen. Irgendwelche Vorkenntnisse habe ich nicht vorausgesetzt. Die Quellen sollten möglichst aus sich heraus sprechen. Die Bilder sind eingehend erläutert, um zu vertiefter Beschäftigung mit dem Gegenstande anzuregen. Aus dem Nachweise zu den Tafeln ist ersichtlich, welche Museen Aufnahmen zur Verfügung gestellt haben. Dafür und für alle sonstige Hilfe sage ich sämtlichen Beteiligten aufrichtigen Dank. Ganz besonders herzlich danke ich meinem Verleger, Herrn Lehmann. Er hat mir die Anregung gegeben, dieses Buch zu schreiben, und er hat es mit liebevoller Sorgfalt ausgestattet. Wir legen es im Jahre 1933 auf den Weihnachtstisch des deutschen Volkes mit der Zuversicht, daß es helfe, in Haus und Schule den schier verlorenen und noch kaum wieder bekannter gewordenen Geist germanischer Vorzeit zu neuem, zukunftstarkem Leben zu erwecken.

Görlitz, den 12. Nebelung 1933.

Wolfgang Schultz

Inhalt



I. Vorbereitung

Seit mehr als einem Jahrtausende beherrscht alles Fremde unsere Bildung so sehr, daß das Eigene darüber verfiel und erst wieder entdeckt, ja erobert werden mußte. Hellas und Rom waren für uns das klassische, vorbildliche Altertum, die Juden das klassische Volk der Religion. Dann blendeten Babel und Ägypten als älteste Gipfelkulturen unser Auge, oder Indiens Weltverneinung berückte die Gemüter. Ja selbst China und Japan, Altmexiko und das Reich der Inka übte mehr Zauber auf die nach Fremdartigem lüsternen Seelen als die eigene, den überreizten Ansprüchen viel zu schlichte und ohne einiges Bemühen schwer verständliche Vorzeit. Man hielt sie für verächtlich, weil man von ihr nichts wußte, und für gefährlich, weil diese „heidnische Barbarei" doch erst unterdrückt werden mußte, damit die auf fremden Vorbildern beruhende Blüte eigener Kultur erreicht werden konnte.

Die Sehnsucht nach den Quellströmen unseres Wesens in der Vergangenheit hat sich trotzdem nicht ausrotten lassen, und die Erforschung des germanischen Altertums aus dem Vergleiche mit anderen, besonders den stammverwandten Völkern, aus seiner Sprache, den schriftlichen Nachrichten und den Bodenfunden hat ungeahnte Einblicke gebracht und uns in Kulturfragen anders denken gelehrt. Das Bild ist so reich geworden, daß es in engem Rahmen kaum mehr andeutend umrissen werden kann und daß viele Museen mit den Funden, viele und äußerst inhaltreiche Bücher mit den Quellen und ihrer Auswertung gefüllt sind. Die Unmenge der über drei Jahrtausende und ganz Europa, ja noch viel weiter sich erstreckenden Tatsachen germanischer Kulturgeschichte reicht zwar nicht aus, alle sich aufdrängenden Fragen zu beantworten, aber immer neue Tatsachen und Beobachtungen treten hinzu, lang gehegte Zweifel schwinden, neue Ausblicke tun sich auf, eine versunkene Welt fügt sich mit deutlichen und zum großen Teile auch schon gesicherten Umrissen aus den Trümmern wieder zusammen. Was sagt sie uns?

Die Altertümer und Kulturschöpfungen eines Volkes sind stets die Selbstdarlegung seines Wesens. Je achtsamer man hinhört, je bescheidener man eigene Wünsche und Regungen fernhält, desto reiner kann es sich aussprechen und desto mehr können wir daraus lernen. Die Seele unseres Volkes ist heute solcher Belehrung aus dem tieferen Sinne seiner Vorzeit so aufgeschlossen wie noch nie, und man ist auch bereit, die Nutzanwendungen daraus zu ziehen. Diese können aber nicht darin bestehen, daß man Germanisches äußerlich nachahmt. Wir wollen vielmehr ein unbedingt Neues aus den lebendigen Kräften unserer Gegenwart und wollen uns trotz mancher Anregung, die uns die Vorzeit auch in Einzel-

nem bieten kann, nicht an ein bloßes Wiederholen des Vergangenen verlieren. Um so mehr aber brauchen wir den wohlverstandenen Geist und die Gesinnung dieser Vergangenheit, und deshalb wenden wir uns ihr zu.

So hat der Einwand keine Kraft mehr, daß wir an das Germanische doch gar nicht anknüpfen können, weil es eine viel frühere, viel einfachere und von der unseren stark verschiedene Kultur ist, auf deren Stufe wir uns nicht künstlich herabdrücken wollen. Und wir haben auch keinen Anlaß, die altgermanische Kultur, obgleich sie sehr erhebliche und bisher stark unterschätzte, ja kaum bekannte Gipfelleistungen aufzuweisen hat, höher erscheinen zu lassen, als sie war. Sie ist auch so schon bedeutsam genug und es hat keine Not, daß wir unsere Eitelkeiten oder Neigungen in sie hineintragen. Wer es tut, bringt sich um die Lehre, die er aus ihr empfangen kann, und bleibt so ungebildet von ihr, wie er an sie herangetreten ist. Und je häufiger dergleichen geschieht, desto mehr muß es das eben erst aufkeimende Vertrauen in die richtigen Grundgedanken unserer nationalen Erneuerung wieder gefährden und den Sinn für geschichtliche Wirklichkeit untergraben.

Ebensowenig brauchen wir das viele noch Urtümliche (Primitive) in der Kultur der Germanen zu bemänteln. Ganz im Gegenteil werden wir auch diese Züge gerne und aufgeschlossen betrachten. Denn früh krümmt sich, was ein Häkchen werden will, und es ist ein grundsätzlicher Unterschied zwischen primitiven Völkern, aus deren Anläufen nichts geworden ist und nie werden konnte, weil die Begabung zu mehr nicht reichte, und zwischen den urtümlichen Ansätzen der Germanen und anderen indogermanischen Völker, die im Laufe der Geschichte den Nachweis ihrer Befähigung zu höherem und höchstem Kulturgestalten immer wieder und auf allen Gebieten geliefert haben. Von den späteren Errungenschaften aus kann man vieles schon früh sich ankündigen sehen, vorher nicht Verstandenes deuten, vorher nicht Geschätztes werten. Nicht die äußere Stufe der Kultur, sondern ihr innerer Gehalt entscheidet, und wenn er uns da und dort faßbar wird, so muß uns das wichtiger sein als der Glanz und Ruhm anderer, vielleicht schon längst reicher entfalteter und doch auch schon längst nicht mehr zukunftträchtiger Kulturen.

Endlich werden wir das Fremde, das den Germanen im Laufe ihrer langen und weltweit verlaufenden Geschichte zugekommen ist, in seiner Bedeutung einzuschätzen wissen. Fremdes Kulturgut ist noch in jedes Volkstum eingeflossen; die Frage ist nur, ob es verstanden oder mißverstanden, bloß äußerlich übernommen oder als fördernde Anregung gründlich verarbeitet wurde. Und da ist zu sagen, daß die Germanen bis zu ihrem Ausmünden in die auf ihrem Grunde erstandenen Völker der Neuzeit, und insbesondere in das Deutschtum eine ganz seltene Kraft hatten, auch unter höchst ungünstigen Umständen das ihnen zugestoßene Fremde mit eigenem Geiste zu durchdringen und in der Richtung eigenen Wesens zu überwinden. Erst der Einfluß des Südens und Westens hat die Germanen zu Deutschen umgestaltet und zugleich Risse gesetzt, die

bis heute nicht verheilt sind. Er reichte nicht so weit, daß das Fremde nicht noch immer mit eigenem Geiste hätte durchdrungen, daß es nicht auf höhere Stufe hätte gehoben werden können, aber er reichte doch so weit, daß es nicht mehr voll in der Richtung eigenen Wesens überwunden werden konnte.

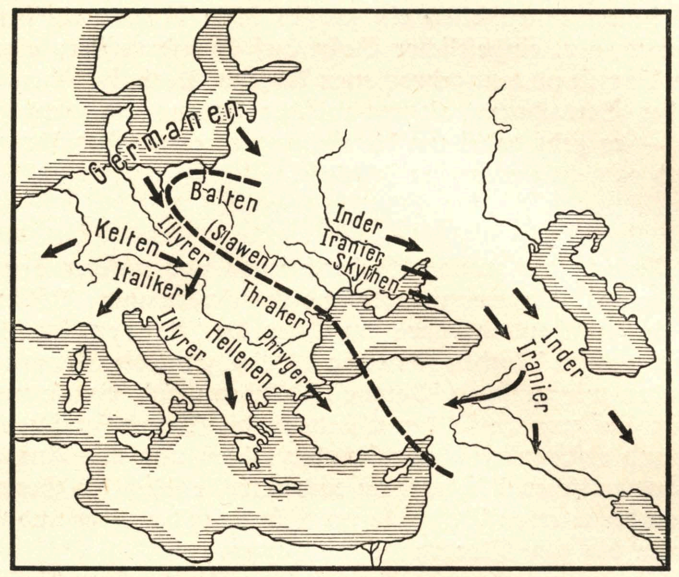
Immer weiter ausholend, wachsend im Vollenden, trotzdem zu tiefst zerrissen und nie ganz er selbst, reicher an wahrer Kultur als die andern und doch voll Sehnsucht nach eigener, wahrer Kultur — das war des Deutschen Schicksal und ist die Folge seiner Vergangenheit. Aber wir stehen in einer Zeit der Schicksalswende, das erwachende Deutschland wird sich der kulturpolitischen Aufgabe der Gegenwart von Tag zu Tag klarer bewußt, ja es handelt schon danach. So mannigfaltig die Erfordernisse sind, es steht doch hinter ihnen allen ein großes Ziel: Kultur als innerlich in sich ausgeglichener, einheitlicher Besitz auf Grund unseres eigentlichen, in unserer Vorzeit noch ungebrochenen Wesens. Deshalb fühlen wir: Es geht bei der Betrachtung altgermanischer Kultur um mehr als unser Altertum — es geht dabei um die Heilung eines tausendjährigen Zwiespaltes und es geht um unsere Zukunft.

Gegen Anfang des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung treten drei große, stammverwandte und sprachverwandte Völker in Mitteleuropa beherrschend hervor: im Osten die Illyrer, im Südwesten die Kelten und im Norden um etwa 1800 v. Chr. die Germanen. Die Illyrer finden wir zwischen Warthe und Werra und vom pommerschen Landrücken bis zum Fuße der Ostalpen, die Kelten zwischen Niederösterreich und Ostfrankreich nördlich der Alpen und mit Ausläufern in das Tiefland zwischen Niederrhein und Elbe, endlich die Germanen im Raume von der unteren Weser bis zur Mündung der Oder und von Südskandinavien bis zum Nordrande des Harzes.

An weiteren verwandten Völkern sind im Anschluß an die Kelten die Italiker und im Anschlusse an die Illyrer im Nordosten die Balten (Preußen und Litauer), im Südosten die Thraker (und Phryger) zu nennen. Aufs Ganze gesehen gehören Germanen, Kelten und Italiker nebst Hellenen und Illyrern näher zusammen. Zu den Balten gehören in späterer Zeit auch die Slawen und in früherer die Skythen (Saken), Iranier und Inder. Alle diese Völker haben einst beträchtlich näher beisammengesessen, als ihre späteren Sitze ausweisen. Indien, Iran, Armenien, Kleinasien, Griechenland, Italien, Spanien, Britannien sind erst spät von ihnen erobert worden, die Italiker sind von jenseits der Alpen, auch die Griechen vom Norden, die Phryger von jenseits des Bosporus gekommen. In Rußland gehörten noch zu Herodots Zeit bloß der Westen und Süden den Skythen. Die Wanderungen dieser Völker weisen vorwiegend auf eine Ausbreitung von Nord nach Süd, von Nordwest nach Südost. Und da die Germanen eine nordische Sonderentwicklung sind, hat man zunächst mit einer mittleren Linie vom Baltikum bis zum Schwar-

zen Meere zu rechnen. Aber schon früh zerfielen diese Völker in zwei Gruppen, und zwar nach Sprache und Kultur. Bei der Nordwestgruppe heißt „hundert" kentom und „Pferd" ekwos, bei der Südostgruppe lauten diese Wörter satem und aśwas, d. h. aus einem Gaumenverschlußlaute (k) ist ein Gaumenzischlaut (ś) geworden. Das deutet darauf, daß die Südostgruppe die jüngere ist. Ferner sind die Völker der Nordwestgruppe in den großen Waldgebieten mehr seßhafte Bauern, die der Südostgruppe in den offenen Steppen mehr Wanderhirten und Reiter. Die Spaltung in

Sitze und Wanderungen der indogermanischen Völker
nach B. K. Schultz



– – – – Grenze der Kentom- und Satem-Völker

diese beiden Gruppen erfolgte vermutlich deshalb, weil die östliche, je mehr sie sich in die osteuropäische Tiefebene und Steppe vorschob, auch desto mehr in eine selbständige Entwicklung gedrängt wurde.

Die Völker beider Gruppen faßt man unter dem Kunstnamen Indogermanen zusammen. Sie bilden nicht bloß ihren Sprachen, sondern auch ihrer Rasse nach eine Einheit. Allerdings, an eine unbedingt einheitliche Rasse bei so weiter Erstreckung glaubt kein ernster Forscher. Aber die ältesten Zeugnisse der in ihre späteren, aus der Weltgeschichte bekannten Sitze abgewanderten Einzelvölker geben im wesentlichen dieselben Rassenmerkmale, zumindest für die Oberschicht, an. Nach ihnen bestimmt sich das Schönheitsideal der ältesten Dichter dieser Völker und ihre Bildwerke stellen es oft noch bis in die Spätzeit sehr getreu dar. Man nennt diese Rasse die nordische, weil die Völkergruppe der Indogermanen, die sie am reinsten und beinahe ausschließlich verkörpert, nach der eben dargeleg-

ten Lage noch vor dem 3. Jahrtausend v. Chr. im Norden Europas entsprungen sein muß. Bei ihrer Ausbreitung beziehen aber diese Völker in den neuen Wohnräumen andere alteingesessene und vermutlich rassisch und sprachlich von ihnen z. T. stärker verschiedene Bevölkerungen in ihre Entwicklung ein, durchdringen sie oder unterwerfen sie auch. Und das ist der hauptsächlichste Anstoß zur Bildung der Einzelvölker und ihrer stärker von einander abweichenden Sprachen. So entstehen mit dem Einschlage verschiedener Gruppen der vorindogermanischen, jungsteinzeitlichen Bauernvölker Europas auch die Illyrer, Kelten und Germanen.

Die Grundlage der Germanen besteht aus den Errichtern der großen Steingräber des Nordens, die bereits eine vorwiegend langschädlige Bevölkerung waren, in die aber vereinzelt auch andere Rassen hineingeragt haben. Insbesondere ein Jäger- und Fischervolk niedriger Kulturstufe kommt dafür in Betracht, das stellenweise bis Upland im Norden an der Seite der indogermanischen Ackerbauer gelebt hat und das von den Germanen als Finnen bezeichnet wurde, ein Name, der später auf die Lappen und die Ostseefinnen (die aber wohl beide anderer Herkunft sind) überging.

Man nimmt an, daß die Sprache der Vorbevölkerung die Sprache des sich bildenden Germanentums stark beeinflußt hat, und daß darauf die wesentlichen Abweichungen der germanischen Sprache von der indogermanischen zurückzuführen sind: die Verlegung des beweglichen und musikalischen indogermanischen Wortakzentes als Starkton auf die erste Silbe, meist die Stammsilbe (ein Vorgang, der sich auch auf Kelten und Italiker erstreckt), und infolgedessen Schwächung und Schwinden der Endsilben und Verfall der als Ausdrucksmittel dienenden Endungen, ferner die erste (germanische) Lautverschiebung und vielleicht auch die Aufnahme zahlreicher neuer Wörter. Dem stehen aber auch beachtenswerte Versuche gegenüber, die erste Lautverschiebung als eine innersprachliche, germanische Angelegenheit zu erklären. Die zweite (hochdeutsche) Lautverschiebung setzt den durch die erste eingeleiteten Vorgang dann nach der Völkerwanderung außerhalb des germanischen Stammgebietes fort, wärend dieses auf der alten (niederdeutschen) Lautstufe verbleibt.

Zusammen mit der Sprache bildet sich das neue Volkstum. Seine Bedingungen und Aussichten bestimmen sich aus der Rasse seiner Träger, aus der Vergangenheit des Landes und der alten in ihm heimischen Kultur, endlich aus der weltgeschichtlichen Lage und den Anregungen, die sie mit sich bringt.

Die Pflugkultur, das Rind als Arbeitstier, die Milchwirtschaft und die zugehörigen religiösen Bräuche, die Grundlagen des Bauerntums, müssen aber trotz ihres hohen Alters und ihrer reichen Entfaltung im Orient, sich nicht erst vom Süden und Südosten her über ganz Europa bis zuletzt nach dem Norden ausgebreitet haben, sondern sie können auch umgekehrt vom europäischen Norden ausgegangen sein. Der älteste Pflug

stammt aus dem 4. Jahrtausend v. Chr. und wurde in Walle, Kreis Aurich, Ostfriesland gefunden. Der Mensch, der bis dahin in der Landschaft als ihr bloßer Nutznießer beinahe verschwand, beginnt nun, sie in bescheidenem Ausmaße von den der Besiedlung günstigsten Stellen her zu gestalten. Dem wilden Tiere tritt das Haustier, dem Walde der Acker auch im Bewußtsein der Siedler und eine neue Geisteswelt herbeiführend gegenüber. Diese Bewegung, die bei ihrem Vorschreiten aus den Bedingungen der Länder und Völker, die sie erreicht, manches von ihren Eigentümlichkeiten verliert und auch neue Züge hinzu erwirbt, steigert sich im vorgeschichtlichen Orient (Zweistromland, Ägypten) bereits in frühgeschichtlicher Zeit und schon vor dem 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zur städtischen Kultur, die alsbald zur bäuerlichen Siedlung in einen gewissen Gegensatz gerät. Die Welle brandet mit diesem neuen Inhalte zurück, aber die Verstädterung erreicht unsere Gegenden nachdrücklicher erst am Ende des 1. Jahrtausends unserer Zeitrechnung, also erst etwa zur Zeit des ausgehenden Germanentums und beginnenden Deutschtums. Der Norden hat sich diesem Einflusse am nachhaltigsten, und bis an den Beginn des deutschen Mittelalters erfolgreich, widersetzt.

Das Schwergewicht der indogermanischen Völker, die bereits eine namhafte, in sich gefestigte Kultur besitzen, liegt zunächst nicht bei ihrer östlichen, in die Steppe vorgestoßenen, den Wanderhirten angenäherten, auch der Sprachstufe nach jüngeren Gruppe, sondern bei der westlichen, die dem Kreise der bäuerlichen Kulturen der Steinzeit entstammt. Nichts ist dafür so kennzeichnend wie die Verpflanzung des bereits steinzeitlichen nordischen rechteckigen Pfostenhauses mit Vorbau durch den Zug nach Griechenland in das Gebiet der blondhaarigen achäischen Großkönige von Mykenai und Amyklai. Das Megaron-Haus ist die Vorstufe des griechischen Tempels. Die Indogermanen sind in dieser wie in vieler anderen Hinsicht keineswegs bloß die Nehmenden, als sie schon bei den ersten Schritten ihrer Ausbreitung und bei ihren Wanderungen auf die städtischen Kulturen des Südostens stoßen. Die Kultur der jungsteinzeitlichen Bauernvölker Europas trug zuletzt bereits die Züge des Erstarrens und Verfalles; die Nordwestindogermanen übernehmen das Erbe als Anreger und Neugestalter. Das gilt für die Kelten und Illyrer, und es gilt noch mehr für die Germanen. Die Rolle der Südostindogermanen ist eine entsprechende und weltgeschichtlich ebenso bedeutungsvoll. Sie brechen in die überalterten städtischen Kulturen des Südostens und Orients ein und bringen ihnen neues Leben. Das gilt für die Griechen im Verhältnisse zu den Pelasgern, für die Phryger im Verhältnisse zu den Kleinasiaten, für die Inder im Verhältnisse zu den Hettitern und später der Vorbevölkerung ihres Landes, aber noch viel mehr für die Iranier und besonders die Perser im Verhältnisse zu Babyloniern, Elamiern, Assyrern. Was an späteren Anregungen des Altertums, auch des Orients, zu uns kommt, ist alles durch den umgestaltenden und läuternden Geist dieser Griechen, Iranier, Inder usw. hindurchgegangen. So nehmen beide Zweige der indogermanischen Völker weltgeschichtlich und

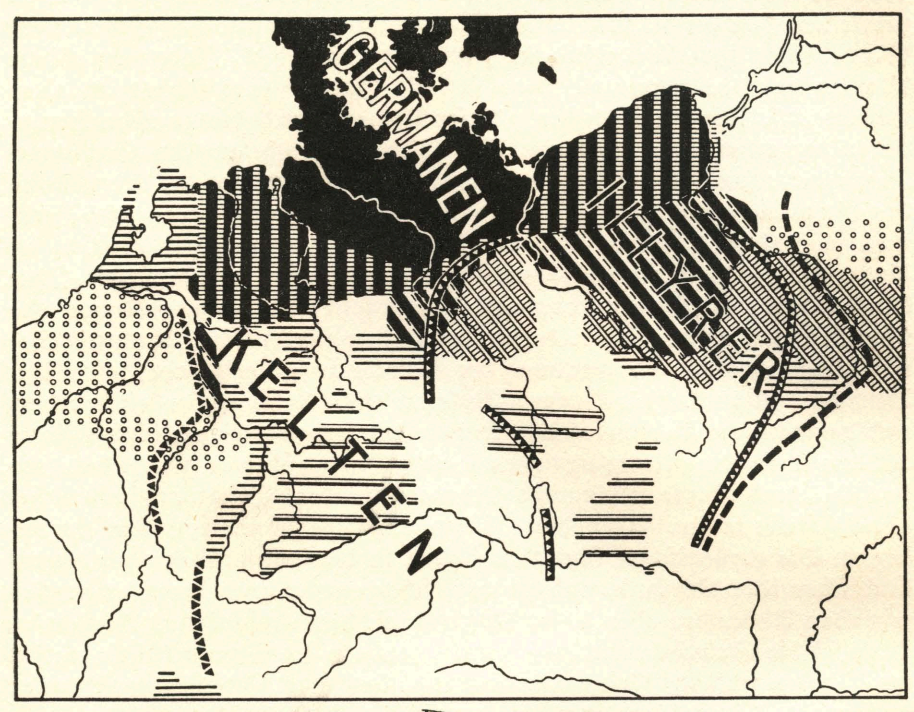
geistesgeschichtlich entscheidenden Anteil an der Kulturgestaltung der Menschheit. Ist auch die nordische Rasse nicht die Schöpferin „aller" Kultur, so ist doch alles, was uns heute als Kultur umgibt, erst durch das vertiefende Eingreifen dieser Rasse und der von ihr bestimmten indogermanischen Völker zu dem geworden, was es ist.

Die Vorgänge, auf die wir hier hindeuten, setzen schon ein, als sich das Volkstum der Germanen eben erst bildet. Die Seevölker treten um 1500 v. Chr. in den Blickbereich der Ägypter, die Inder pochen etwa zur selben Zeit an die Tore Kleinasiens, um erst beträchtlich später vom Norden her ihre Wohnsitze in Indien zu erreichen. Indogermanische Namen tauchen vereinzelt schon fast ein Jahrtausend früher im alten Orient auf. Die Aufschließung dieser Welten durch die ausschwärmenden indogermanischen Scharen ist selbstverständlich an den Stammgebieten nicht spurlos vorübergegangen. Schon knapp vor der Entstehung des Germanentums gelangt die Bronze im Austausch gegen den Bernstein nach dem Norden, und die älteste Zeit germanischer Kultur, die Bronzezeit, zehrt rund ein Jahrtausend von dieser Errungenschaft. Ihre künstlerischen Zierformen, obgleich in sich sehr selbständig und von unvergleichlicher Höhe, stehen denen des fernen mykenischen Kulturkreises vor allem durch die Verwendung der Spirale auffallend nahe, nordischer Bernstein ist in Troja, Tiryns, Mykenai und Pylos gefunden worden, und germanische Bernsteinstücke früher Zeit haben gelegentlich die Form der kretischen Doppelaxt; das germanische Bronzeschwert gleicht dem mykenischen und ist wie dieses nicht Hiebwaffe, sondern Stichwaffe und daher ohne Parierstange. Aber die Zusammenhänge können weiter zurückliegen. Die mykenischen Spiralen haben in den böhmischen und donauländischen ihre Vorstufe, und die nordischen entstammen trotz des großen zeitlichen Abstandes eher dieser Vorstufe als dem mykenischen Ausläufer. Auch ist die Spirale nicht bloß Zierat, sondern die Schmuckstücke weisen im Norden und in Mykenai darauf hin, daß man Schnüre in Spiralen aufgenäht, damit die Unterlage verstärkt und so die betreffende Stelle wirksam gegen Hieb und Stich geschützt hat.

Man kann drei Hauptabschnitte germanischer Kulturgeschichte unterscheiden, deren jeder rund ein Jahrtausend umspannt: von 1800 bis 800 v. Chr. die Bronzezeit, in die Entstehung und erste Blüte fallen und an deren Ende ein gewisser Niedergang und starker Verlust sicherer Eigenpräge steht. Er währt von 800 v. Chr. bis etwa 200 n. Chr.; das Germanentum ist gehemmt, obgleich seine Grenzen sich nach allen Seiten öffnen und große Gebiete ihm zuwachsen. Wir nennen diese Zeit nach dem Aufkommen eines neuen Metalls die frühe Eisenzeit. Erst als die Germanen gegen Rom erstarken, und die Goten im Südosten mit der griechisch-sarmatisch(skythisch)-keltischen Mischkultur innigere Fühlung

erhalten, treibt die Völkerwanderung, die sich schon lange vorbereitet hat, zwei neue Blüten. Die eine entfaltet sich in der völkerwanderungszeitlichen gotischen und alsbald gemeingermanischen, die andere daran anschließend in der nordisch-wikingerzeitlichen Kunst und Kultur. Dieser

Ausbreitung der Germanen bis zur Zeitenwende
(vereinfacht nach E. Wahle)



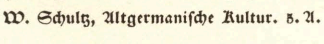
Bis 1000 v. Chr.: Germanen, Grenze der Illyrer.
Bis 750 v. Chr.: Germanen, Ostgrenze der Illyrer.
Grenze d. illyr. Vorstoßes nach Westen.
Germanen bis 500 v. Chr.: bleibende, wieder verlorene Gebietszuwüchse.
Germanen bis 300 v. Chr.: bis 50 v. Chr.: , bis Chr. Geb.:

dritte und letzte Abschnitt, durch den Einbruch der Goten in die östlichen Mittelmeerländer eindrucksvoll eröffnet, mündet bei uns schon vor der Jahrtausendwende in das Deutschtum ein, findet aber doch erst in der entscheidenden nordischen Entwicklung seinen Abschluß. In diesem Sinne müssen wir ihn von etwa 200 bis 1200 n. Chr. erstrecken. Wir nennen ihn die *späte Eisenzeit*.

Die Bronzezeit ist die tausendjährige goldene Zeit des Germanentums, golden nicht nur, weil die Germanen damals durch ihren Bernsteinhandel viel Gold besaßen, das sie ebenso wie die Bronze zu herrlichen Wer-

ken zu verarbeiten wußten, sondern auch weil ihre Kultur in dieser Zeit den Eindruck großer Ruhe, Geschlossenheit und Selbstsicherheit macht. Die Blüte, die sie etwa um die Mitte des ihr vergönnten Jahrtausends erreicht, vergeht dann bald. Daß sich in der jüngeren Bronzezeit vom Südosten her ein neuer Glaube, die Leichenverbrennung, durchsetzt, bringt es mit sich, daß die Grabfunde uns von da an nicht mehr so viel sagen; aber auch das Erhaltene beweist, daß mitteleuropäische Einflüsse des Hallstattkreises die Oberhand gewonnen haben, und gegen den Schluß dieser Zeit gehen die alten Formen in äußerlichem, übertriebenem Prunke unter, und nur wenig davon setzt sich in die frühe Eisenzeit fort. Trotzdem ist die erste Blütezeit germanischer Kultur für alles spätere Germanische innerlich bestimmend geblieben, und man kann es nicht verstehen ohne eindringliche Kenntnis der Bronzezeit. Das gilt für den späteren Götterglauben, dessen Wurzeln in sie zurückreichen, aber auch für die spätere germanische Kunst. Die ruhige Zierkunst der Bronzezeit lebt nicht nur, wenn auch mit anderem Formenschatze, in den schönen germanischen Mäanderurnen der ausgehenden frühen Eisenzeit, sondern auch in einer gewissen strengen, ruhigen, fast nüchternen Richtung der völkerwanderungszeitlichen und wikingerzeitlichen Kunst trotz aller phantastischen Unruhe, von der sie in mannigfachen Mischbildungen durchzuckt wird, zumindest dem Geiste nach doch fort. Ja, in der neueren Zeit steht der Norden dieser kühlen, gediegenen Beherrschtheit wieder nahe. Die Granitkirchen Uplands, die Geschlossenheit von Strangnäs oder Gripisholm, die vornehme Schlichtheit der Inneneinrichtung weisen einen eigenen, den schwedischen Stil. Auch in der Dichtkunst bleibt es nicht bei den ins heldische gesteigerten Schöpfungen der Völkerwanderung oder bei den Künstlichkeiten der Skalden. Germanische, auch nordische Volksdichtung ist bei aller Tiefe einfach und durchsichtig. Und in den ländlichen Volksfesten des heutigen Schwedens schwingt noch etwas von jener bronzezeitlichen Festesfreude nach, die die Felsritzungen von Bohuslän (nördlich Göteborg) zeigen.

Welche aber waren die Ursachen, die der Kulturhöhe der Bronzezeit ihr Ende setzten? In den meisten Gegenden Skandinaviens geht die Zahl der Funde zu Beginn der Eisenzeit stark zurück, während sie in Norddeutschland steigt. Auch daß in der zweiten Hälfte der Bronzezeit das Germanengebiet sich im Westen und noch mehr im Osten beträchtlich weitet, setzt Zustrom und wohl auch beginnenden Druck von Norden voraus. Mehrere voneinander unabhängige Quellen ergänzen einander in der Erklärung dieses Befundes. Die Langobarden berichten in ihrer Stammsage, Übervölkerung, Mißernten, Hungersnot hätten sie zur Auswanderung aus ihrer Heimat in Schonen gezwungen, ja eine Fassung spricht sogar von dem grausamen König Schnee, unter dessen Herrschaft das Unglück gekommen sei. So kann der Sonderfall dieses Stammes Licht werfen auf das Gesamtbild. Der in die Trockenschichten der Torfmoore verwehte Blütenstaub (Pollen) hat bestätigt, daß das Klima der Jungsteinzeit und Bronzezeit wärmer und trockener war und daß zu Beginn der





Eisenzeit eine Klimaverschlechterung einsetzte, die sich erst allmählich etwas besserte. Zur Bronzezeit war Skandinavien mehr als 500 Meter höher hinauf bewaldet als jetzt. Aber dann ging die Baumgrenze der Kiefer um drei Breitengrade zurück, der Weizen gedieh nicht mehr recht in Schweden, der Wasserstand der Seen stieg, große Waldflächen versumpften, Jagd und Ackerbau litten schwer und wahrscheinlich auch der Fischfang, da die Fischbrut von dem Zuströmen des Plankton aus den Flüssen abhängt und gewiß auch hierin Veränderungen stattfanden. Die Menschen verarmten: erbitterte Stammesfehden, Wanderungen, Kulturminderung blieben nicht aus. Fast ein Jahrtausend steht das Germanentum in diesem Unheilszeichen. Seine Haltung ist trotzdem bewundernswert. Wichtige Ansätze bereiten sich vor und aus dem Munde eines Feindes, des Römers Tacitus, erklingt fast uneingeschränktes Lob; die Germanen werden ihm zum Vorbilde und zur Mahnung für das verderbte Rom.

Die Ausbreitung der germanischen Stämme und Völker in der späten Eisenzeit, die sich in der frühen vorbereitet, stößt auf ganz andere Hindernisse als seinerzeit die Abwanderung der indogermanischen Einzelvölker aus den Stammgebieten. Die Indogermanen trafen allenthalben auf Völker, denen sie meistens kriegerisch überlegen waren, und kamen in günstige Gegenden, in denen sie alte Kulturen aus eigener bereichernder Kraft fortsetzen konnten. Die Germanen hingegen stießen, als Übervölkerung und Not sie bedrängten, auf den hemmenden Wall anderer indogermanischer Völker: im Westen und Süden auf die Kelten, im Osten auf die Illyrer. Diese Schwierigkeiten steigern sich später durch die Ausbreitung des römischen Reiches, den römischen Grenzwall (Limes), die römische Politik. So erklärt sich die Hochspannung im späteren Germanentume, die ihm sein kulturgeschichtlich einzigartiges Gepräge gibt. Erst der Vorstoß der Goten, die Eroberung südlicherer Wohnsitze auf dem Boden des Römerreiches, ermöglicht einen neuen Aufstieg. Aber die spätere Eisenzeit der Germanen ist heldisch aufgepeitscht, übersteigert. Die heitere, ausgeglichene Ruhe, die sich in der germanischen Bronzezeit aussprach, steht zu ihr in starkem Gegensatze. Das muß man sich vor Augen halten, um die kulturgeschichtliche Spannweite des Begriffes germanisch zu ermessen.

Die Quellen für unsere Kenntnis germanischen Wesens sind für jeden der drei Hauptabschnitte recht verschiedene, nur die Bodenfunde reichen durch sie alle ziemlich gleichmäßig und als Grundlage für die meisten anderen Erkenntnisse hindurch. Von der Bronzezeit wissen wir bloß durch die Bodenfunde, zu denen in Skandinavien die überaus reichhaltigen Felsritzungen treten. Aber diese Denkmäler müssen wir selbst deuten, kein Name, keine Kunde dringt an unser Ohr. Das ändert sich in der frühen Eisenzeit erst allmählich. Die Felsritzungen versiegen, aber die Nachrichten fremder Völker, der Griechen und Römer, setzen gegen Ende dieser Zeit ein und die späteren Verhältnisse lassen auch auf Früheres

schließen. Die germanischen Stämme und Völker beginnen als geschichtliche und kulturgeschichtliche Persönlichkeiten sich vor uns zu entfalten. Im nächsten Jahrtausend ist das dann noch mehr der Fall. Immer schwerer wird es, das Germanische als Gesamtbegriff festzuhalten, ohne zugleich die reich aufspaltenden Eigenheiten seiner Vertreter gesondert herauszustellen. Kein Wunder bei dem inneren Reichtume des Stammeslebens und bei den großen Räumen, über die hinweg germanisches Wesen sich ausbreitet und aus denen es sich immer wieder neu gestaltet. Mit der späten Eisenzeit setzen dann auch eigene Sprach- und Schriftdenkmäler reicher ein, die Völkerwanderung bringt eine neue, mit neuen Formmitteln arbeitende Kunst, und die Wikingerzeit des Nordens, in vielem schon Nachblüte, steigert alle Äußerungen der Kultur noch einmal zu einer geschlossenen Gesamtwirkung von einziger Einheitlichkeit und Größe.

II. Das erste Jahrtausend: Die Bronzezeit

(1800—800 v. Chr.)

Die Bronze, das „Erz", ist nur eines der Kennzeichen der neuen Zeit, aber ein entscheidendes. Kupfer, Bronze, Gold sind die Wertmetalle, ihr Vorhandensein deutet auf Bernsteinhandel und Wohlstand, auf weltweite Beziehungen, bedeutende Anregungen und auf Kräfte, die imstande sind, solche Anregungen zu verarbeiten, zu vertiefen und dem Volkstume einzugliedern. In den entlegeneren Gegenden setzen sich die neuen Errungenschaften erst allmählich und keineswegs gleichförmig durch. Norwegen bleibt im Grunde bis zuletzt steinzeitlich. In dem wichtigen Felsritzungsgebiete von Bohuslän (nördlich Göteborg) sind die Bronzefunde ärmlich. Rügen, wo man seit alters trefflichen Feuerstein für Werkzeuge und Waffen hatte, hat bisher noch keine Gußform für Bronze geliefert. Der Bernsteinreichtum des Ostens wird erst spät entdeckt.

Die Geräte der Steinzeit aus Stein, Horn, Ton und Holz bleiben aber auch sonst noch lang in Schwang. Keil, Axt (Bild 25, 60, 62), Hammer, Lanzen- und Pfeilspitze werden in dem neuen Stoffe und zum Teil unter dem Einflusse fremder Vorlagen bedeutend vervollkommnet und verschönt. Eingeführte Stichwaffen aus Kupfer und Bronze wußte man, noch bevor man diese Metalle selbst verarbeitete, in Stein nachzubilden. Den heimischen Flintdolch verdrängte aber bald der Bronzedolch und dessen verlängerte Form, das herrliche Bronzeschwert (Bild 3, 4), vielleicht die erlesenste Schöpfung der germanischen Erzschmiede, denen die Herstellung schöner und zweckmäßiger Waffen (Bild 26) vor allem am Herzen lag. Das Horn wird mit Bronze beschlagen (Horn von Wismar, Bild 8, 9), in ihr nachgebildet und zu der veredelten Form der Lure (Bild 10, 11, 48) gesteigert. Auch Schmuck und zahlreiche Gefäße fertigt man aus Bronze, die prächtigsten Stücke allerdings aus Gold. An Bronzegegenständen sind weiter zu nennen Sägen, Sicheln und Messer, auch die Schabmesser zur Bartpflege (Bild 27, 28, 58), Haarzangen, Kämme (Bild 29, 30), Haarnadeln, Nähnadeln und die Prunkformen der Gewandnadeln. Diese und viele andere Gegenstände stellen sich in steter Folge ein und werden so schön und gut hergestellt, daß die ganze Bronzezeit hindurch diesseits der Alpen sich nichts damit messen kann und auch jenseits keine gleiche Blüte eines rein geometrisch verzierenden Kunsthandwerkes erreicht wird.

Das Technische macht gleichsam keine Schwierigkeiten und rasch werden die Vorstufen erklommen. Zuerst lernte man das Kupfer kennen, dann eine Bronze, die fast noch reines Kupfer war, und schließlich hielt

man für gewöhnlich an der vorteilhaftesten Mischung von einem Teil Zinn zu neun Teilen Kupfer fest. Die nächsten Erzgruben waren in den österreichischen Alpen und in Spanien, die nächsten Zinngruben in Britannien. Doch hat man schon in der älteren Bronzezeit das Zinn im Harze zu schwemmen verstanden. Der Tauschwert, auch gegen das Gold, ist vor allem der Bernstein. Die Bronze wird in Formen aus Stein und Ton gegossen. Bei feineren Arbeiten stellte man ein Modell aus Wachs mit Tonkern her, hüllte es in Ton, glühte das Wachs aus und goß das Erz in den Hohlraum. Den Tonmantel mußte man zerstören, um zum Gußstück zu kommen. Dieses wurde nachziseliert und mit dem Bronzestichel gepunzt. Oft waren Vertiefungen vorgesehen, die man mit farbiger Harzmasse füllte. Schließlich wußte man auch Bronzeplatten zu größeren Gefäßen zu vernieten, und in den Luren (Bild 10), den berühmten großen Blashörnern der ausgehenden Bronzezeit, hat die Technik des Gusses und des Verlötens der Gußstücke durch ein sinnreiches Nachgußverfahren eine unnachahmliche Vollendung erreicht. Die mannigfachen Bronzegegenstände dienen aber nicht bloß dem Bedarfe, sondern sind zugleich die Gelegenheit, sich in ihnen gestaltend und zierend auszusprechen. Das wäre nicht möglich, wenn nicht die Metallarbeiten auf einer Formsicherheit beruhten, die in anderen Werkarten längst angebahnt war und entsprechend der fortdauernden und sich ebenfalls vervollkommnenden Bearbeitung von Stein, Holz, Flechtwerk und Leder in ungebrochener Kraft weiterwirkte.

Besonders wichtig sind die Fortschritte in der Verarbeitung des Holzes. Schon der Steinzeit gehört die Errungenschaft des Holzhauses; das hochgiebelige, rechteckige Holzhaus mit Vorbau, das Megaron-Haus, ist schon damals nach dem Süden gewandert. Diese Höhe des Holzbaues wird in der germanischen Bronzezeit fortgesetzt. In Buch (Berlin) (Bild 22) konnte eine bronzezeitliche Halle mit im ganzen acht Nebengebäuden durch Ausgrabung wieder hergestellt werden. Liegt sie auch bereits in dem Grenzgebiet gegen die meist nicht mehr als germanisch, sondern als illyrisch betrachtete Lausitzer Kultur, so kann sie doch germanische Verhältnisse veranschaulichen. Die Halle von Hleidra (Leire) auf Seeland mit ihren Nebengebäuden sah nach der Beowulfdichtung, der dabei völkerwanderungszeitliche Verhältnisse um 500 n. Chr. vorschweben, offenbar recht ähnlich aus, und noch heutzutage ist der Priesterhof von Hals in Nordisland im wesentlichen ebenso angelegt. Da und dort, besonders bei Speichern und Vorratsräumen, ragen auch andere Bauarten herein, aber das germanische Haus bleibt als Wohnhaus und Halle für alle Zeiten von dieser Grundform beherrscht.

Eine Höchstleistung im Holzbaue ist das Schiff. Der Einbaum, dessen Alter ein unvordenkliches ist, weicht in der Bronzezeit kunstreichen, sehr verschiedenartig gestalteten Schiffen, deren Einzelheiten die Felsritzungen (Tafel 15—27) und die Schiffsbilder auf den Schabmessern (Bild 28, 58) zeigen. Wie die vom Giebel des Hauses ausgehenden Dachsparren mit Geflecht, Schilfbelag u. dgl. verbunden sind, so liegt dem Schiffe



der Kiel zugrunde, von dem die Spanten aufragen, die man mit Geflecht verbindet. Die Enden der eingeflochtenen Stäbe stehen dabei pflockartig über den Bordrand empor, und man hat sie zu Unrecht lange Zeit für die Andeutung der Bemannung gehalten, die vielmehr stets besonders eingezeichnet wird (z. B. Bild 33, 50, 57). Das ganze Boot wird dann mit Fell überspannt und die auf diesem angebrachten Muster, die besonders in Östergötland recht gut angedeutet werden (Bild 39), versinnbildlichen mitunter noch das Flechtwerk. Wie der Dachgiebel noch am heutigen Bauernhause in verzierende Tierköpfe, so endet der Kiel am Vordersteven und öfters auch am Hintersteven in Schnitzwerk, Schlangenspiralen (Drachenschiff), Tierköpfe (z. B. Bild 39—41) und selbst Menschenköpfe. Hier muß Beachtenswertes im Holzbehauen und Holzschnitzen geleistet worden sein, aber leider ist von diesen Rundplastiken größeren Maßstabes nichts erhalten. Um das Fellboot beim Anlaufen gegen Unebenheiten des Ufers zu schützen, aber auch für das Seegefecht, versieht man es vorn und mitunter auch hinten mit einer Rammspitze (Bild 34). Man rudert mit Paddeln und verwendet öfters sogar ein bewegliches Steuer (Bild 35). Ja am Schlusse der Bronzezeit scheint man bereits eigentliche Fellboote ohne Geflecht und selbst Faltboote gehabt zu haben, und in der Edda lebt die Erinnerung daran in dem Götterschiffe nach, das aus so vielen Teilen und mit so großer Kunst gebaut ist, daß man es zusammenfalten und in der Tasche tragen kann.

Andere aus Holz gefertigte Gegenstände ergänzen den Eindruck einer nennenswerten Höhe der Holzbearbeitung. Das Haus wird auch beim Grabbau verwendet, der Tote nur mehr selten in einem steinernen Behältnisse, öfter unter dem Dache bestattet, und die Eichensärge Jütlands, die Baumsärge Norddeutschlands, sind richtige Totenbäume (Bild 5, 6; vgl. zu 128, 129), die der Stufe des Einbaumes nahestehen, aber zugleich als Behälter für den Toten an den Musterkoffer des Bronzehändlers (Bild 23) erinnern, der als Behälter für Schmuck und Waffen dient und schon zur Holztruhe überleitet. Die Eichensärge enthielten außer den bronzenen Beigaben auch hölzerne Schalen, deren Verzierung korbartig ist und auf Geflecht als Vorstufe zurückweist, und selbst eine Spanschachtel, in der eine zweite Mütze, der Kamm und das Messer des Toten lagen. Ein andermal ist ihm ein zierlicher Faltstuhl mitgegeben, vielleicht zum Rasten für die weite Wanderung nach dem Totenreiche. Das ist eine viel einfachere, aber im Grundgedanken doch schon eine ähnliche Einrichtung wie das bereits erwähnte Faltboot. Endlich sind als Holzgegenstände des Hausrates der Webstuhl, der von Rindern oder Pferden gezogene Hakenpflug (Bild 45, 49, 51—53), den die Felsritzer abbilden, und ein sehr wichtiger zu nennen: der Wagen (Bild 37, 38). Auch er und der Schlitten dienen wie das Schiff nach späterem Glauben der Jenseitsfahrt des Toten (Bild 76, 78; vgl. Bild 191) und schon früh dem Umzuge der durch ihr Sinnbild oder ihren Priester auf ihm dargestellten Gottheit. Die Felsritzungen zeigen merkwürdige Verbindungen von Schiff und

Wagen zum Schiffskarren und Schiffsschlitten und Fortbildungen des Schiffes zum Schiffsgerüste und zur Bühne (Bild 39 links); die älteste Form des Wagens ist die zweirädrige, von Pferden gezogene, der Streitwagen (Bild 37) des Kriegers, wie ihn auch Kelten, Griechen und Inder hatten. Daneben findet sich der vierrädrige und statt der Pferde als Bespannung das Rinderpaar (Bild 38).

Flechtwerk verwandte man außer am Hause, an den Schiffen, vielleicht gelegentlich am Wagenkorbe und für die ältesten Schilde (Rundschilde; vgl. Bild 77), vor allem für Körbe und kleinere Behältnisse. Daß dieser Gebrauch sehr alt ist, zeigen die sichtlich von solchen Flechtsachen entlehnten Formen und Verzierungen der steinzeitlichen Tongefäße. Diese Zickzacke (Behn 2), Dreiecke, Bogen und gleichmittigen Kreise werden dann von den Tongefäßen auf die Bronzesachen des ältesten Stils übernommen. Auch die sternförmig verzierten Böden der Bronzedosen am Gürtel der Frauen (vgl. Bild 24) und die ähnlichen Verzierungen an der Unterseite von Holznäpfen werden zu einem großen Teile aus solchen ererbten Vorlagen zu verstehen sein. Mit dem Flechten ist das Drehen und Knüpfen von Schnüren, die Herstellung von Geweben, aufs engste verbunden: beides, wie das Töpfern, Frauenarbeit. Die Tracht der Bronzezeit, die Wollstoffe für Kleid und Mantel, die Schale, die prächtigen Quastenenden des Gürtels der Frauenkleidung (Bild 1), zeugen von den Fortschritten, die hier erreicht wurden. Und auch diese Arbeiten lieferten neue Zierformen, die den zweiten Stil der germanischen Bronzezeit beherrschen, nämlich vor allem die Spiralverzierungen, die schützende Verschnürungen nachbilden, wie sie ursprünglich auf die aus Stoff oder Leder verfertigten Aufschläge der Kleidung aufgenäht oder als Schnurverfestigungen an den Waffen angebracht waren. Aber erst spät ist man dazu übergegangen, solches Zierwerk genauer nachzuformen; der ältere und vornehmere Stil bleibt ganz in der Fläche und beschränkt sich auf die fein eingepunzte, zierende Zeichnung.

Sofern fremde Vorlagen hereinkommen, hat man nur übernommen, was eignem Wesen entsprach oder ihm leicht angeglichen werden konnte. Auch das Hakenkreuz mit Spiralenden (Bild 24 und 33) und der Dreischenkel gehört zu dieser jüngeren Schicht und ist aus dem Kulturkreise der mit Bandgeflecht verzierten Gefäße entlehnt. Dort geht es auf Flechtwerk zurück, und auch seine älteste Form, die eckige, die die Germanen erst in der Völkerwanderung übernehmen, ist ein Flechtmuster und die Hakenkreuzmäander der germanischen Gefäße (Bild 98, 99) und Gewebe (Bild 155) geben ebenfalls Flechtwerk wieder. Damit ist der Sinn des Hakenkreuzes, dieses uralt-heiligen Zeichens, das die indogermanischen Völker auf ihrem Schicksalswege schon vom 4. Jahrtausend v. Chr. an begleitet hat, freilich nicht erschöpft. Denn Flechten ist Nornenwerk, ganz wie das Weben; Binden und Lösen hat geheime Bedeutung. Das rechtsläufige Zeichen kündet meist Gutes, das linksläufige Unheil, den Tod. Nicht immer ist der Gegensinn festgehalten, aber in einzelnen Fällen tritt er sehr entschieden hervor und auch die

Bedeutung des Zeichens als Wirbel, z. B. auf den Spinnwirteln von Troja. Das rechtsläufige Zeichen fördert heilbringend die Bewegung des Schiffes (Bild 33), wie auch auf einem Schermesser aus Hannover der rechtsläufige Dreischenkel im Boote steht und das Hakenkreuz auf der Schaumünze von Schonen (Bild 179; vgl. Bild 182) rechtsläufig ist. Hingegen soll das linksläufige, freilich an den Enden umgebogene Zeichen an der Schmuckdose (Bild 24; vgl. Bild 103) oder das einfache der Urne (Bild 98, 99) den Inhalt schützen, an der Lanzenspitze (Bild 101, 102) zusammen mit dem linksläufigen Dreischenkel dem Gegner den Tod bringen. Auch der sechsstrahlige, schützende Wirbel auf dem Schilde (Bild 183) dreht sich nach links. Das hält sich alles im alten, schlichten Sinne dieser Zeichen. Freilich hat man bei den Völkern des Südens die Schenkel des Hakenkreuzes auch auf die Weltgegenden, seinen Drehsinn auch auf den Lauf der Gestirne und den gegenläufigen Mond bezogen, aber das sind, wenngleich zum Teil sehr alte, so doch bereits lauter abgeleitete und oft recht künstliche Auslegungen und nichts deutet darauf, daß auch der Norden sie in dieser Weise gepflegt hätte. Hingegen stellen die ältesten Hakenkreuze bei den Sumerern (3200 v. Chr.) den „Vierwind", d. h. den Wirbelsturm dar, und auch das Hakenkreuz von Tunge dürfte daher dem Schiffe als Zeichen des Fahrwindes voranschweben.

Stärker werden die fremden Einschläge erst in der zweiten Hälfte der Bronzezeit, als die Flächenverzierung bewegter (Bild 24), zur Plastik aufgerauht, die Zierschnur zur Schraubenlinie gesteigert, der ebene Boden der Gefäße gewölbt, die menschliche Gestalt in amulettartigen Rundplastiken und an Messergriffen schüchtern versucht wird. Da dringen auch Pferdeköpfe und Drachenköpfe (Behn 5) und aus dem Hallstattkreise Vögelchen (Bild 11, 31) in den Zierat ein, ja auch der „laufende Hund" (Bild 24) und der klassische Mäander. Im ganzen bleibt aber das Zierwerk der Metallsachen streng geometrisch, wie sein Ursprung aus den verschiedenen Werkarten es bedingt. Bilddarstellungen und Plastiken sind vereinzelte, untergeordnete Erscheinungen an den Bronzen. Eine berühmte Ausnahme ist das in edler Stilisierung verzierte Pferdchen des Wägelchens von Trundholm (Behn 6), das wir wahrscheinlich nicht mehr als solche Besonderheit empfinden würden, wenn wir geschnitzte Steventiere der Schiffe oder Firstenden der Dächer daneben halten könnten. Ist doch dieser ganze Wagen die verkleinerte Wiedergabe eines wirklichen, bestimmt, diesen als Opfergabe zu vertreten. Das Horn von Wismar (Bild 8, 9) zeigt einige Schiffe, vier Räder (einen Wagen) und sechs Menschen um einen Kreis (Kessel?) in allereinfachsten Strichen angedeutet. Auf den Schabmessern sind Tiere (Bild 27), Schiffe (Bild 28) und allerhand Sinnbilder, auch die göttlichen Zwillinge im Boote und mit umstrahlten Häuptern (Bild 58) zu sehen.

Womit die Bronzen kargen, das bietet ein anderer Werkstoff, der Stein, in überraschender Mannigfaltigkeit. Das Steinkistengrab eines germanischen Fürsten in Kivik an der Ostspitze Schonens enthält ähnliche, aber

reichere Bilderfolgen in strengem, stark mit geometrischen Einschlägen durchsetztem Stile (Tafel 9), und die Fülle der Felsritzungen (Tafel 15—27), besonders in Bohuslän und Östergötland, liefert ein geradezu unerschöpfliches Bilderbuch mit ganz einfachen, fast unbeholfenen und doch verblüffend sprechenden Zeichnungen aus frühgermanischem Glauben. Aber das Leben dieser Felsritzer liegt etwas abseits von den großen Hauptstätten der Bronzezeit in Dänemark, auf Seeland, in Schonen und in Norddeutschland, und es erwuchs auch aus etwas anderen steinzeitlichen Voraussetzungen. Südschweden und Mittelschweden sind für die Felsritzungen bloß Ausstrahlungsgebiete, Bohuslän aber, wo sie sich am dichtesten und mannigfaltigsten finden, kann in der Bronzezeit vom norwegischen Östfold nicht getrennt werden. So stehen im Hintergrunde die steinzeitlichen und bronzezeitlichen Felsritzungen und Felsmalereien Norwegens, die über Herjedal auch auf Jämtland übergreifen. Diese noch sehr einfachen Ritzungen gehören zu einer urtümlichen, nichtindogermanischen Schieferkultur des Nordens, deren Träger Fänger und Jäger sind.

In Vingen, im äußeren Nordfjord, ragen um eine kleine, enge Bucht fast senkrecht aus dem Meere nackte, graue Felswände, mehrere hundert Meter hoch. Darunter, am Strande, nur 10—12 Meter über dem Meere, liegen die Ritzungen, etliche hundert Hirsche auf einer Strecke von einigen Kilometern. Sie laufen alle nach Westen, zur See. Zwischen ihnen sind auch einige Schiffsbilder, die an Entsprechendes in Bohuslän gemahnen. Nun war die Umgebung von Vingen noch vor zwei Jahrhunderten, bis das Schießgewehr dem ein Ende machte, eine der hirschreichsten des Westlandes. Große Rudel zogen hier jeden Herbst westwärts bis zum Stattlande. Und hier pflegten die Bauern sie auf höchst altertümliche Weise zu jagen. Man trieb sie einfach die Felswände hinab. Die zerschmetterten, noch zuckenden Tiere waren dann eine leicht einzuheimsende Beute. Ebenso muß es auch in Vingen gewesen sein. Darauf beziehen sich die Felsbilder. Das Ganze ist eine Beschwörung, ein Fangzauber. Er soll den Wildsegen herbeiziehen. An anderen Stellen sind auch Wildfallen angedeutet.

Die Ritzungen von Bohuslän weisen noch Einschläge solcher Zaubergedanken auf, aber man ist vom Jagdzauber meist schon zum Flurzauber (Bild 53) übergegangen. Im Gegensatz zur Mehrzahl der norwegischen liegen sie nicht mehr am Meere, sondern tiefer im Lande, nicht an Steilwänden, sondern auf gewölbten Steinflächen, nicht am Wechsel des Wildes oder seines Todessturzes, sondern rings um die Ackerflur (Bild 32). Einige Gedanken aus der Glaubenswelt der Fänger setzen sie noch fort, aber ihr Geist ist bereits ein neuer, vorwiegend germanischer. Das Land war damals stärker und höher hinauf bewaldet als jetzt, die kleinen Ackerflächen waren dem Walde und Geröll mühsam abgerungen, bloß auf schwierigen Pfaden konnte man zu ihnen gelangen. Die Siedlungen lagen vermutlich meist unten im Fjorde bei den Schiffen, die durch Überfälle

gefährdet waren, während die Flur durch Walddickicht und Felsöde und gewiß nicht zuletzt durch abergläubische Scheu geschützt war. So sind diese Feldfluren abseits vom Alltagsleben des Stammes höher im Binnenlande gelegene, schwer zugängliche, von der Wildnis umhegte Gebiete, in denen der Feldbau der Mittelpunkt einer Fülle festlicher Bräuche war, in die das ganze Leben des Stammes hineinragte. Da sehen wir Schiffe mit allerhand Sinnbildern (Bild 39—41) oder mit Tieren (Bild 50) oder Menschen (Bild 56—58 und öfter) besetzt, Schiffsschlitten und Wagen (Bild 37, 38), Räder (Bild 40), Standarten (Bild 60), heilige Waffen (Bild 60—62), kultische Kämpfe (Bild 53) und „Hochzeiten" (Bild 50, 62), das heilige Pflügen (Bild 45, 49, 51—53), Feste, Schiffsbühnen (Bild 39) und Tänzer (Bild 55, 67), Aufführungen (Bild 39) und Aufzüge (Bild 54), anbetende Menschen (Bild 68) und das ersehnte Wild (Bild 50), Baumkult (Bild 42—47), riesige Göttergestalten (Bild 59, 61), das Rind (Bild 38, 45, 49) und das gezähmte Pferd (Bild 37), in der Spätzeit auch den Reiter (Bild 59), in Östergötland selbst Schweineherden (vgl. Bild 69) — all das als Zauber um die Flur geritzt und in fühlbarer Beziehung zu den Toten, die man auf den schwer zugänglichen Felshügeln mit dem Blick auf das Meer und ihre Schiffe bestattete. Die Toten sollen auf den Schiffen in vergeistigter Form zurückkehren, sollen in das Wild eingehen oder in die Feldfrucht, sie sollen dadurch den Lebenden Nahrung schaffen und von ihnen wieder gezeugt und geboren werden. Eine Art kultisches Drama mit Tänzen auf den Schiffsbühnen und Aufzügen, in das auch schon die Götter eingreifen, wird in sinnbildlicher Verkürzung dargestellt und spricht diese und verwandte religiöse Gedanken in mannigfachen Abwandlungen aus. Der Vergleich mit dem griechischen Drama zu Ehren des Dionysos, des Gottes der Fruchtbarkeit, des Getreides und des aus ihm gegorenen Rauschtrankes liegt nahe. Wie in Hellas tragen auch hier die Darsteller große, aufrecht stehende Geschlechtsteile und mitunter auch Masken. Und wie in Hellas Flötenspiel und Klapper den Umzug des Gottes im Schiffskarren begleiten, sehen wir hier den Baum im Schiffe von Lurenbläsern umstanden (Bild 48). Daß die Toten Wachstum und Fruchtbarkeit bewirken und durch die Nahrung wiederkehren, ist bei den indogermanischen Völkern alter Glaube, bei Italikern, Griechen, Iraniern, Indern.

Die Felsritzungen sind eine Quelle von ganz unschätzbarem Werte für das früheste germanische Altertum, und viel in ihnen Vorgebildetes setzt sich in dem Glauben und den Bräuchen des späteren Nordens fort, z. B. in der Runenritzung von Karstadt (Bild 103). Aber die Aufschlüsse, die sie geben, dürfen nicht ohne weiteres auf andere Gegenden und die Hauptgebiete der Bronzezeit angewandt werden. Die Neigung zum Zauberwesen, zum Aberglauben, zum Tänzerisch-Schauspielerischen, Gauklerischen steht zu der inneren Ruhe der anderen Gebiete in starkem Gegensatze. Ein Wagen, mit der heiligen, auf der einen Seite goldenen, auf der anderen ehernen Scheibe, wohl dem Sinnbilde des wachstumfördernden Mondes

(Wagen von Trundholm), ein Satz von zweihundert goldenen Schiffchen, die den Mondnachen und seine befruchtende Wiederkehr versinnbildlichen, eine Quelle, in die frommer Glaube Haarsträhne und Bronzeschmuck als Opfergabe gelegt hat — das alles wirkt lichtvoll und ausgeglichen im Verhältnis zu der Geisteswelt der Felsritzer. Der Tote wird in den Eichensärgen (Bild 5, 6) bestattet, als ob er sich still zum Schlafe gelegt hätte. Eine Rindshaut ist unter ihn gebettet, die andere deckt ihn. Diese Menschen waren, scheint es, den Gewalten der Natur klarer verbunden, ihr Glaube schlichter. Der Ackerbau wird neben Viehzucht, Jagd und Fischfang betrieben, ohne daß Zauberveranstaltungen erkennbar würden. Die nordische, der alpenländischen in so vielem ähnliche Milchwirtschaft muß mindestens bis in die Bronzezeit zurückgehen. Für die Kleidung verwendet man die Schafwolle. Zur Nahrung baut man Hirse, wohl das älteste Getreide der Indogermanen, Gerste, Weizen und Hafer. Die Feldfrucht wird gestampft, geworfelt, gereutert. In Steinmulden gemahlenes Getreide wurde gewiß auch schon damals auf heißer Asche zu einer Art Knäckebrot gebacken. Hirsebrei und Hafergrütze (Oats) sind Lieblingsspeisen. Man verstand aber auch Bier und Met zu bereiten. Köstliches, auch goldenes Trinkgeschirr (Behn 7) stand für die Tafelfreuden zu Gebote. Doch von altgermanischer Trunksucht kann mindestens in der Bronzezeit noch kaum die Rede sein, der Rauschtrank als Trank der Begeisterung war auf wahrhaft festliche Gelegenheiten beschränkt und hatte dabei tiefere Bedeutung; noch bis in die Spätzeit galt er als der Dichtertrank.

Aber kann es schon in der Bronzezeit eine germanische Dichtung gegeben haben? Der Schluß auf sie und auf Tanz und Musik ist nach dem Gesamtbefunde dieser Kultur und den Verhältnissen bei den übrigen indogermanischen Völkern nicht zu umgehen. Die Tänze und Aufführungen der Felsritzer, ihr zauberhaft-kultisches Drama werden wir uns allerdings vorwiegend als Gebärdenspiel zu denken haben, vielleicht stellenweise begleitet von rhythmischem, dämonenverscheuchendem Lärm. Aber das Hervortreten einzelner sprechender Gestalten, die Beteiligung einer antwortenden Schar an den Höhepunkten der Handlung ist nicht auszuschließen. Mehr wird vorliegen, wo die Lure und die Verehrung der großen Götter hereinragen. Als solche Gottheiten sind, wenn wir von dem fünffingrigen Gotte mit den großen Händen (Bild 63—67) und dem dreifingrigen Gotte (Bild 65) der Felsritzungen absehen, weil sie sich schwer auf spätere Götter beziehen lassen, zu nennen: der gemeinindogermanische Himmelsgott, der bei den Germanen Tiwaz, im Norden später Tyr und bei den Deutschen Ziu heißt. Bei den Italikern entspricht ihm lautgesetzlich und der Bedeutung nach Ju-piter, bei den Griechen Zeus, bei den Indern Diaus. Er führt im Norden später auch den anderen Namen Ullr, der Glanzreiche, und schon in den Felsritzungen Östergötlands steht sein Schwert dem Eber gegenüber (Bild 69), dem heiligen Tiere des Gottes Freyr. Auch einen alten Speergott (Bild 59) zeigen die Felsritzungen, der

vermutlich Gautr hieß und später in dem Wodansglauben aufging. Endlich wurde der Axtgott (Bild 61, 62) oder Hammergott (Bild 67) eingeritzt und das Paar der göttlichen Zwillinge in ihrem Boote (Bild 56—58). Einzelne dieser Gestalten sind übergroß (Bild 59, 61), der spätere Glaube an die weisen, aber ungeschlachten Riesen scheint sich vorzubereiten. Kannte man auch nicht Götterbilder im Sinne des Südens, so hatte man doch heilige Tiere der Götter und Sinnbilder aller Art, Opferstätten und Umzüge. Die Ackerflur der Felsritzer war vom heiligen Hain umgeben. In Hainen, auf Bergeshöhen erfolgte der Kult. Die Felsplatte der Bergspitze, ein Stein oder Steinhaufen, von einer Steinsetzung umhegt, diente dem Opfer. Die heiligen Sinnbilder und Geräte wird man auch an geeigneter Stelle verwahrt haben, obgleich es eigentliche Tempel noch nicht gab. Alle diese Einrichtungen setzen voraus, daß man beim Gottesdienste nicht immer stumm blieb, und die edelgeformten und prächtig gezierten Blashörner werden gegen den Schluß der Bronzezeit zu der Hochform der Lure vervollkommnet, die eine beträchtliche Höhe der feierlichen Musik der Germanen der Bronzezeit bezeugen.

Die Lure (Bild 10/11) ahmen Tierhörner nach und kommen immer paarweise vor; das doppelte Horn gibt auch doppelten Schall. Ihre Klangfarbe, ausschließlich von der Form des Mundstückes bestimmt, liegt zwischen Waldhorn und Tenorposaune. Das Lurepaar ist stets auf genau den gleichen Ton eingestimmt, was ausgebildetes Gehör bezeugt. Von den sechs jüngsten dänischen Luren stimmen vier in C, zwei in Es überein. Das gibt die kleine Terz und wir kennen dadurch wenigstens ein bronzezeitliches Intervall. Zweistimmige Lurenmusik ist nicht zu erschließen, ebensowenig Gesang mit Lurenbegleitung. Zu hoch wird man die Lurenmusik auch sonst nicht einschätzen dürfen und schwerlich haben die Bläser alle etwa 20 über drei Oktaven verteilten Töne, die sich ihren Instrumenten noch entlocken lassen, selbst verwendet, aber die Mehrzahl davon doch wohl, denn wozu sonst hätte man diese technische Höhe erklommen. Daß Klappern und Rasseln zugleich mit den Luren benützt wurden, ja gelegentlich Klapperbleche an ihnen angebracht waren, wird man damit vergleichen müssen, daß auch die Griechen Klappern neben ihren paarigen Doppelflöten verwendeten. Gesang zwischen Lurenblasen, und an den festen Tönen dieser Instrumente geschult, ist aber sehr wahrscheinlich, die am leichtesten ansprechenden Töne der Lure haben die Lage des Männerchores, und eine bedeutende hymnische Dichtung bei den Festen und Kulthandlungen wird man annehmen müssen, wenn auch nur schwache Nachklänge des Hymnischen aus dem späteren germanischen Altertum erhalten sind. Vor allem wird man an solche Dichtung bei der Verehrung des Gottes Thor (Donar) zu denken haben. Dieser Gott und sein Hammer oder die Axt reicht bis in die Felsritzungen zurück (Bild 61), ja der Thorshammer bewahrte sein bronzezeitliches Gepräge bis zuletzt; denn noch im 12. Jahrhundert n. Chr. gab es in Schweden auf einer entlegenen Insel bronzene Thorshämmer im heiligen Haine. Und die

Skalden zwischen 800 und 1000 n. Chr. dichteten gerade auf Thors Großtaten gegen Riesen und Unholde Preislieder, zu denen in Indien die uralten Preislieder des Rigweda an den Gott Indra nach Form, Inhalt und Haltung die nächsten Gegenstücke liefern (vgl. S. 87). Er heißt Asen-Thor, denn seine beiden Söhne sind die beiden Asen, die göttlichen Zwillinge, die später auch Alkis heißen, und auch sie führen auf den Felsritzungen und Schabmessern die Äxte oder werden durch Äxtepaare angedeutet (Bild 39, 57) und ihre heiligen Tiere sind die Pferde (vgl. Bild 19, 29, 109). Sie sind Heilande und Retter aus Todesnot (Bild 56), und da ihnen bei Indern und Griechen etwa zu gleicher Zeit herrliche hymnische Dichtungen gewidmet wurden, ist Entsprechendes auch für die Germanen mit Sicherheit anzusetzen und gewiß nicht auf die Zwillinge zu beschränken. Als Probe mögen drei Verse an die Zwillingsgötter aus dem Rigweda (VII 70, 3; 69, 1 und 7) dienen, die schwerlich vor dem Anfange des 1. Jahrtausends v. Chr. gedichtet sein werden.

Wo ihr hehren Reiter auch immer weilet,
ob auf Wogen, ob in den Pflanzen, ob im
Dorf ihr waltet oder von Berges Gipfel,
ob ihr Güter bringet den frommen Menschen:

kommt mit starken Hengsten auf goldnem Wagen,
dem zu enge Erde und Himmel selbst sind:
des Beschläge leuchten, des Fahrspur Rahm träuft,
der uns Labespeise, ihr Fürsten, herführt.

Auch den einst hinab in die Flut gestoßnen
jungen Bhudschju setztet ihr rettend über,
eure Flügelrosse, die wunderbaren,
brauchend, die nie müden, die nimmer straucheln.

Und zu Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. dichtete der Jonier Alkaios an die Dioskuren (Kastor und Polydeukes):

Kommt vom sternumglänzten Olympos hierher
hehre ihr, des Zeus und der Leda Kinder,
huldvoll, gnädig, zeigt uns euch beide, Kastor
und Polydeukes,

die ihr weit auf Erden und auf dem Meere
überall hin zieht mit den raschen Rossen,
leicht errettet Menschen aus Todesnöten,
tränenumflorten,

springt ihr auf die Spitzen der bankgeschmückten
Schiffe fernher, glanzreich der Segel waltend,
um in Nacht und Finsternis Licht zu bringen
düsterem Fahrzeug.

Beide Male liegt meiner Übersetzung eine elfsilbige Verszeile der alten Dichtung zugrunde, und die Gedanken des Griechen berühren sich vielleicht noch näher mit den für die Germanen vorauszusetzenden als die des Inders.

Wies man auf die Großtaten der Götter in hymnischer Ergriffenheit hin, dann verstand man es auch gewiß, diese Taten selbst und die der göttergleichen, götterentstammten Helden in erzählender Dichtung zu berichten. Sind doch die Zwillinge selbst halb göttliche, halb menschliche Gestalten, in Tod und Leben abwechselnden Schicksalen unterworfen. Auch dichterisch gehobene Formen der Totenklage, Nachreden auf bedeutende Tote, die Ansätze zum späteren Preisliede an den Fürsten sind wahrscheinlich, und zwar ebenso bei der Bestattung in der älteren Bronzezeit wie bei der Vergeistigung des Toten durch das Feuer des Holzstoßes in der jüngeren Bronzezeit und bei dem an beide Arten des Leichenbegängnisses anschließenden Erbmahle.

Die streng geregelten Formen germanischer Dichtung der ausgehenden Völkerwanderungszeit, nämlich Langzeile und Stabreim, oder gar etwas wie die verwickelten Formgesetze der Skaldendichtung dürfen wir allerdings für die Bronzezeit noch nicht voraussetzen, obgleich sie sich von der Ferne schon angemeldet haben können; denn die Anfangsbetonung, durch die das Germanische vom Indogermanischen abzweigt, muß bereits bronzezeitlich sein und ist die Voraussetzung des Überganges des alten indogermanischen Vierhebers in die Langzeile. Ebenso ist der abwandelnde Gleichlauf kurzer, formelhafter Wendungen, wie sie die älteren Hymnen kennzeichnen mußten, die Grundlage des germanischen Stabreimes.

Gewaltige und inhaltreiche Denkmäler wie das Fürstengrab von Seddin (Taf. 7) und das andere von Kivik (Taf. 8, 9) bezeugen hohe Kräfte des Glaubens und ihren Einsatz beim Grabbrauche. In Seddin liegt Brandbestattung vor, in Kivik wahrscheinlich nicht. Dem Fürsten von Seddin folgt das Weib und die Magd in den Tod, dem Fürsten von Kivik werden Gefesselte geopfert, als Gefolge fürs Jenseits. Beide Male tritt die Neun hervor: in Seddin in der Zahl der Seiten und Ecken der Grabkammer, in Kivik in der Zahl der geheimnisvoll schreitenden, verhüllten, scheinbar weiblichen Gestalten (Bild 14, 15). Sinnbildliche Zeichen dürfte es auch in Seddin gegeben haben; dort wurde die weiß und rot ausgeführte Malerei leider nicht geborgen, in Kivik hingegen blieben die in die Steine eingeritzten Zeichen (Bild 16–21) erhalten. Diese Bilder waren im finsteren Grabe den Blicken der Lebenden entzogen, um dem Toten zu dienen, ihm seinen Weg zu weisen und gewiß auch, um seine Heilshoffnungen festzulegen. Der Schreittanz der neun Verhüllten um den Altar erfolgt beim Blasen zweier Luren (Bild 14), ein Mann mit der Klapper gibt den Takt an (Bild 14, 15), Gefangene werden in Gruben oder Kesseln geopfert (Bild 14; vgl. Bild 15 oben), der verklärte Tote fährt auf seinem zweirädrigen Streitwagen ins Jenseits (Bild 15; vgl. Bild 77), zu einem durch den Fisch angedeuteten Wasser. Gegenüber (Bild 20 und 21) sehen wir schon die Schiffe, eines (Bild 20) mit sechs Keulen besetzt, die den sechs Geopferten entsprechen könnten, das andere (Bild 21) mit den gegenständigen Äxten, den Sinnbildern der Zwillingsgötter, die besonders in Seenot helfen. Der Kampf

der zwei Rosse (Bild 15), die auch gegenüber (Bild 19) einander entgegen und hintereinander herrennen, deutet auf Spiele zu Ehren des Toten, aber die Rosse sind eigentlich die Zwillinge selbst, und im Siege des „Göttlichen" über das „Sterbliche" liegt ein Vorentscheid des Schicksals des Toten, um das es auch bei der geheimnisvollen Handlung gehen dürfte, die gleich auf dem ersten Steine (Bild 14) links oben unter dem Henkelkruge dargestellt ist. Das Zickzackband, das, gedoppelt, gleichwie Wellenkämme oder Schlangen, die Pferdepaare trennt (Bild 19), umrahmt dann die beiden rollenden Räder (Bild 18), die noch einmal (Bild 16) unter zwei Zeichen dargestellt sind, die Axtschneiden bedeuten könnten. Sie kehren, etwas freier gestaltet, auf einem Schermesser der späten Bronzezeit wieder und wollen offenbar auch die Räder auf die Zwillinge und ihre Verbundenheit mit dem Laufe der Welt beziehen. Leider steht die Zeit des Kivikgrabes, da sein Inhalt verlorenging, nicht völlig fest. Die Grabanlage und die Form der Prunkäxte (vgl. Bild 25) wirkt höchst altertümlich. Die ausgebildete Gestalt der Lure aber, die Umrahmtheit und strenge Gegliedertheit der Bilder und das Sinnbild über den beiden Rädern (Bild 16) deutet auf die Zeit des Hornes von Wismar (Bild 8, 9), wo wir auch Räder, umrahmte Bildeinheiten, Geopferte um den Kessel sehen, oder auf eine noch spätere Zeit.

Die Zwillinge haben in Kivik ähnliche Geltung wie in Therapne, dem alten Mittelpunkte des lakonischen Dioskurenkultes, wo sie beide unter der Erde weilen. In Sparta befand sich über Kastors Grabe sein Heiligtum. Die Spartaner hatten Doppelkönige, ganz wie etliche Stämme der Germanen. Daß in Sparta der Grabgebrauch den gestorbenen König zu den Dioskuren in Beziehung setzte, ist nicht überliefert; in Kivik liegt es vor. Die Übereinstimmung reicht aber noch weiter. Erzmünzen aus Lakedaimon, freilich nicht ältester Zeit, zeigen ein Amphorenpaar, jede Amphore von einer Schlange umwunden, und auf dem Votivrelief des Argenidas in Verona stehen die Dioskuren noch selbst neben diesen ihren Sinnbildern. Bei der großen inneren Gleichartigkeit der Vorstellungen von den Zwillingsgöttern bei den indogermanischen Völkern wird man annehmen dürfen, daß auch die gegenständigen Gestalten an der Stange im Inneren des Kreisrundes auf dem ersten Steine (Bild 14) diese Zwillinge sind, oder ihnen entsprechen, und daß es Gefäße sind, die an der Stange hängen, wie auch der Henkelkrug das Bild bekrönt. Etwas wie die Schicksalsbestimmung in einer anderen Welt oder im Mutterschoße, die Verteilung der Lebenslose, das Wasser des Lebens und des Todes, ist hier dargestellt, und der Tanz um den Altar und das Opfer darunter soll diesen Entscheid günstig beeinflussen, ebenso der Pferdekampf und das Wettrennen.

An anderer Stelle entspricht dem Grabhügel der heilige Berg. Tacitus erwähnt das wandalische Heiligtum (Wandils-We) der Zwillinge, der Alkis, auf dem Silingberge in Schlesien, und daß dort ein Priester in Weiberkleidern den Dienst versah. Diese Verkleidung und den Gestaltentausch

mit dem Weibe kennen Göttersage und Stammsage. Thor selbst, der Vater der Ansen, unternimmt nach Verlust seines Hammers in Weiberkleidern die Brautfahrt zum Riesen Thrym, und Sif, Thors Weib, verliert durch die List des Loki ihren haddr, ihr langes Haupthaar. Auch bei den Griechen legen Herakles und Achilleus Weiberkleider an. Die silingischen Hasdinge, die Haddinge in Norwegen, von wo die Wandalen über Nordjütland nach Schlesien kamen, Helgi, der Haddingenheld, der wiedergeborene Helgi Hundingstöter, endlich Hadding, der aus der Totenwelt das grünende Kraut heimholt als Unterpfand der Unsterblichkeit, sie alle führen ihren Namen nach dem haddr, dem langen Haare, das in der Sage vom Kampfe der Winniler (Langobarden, Langbärte) mit den Wandalen (s. S. 45) den Männerbart vortäuscht. Diese Winniler-Langobarden nun und ihre Gegner, die Wandalen, stehen unter Doppelkönigen, deren Namen ebenfalls alkishaft sind, und die Winniler selbst kamen nach Schlesien aus Schonen, wo ihr Kampf mit den Wandalen nach der Sage stattfand. So weisen völkerwanderungszeitliche und noch frühere Erinnerungen und Beziehungen wieder in die Gegend des Kivikgrabes zurück. Die neun verhüllten, scheinbar weiblichen Gestalten auf den zwei ersten Steinplatten (Bild 14, 15) werden jetzt verständlich als die alte Vorstufe des schlesischen Alkispriesters in Weiberkleidern, und die drei sonderbaren bärtigen Gestalten in langen Gewändern auf der Bildwebe von Oseberg (Bild 202) dürften herzugehören; die Neunzahl und Dreizahl der Schicksalsgewalten und ihnen entsprechender priesterlicher Körperschaften wechseln oft miteinander. Was im Thrymliede der Edda und in der Winnilersage nur mehr ein Obsiegen ergetzlicher List ist, tritt auf der alten Stufe als eindrucksvoller, ernster Glaube vor uns. Frea wendet in der Winnilersage das Bett ihres Gatten und dadurch das Geschick der Schlacht, im Kivikgrabe sehen wir die zwei Gefäße an der wohl drehbaren Stange. Dazu treten Menschenopfer, Wagen, Sinnbilder der Götter, Lurenblasen, verhüllte Priestergestalten um den Altar und getragene Tänze. Nirgend sonstwo können wir so tiefe Einblicke in germanisches Glaubensleben und Geistesleben frühester Zeit tun wie gerade hier, und kein anderes Zeugnis des Nordens steht in so mannigfacher Beziehung zum Zwillingsglauben der anderen indogermanischen Brudervölker und auch noch zum späteren germanischen Geistesgute wie das Grab von Kivik als das bedeutendste und älteste Denkmal dieser Art.

Das germanische Bronzeschwert dem mykenischen verwandt, die Spirale und geometrische Zier dort und hier herrschend, aber bei den Germanen urtümlicher, ohne daß auf der mykenisch-griechischen Seite Entlehnung von den Germanen anzusetzen wäre, die Felsritzer im Besitze des zweirädrigen Kampfwagens und erfüllt von den Anfängen eines bei ihnen selbständigen Dramas, der Zwillingsglaube bei den Germanen älter bezeugt als bei den Griechen und mindestens gleichzeitig mit den Indern von Boghazköi in Kleinasien — das ist eine aufschlußreiche Reihe von Vergleichsstücken, der man zuletzt in gewissem Sinne noch die Kleidung

hinzufügen kann (Bild I, 2). Wie den Griechen alter Zeit im wesentlichen zwei Kleidungsstücke genügen, Hemd und Mantel, und beide nicht geschneidert, so kommen dank der Gunst des Klimas auch die Germanen der älteren Bronzezeit mit zwei, allerdings wollenen Stoffstücken aus, an denen ebenfalls nichts oder nur wenig zugeschnitten wird: der Mann legt unter die Achseln ein viereckiges Stück Tuch; Lederriemen oder Bänder, die über die Schultern laufen, tragen es, ein Gürtel schließt es um die Hüften. Darüber schlägt er den Mantel, den vorn die Prunknadel zusammenheftet. Die Frau trägt eine Jacke mit kurzen, nicht angesetzten Ärmeln, über die ein Tuch greift, das der in prächtige Quasten endende Gürtel zum Rocke zusammenrafft. Der Mann trägt die Filzmütze, die Frau das Haarnetz, beide sind beschuht. Der Metallschmuck ist, wenn man die Waffen hinzurechnet, bei beiden Geschlechtern ungefähr gleich stark im Schwange und in der älteren Zeit geschmackvoll gemäßigt. Auch die Frau hat einen Dolch, aber doch mehr als Ausdruck stolzer Freiheit. Das Kriegerische ist nirgends übertrieben. Öde Marken zwischen getrennten Stämmen, zerstörende Heerfahrten sind nicht zu beobachten, wenn sich auch das Kriegswesen stark entfaltet haben muß, als die Landnahme, besonders im Osten, fortschritt. Die Züge der Strenge und fast Wildheit, die wir später bei den Germanen und sehr stark auch bei anderen indogermanischen Völkern, die Griechen keineswegs ausgenommen, beobachten, melden sich noch nirgends. Mit achtunggebietender Selbstsicherheit stehen diese Bauern in ihrer kleidsamen Volkstracht vor uns. Haarreste, die sich noch fanden, haben erwiesen, daß es blonde, ihre Langschädel, ihr hoher Wuchs, daß es Menschen nordischer Rasse waren, sie alle ein blühender Ast des großen indogermanischen Stammes und mit tiefem inneren Rechte die Träger einer für jene Zeit und in sich bedeutenden Kultur.

III. Das zweite Jahrtausend: Die frühe Eisenzeit

(800 v. Chr.—200 n. Chr.)

Infolge des Klimasturzes wird der Norden unwirtlich. Die Stämme geraten ins Wandern. Gen Osten hin geben zwar die Illyrer Raum, aber im Westen und Süden erstarken die Kelten. Sie und später die Römer erlangen ihr wirtschaftliches und kriegerisches Übergewicht im Zeichen eines neuen Metalles, des Eisens. Und da man auswärts an den Schmuck verfeinerte Ansprüche stellt, verliert der Bernstein der Germanen an Wert. Das Volk verarmt und muß, um sich zu behaupten, das Eisen für seine Waffen von seinen Feinden teuer erkaufen. Aber lieber gibt ihm der römische Sklavenhändler Wein.

Langsam nur dringt das Eisen ein, erst als Kostbarkeit und dann mit Grauen gehegt. Einen Auftrieb der Kunst, wie die Bronze, bringt es nicht. Zu weichlicher Zier eignet es sich wenig, und man hat für dergleichen auch nicht so viel übrig wie früher. Der Reichtum an Gold ist geschwunden, das Silber kommt auf, aber der meiste Schmuck ist wohlfeile Ware, für die das Ausland Absatz sucht. So bringt das Eisen eine starke Welle der Überfremdung. Es steht auch sonst in schlechtem Rufe. Bei heiligen Handlungen darf nur das althergebrachte funkelnde Erz oder der urtümliche Stein gebraucht werden. Die Schmiede sind lahme Krüppel, landfremdes Gesindel, wie die Zigeuner voll tückischen Zaubers. Selbst auf den Gott der Schmiede färbt etwas davon ab, und nie haben die Germanen ihm bei sich Heimatrecht gewährt; es gibt keinen germanischen Schmiedegott. Wieland ist nicht altgermanisch und ein arger Neidling. Der Recke Starkad versetzt mit Wonne einem buhlerischen Schmied den Schandhieb. Sigfrid muß den Mime abtun. Aber zuletzt, am Ende der Eisenzeit, dringt in der Dichtung von Frodi, dem zum Bedrücker entarteten König des goldenen Zeitalters, auch in den Norden etwas von der tiefsinnigen iranischen Sage, nach der „der Schmied des Reiches" die Entrechteten um sich sammelt und zur Freiheit führt. Das Eisen kann schützen, das Eisen kann auch befreien. Und so lernt der Germane es bearbeiten, mit der Zeit auch in bescheidenem Ausmaße aus Rasenerz selbst gewinnen, und vor allem innig lieben.

Die Germanen haben das Wort für Eisen und lange auch das Eisen selbst von den Kelten bezogen, und diese wieder lernten es wahrscheinlich von den Illyrern kennen und graben. Nach Italien hatten es die Etrusker gebracht, und zwar aus Kleinasien, von wo es auch die Phryger nach dem Norden den Thrakern und Illyrern weitergaben. Aber seine Heimat war der Kaukasus und das Land am Schwarzen Meer. Von da

drang es durch Vermittlung der Hetiter schon in der Boghazköizeit selbst bis zu den Ägyptern, und auch die Inder müssen es damals bereits kennengelernt haben. Die Skythen und verwandte iranische Völker brachten es den Ostfinnen und vielleicht auch den Litauern und Slawen, während die Westfinnen es bereits von den Germanen erhalten hatten. So sehen wir, wie das Eisen sich nach allen Seiten ausbreitet und auf verschiedenen Wegen und Umwegen nach dem Norden dringt, durch die zugleich die weltgeschichtliche Lage der Germanen in der Eisenzeit andeutend umrissen ist. Der eiserne Wall nahe verwandter indogermanischer Völker schließt sich besonders im Westen und Süden um sie, und dem Auswandererschicksal und der Armut verfallen, können sie ihren Feinden bloß eine sich immer steigernde, verzweifelte Tapferkeit entgegensetzen. Aber das Eisen bleibt bis zur Zeitenwende in Germanien ein allzu seltenes und oft vergeblich begehrtes Gut.

Folgende Vorgänge erfüllen das Jahrtausend: da die Kelten im Westen den Weg verlegen, dringen die Germanen zunächst in der Richtung des geringeren Widerstandes im Osten und dann nach dem Südosten vor. Das gibt dem ganzen Zeitabschnitte sein Gepräge und entscheidet auch über den nächsten, da sie zuletzt vom Südosten her griechisch-skythische (sarmatische) Anregungen empfangen und Rom überwinden und durchdringen — beides die Vorgänge, die ihre neue Blüte im nächsten Jahrtausend vorbereiteten. Jedoch auch in der Richtung des größeren Widerstandes ernten sie Ehre. Sie erweisen sich den Kelten trotz allem bald überlegen und gewinnen gegen sie Raum. Endlich breitet sich vom Süden das römische Weltreich aus. Der Kelten wird es leicht Herr, der Germanen niemals.

Die Rolle der Kelten bleibt trotz aller äußeren Gunst und trotz verblüffender Erfolge in allen Dingen der Kultur recht dürftig. In der Bronzezeit traten sie weder durch politische noch durch schöpferische Kräfte hervor. Ja schließlich unterlagen sie sogar eine Zeitlang dem Einströmen der Illyrer, denen aber alsbald im rauh gewordenen Osten die Germanen, das Klima und zuletzt die Einfälle des Reitervolkes der Skythen unbequem wurden. Die Hallstattkultur, in der sich das Eisen schon immer stärker bemerkbar machte, war eine keltisch-illyrische Erscheinung, und schon gegen Ende der Bronzezeit haben von ihr aus eitler Prunk und wohlfeile Massenware auch bei den Germanen um sich gegriffen. Als dann die Illyrer ihr Gebiet im Nordosten räumen mußten, haben die Germanen davon weit weniger als die Kelten, die nun rasch hochkommen und zunächst im Westen die nichtindogermanischen Ligurer und Iberer überrennen. Schon im fünften Jahrhundert stoßen sie nach Spanien, im vierten nach Oberitalien und durch Gallien nach Britannien, im dritten die Donau abwärts bis zum Schwarzen Meere, nach Delphi und selbst nach Kleinasien vor, wo sie das Galaterreich gründen. Durch ihre Eroberungen erhalten sie nachdrückliche Fühlung mit den Kulturen des Südens. Von Italien her werden die

Etrusker ihre Lehrmeister und bringen ihnen künstlerische Anregungen und die Anfänge städtischer Kultur. Von Massilia her dringt griechisches Wesen bei ihnen ein, ihr Zug nach dem Balkan bringt sie mit den Makedonen in Berührung, und die Goldmünze des Philippos wird die Vorlage ihres Münzwesens, das erst Cäsar vernichtet. Am Pontus entlehnen sie aus dem griechisch-skythischen Bereiche. Alle diese Einflüsse machen sich in verschiedenen Abstufungen in der eigenartigen Mischkultur geltend, die sie vom 5. Jahrhundert an entwickeln. Nach einem aus einer Untiefe (La Tène) des Neuenburger Sees in der Westschweiz gehobenen Funde bezeichnet man diese Kultur als La-Tène-Kultur. Aber trotz des Reichtums, auch Goldreichtums, und einer gewissen geschmackvollen Gediegenheit, mit der sie einsetzt, bildet sie sich doch nicht weiter, verblaßt und wird Massengut.

Zu einer eigenen, halbwegs in sich ausgeglichenen Kultur haben es die Kelten auch sonst nicht gebracht. Dazu waren die Einschläge der rassenverschiedenen Vorbevölkerungen, die sie im Laufe der Zeit bei ihrer großen Ausbreitung in sich aufgenommen haben, offenbar zu verschiedenartig und zu ungünstig. Die obersten Schichten frönten bald fremdländischem, zuletzt römischem Luxus, das Volk war geknechtet, die Druiden sicherten sich ihre Priesterherrschaft. Der Firnis der Scheinkultur kann die erschreckende Wildheit nicht decken, die diesem mehr prahlsüchtigen als tapferen, aber in seinen Leidenschaften gefährlichen Mischvolke innewohnte. Sehr kennzeichnend sind die keltischen Münzen. Den Apollonkopf der griechischen Vorlage deutet der Kelte als Feindeshaupt und zeichnet den Dolch darunter, mit dem es abgetrennt wurde, oder läßt es auf dem Spieße stecken. Ist der Hausherr gestorben, so macht man seine Weiber verantwortlich, foltert sie und verbrennt sie, wenn es den Priestern gefällt. Auch große aus Ruten geflochtene Götterbilder füllt man zum Feste mit lebenden Menschen und verbrennt sie. Es ist wohl kein Zufall, daß Inquisition und Autodafé (actus fidei!) aus Gallien und Spanien kamen. Noch in den späten irischen Erzählungen staunen wir über viele fremdartige Züge, eine zuchtlose, auf Mutterrecht zurückweisende Weiberherrschaft, das Männerkindbett, das Ausschlürfen des Hirnes des Feindes.

Der indogermanische Grundstock des noch nicht zu weitgehend vermischten Keltentums stand den Germanen aber äußerst nahe. Eine Fülle stammverwandter Wörter verbindet nur diese beiden Völker miteinander. Daß die Ausdrücke für Schlacht, Kampf, Heer, Reiterei und die Namen, die auf solchen Begriffen beruhen, sich weitgehend decken oder berühren, weist auf alte gemeinsame Vorliebe für das Waffenhandwerk. Die Führung hierin lag aber bei den Germanen, vor denen die Kelten durch Jahrhunderte ständig zurückweichen, um dann ihre Freiheit nach kurzem Widerstande an die Römer zu verlieren. So sehr erkennen sie die Überlegenheit der Germanen an, daß einzelne ihrer Stämme sich vor den andern germanischer Herkunft rühmen. Ein Austausch dinglicher Kultur zwi-

schen beiden Völkern findet statt, greift aber nicht besonders tief. Die Kelten übernehmen die Lendenhose und den Ausdruck dafür: Bruch; ebenso das Hemd, und Gallier und Römer die Seife. Das ist alles germanisches Eigengut, während die Kelten Fremdgut vermitteln, z. B. das Eisen, die Begriffe für Festung (keltisch dunum, germ. tuna; gallisch briga, deutsch Burg), vielleicht das Segel. An einzelnen Stellen haben die Germanen, wo sie Kelten verdrängten, deren äußeren Kulturbesitz zum Teile mit übernommen. Aber im ganzen verhielten sie sich recht ablehnend, und sind in ihrem Kerne ziemlich unberührt geblieben.

Der geistige Einfluß des Keltentums ist noch geringer. Die keltisch-germanische Mischkultur, die sich unter römischem Einfluß zuletzt herausbildet, bleibt im wesentlichen auf die Gegenden links des Rheins beschränkt. Die Verehrung der gabenspendenden, schicksalverhängenden Mütter, die in rheinisch-römischen Bildwerken und Inschriften begegnet, hat ihre Gegenstücke bei den meisten indogermanischen Völkern und in den Disen und Nornen des Nordens. Sie wird eine zeitbedingte Ausprägung alten Stammbesitzes sein, und es läßt sich kaum entscheiden, ob die Kelten oder die Germanen stärker an ihr beteiligt sind. Gewiß nicht keltisch ist der Gott Thunaras (Thor, Donar), den man von einem keltischen Tanaros herleiten wollte; aber letzterer ist nur der Fehler eines Steinmetzen, der diesen Namen statt des richtigen (Taranos) einmeißelte. Der germanische Gott Thunaras gehört vielmehr samt dem Glauben an die göttlichen Zwillinge gewiß bereits der Bronzezeit. Überhaupt hat man den Einfluß der Kelten maßlos überschätzt. Aber bei dem späteren Übergange des germanischen Wesens ins Deutsche hat das Keltent m viel dazu beigetragen, daß weichere Gefühle, die Neigung, sich selbst zu bespiegeln, und das Halbdunkel der Seele um sich griffen.

Der zweite und unvergleichlich größere Feind, mit dem sich die Germanen gegen das Ende der frühen und den Anfang der späten Eisenzeit auseinanderzusetzen haben, sind die ihrer italischen Grundlage nach den Kelten und den Germanen selbst aufs nächste verwandten Römer. Aber eine stark entfremdende Sonderentwicklung, das Einströmen des Etruskischen, dann von Süditalien des Griechischen, die Entfaltung des Stadtstaates zum Weltreiche, ist dazwischengetreten. Die Fühlung der griechischen und römischen Welt mit den Germanen erfolgt zunächst durch den Handel. Die griechisch-römische Industrie sucht Absatz für ihre Waren, Reisende tasten sich donauaufwärts durchs skythische und später im Westen durchs keltische Gebiet in die nebelhafte Ferne des Nordlandes. So kommt es, daß man zunächst nur Skythen und Kelten kennt, wenn auch der Grieche Pytheas gegen Ende des 4. Jahrhunderts von Massilia aus zu Schiffe so weit vordringt, daß er die Sonne bald nach ihrem Untergang wieder aufgehen sieht, das Wattenmeer und Helgoland mit seinem Bernsteine kennenlernt und bereits einzelne germanische Namen nennt.

Dann kommen die Germanen selbst zu den Römern: Kimbern, Teutonen, Ambronen, am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. Sie suchen in

Oberitalien Land, wie es einst die Kelten erlangt haben. Trotz überlegener Bewaffnung und Taktik vermag Rom die durch die lange Wanderung und die Vermischung mit fremdem, besonders keltischem, Zustrom verwilderten Scharen erst zu vernichten, als sie bereits durch den Einfluß des Südens verderbt sind. Eine Reihe kennzeichnender Züge werden berichtet. Die Kimbern fahren im Schnee von den Bergen auf ihren Schilden herab. Eine römische Besatzung, die sich tapfer gehalten hat, lassen sie nach Abschluß eines Vertrages abziehen, den sie bei einem ehernen Stiere beschwören, den sie mit sich führen. Zum Angriffe gehen die Ambronen vor, indem sie die Waffen im Takte zusammenschlagen, alle zu gleicher Zeit Sprünge ausführen und ihren Namen rufen. Die Kimbern haben, bereits recht ungermanisch, glänzende eiserne Rüstungen mit Helmen, die geöffneten Tierrachen gleichen, Federbüsche, weiße Schilde, zweispitzige Speere, schwere Schwerter. König Teutobad, ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße, springt über vier Rosse, der junge Bojorix (d. h. König der Bojer) zwingt einen gefangenen römischen Legaten zum Zweikampfe und tötet ihn. Die Kriegsbeute soll niemandem Nutzen bringen, sondern ist den Göttern geweiht. Die Gewänder werden zerrissen und in den Kot getreten, Gold und Silber wird in den Strom geworfen, Panzer und Pferdegeschirr werden zerhauen, die Pferde ertränkt, die Gefangenen an den Bäumen erhenkt. Die grauhaarigen Priesterinnen tragen weiße Linnengewänder, auf der Schulter mit Spangen befestigt, einen ehernen Gürtel, und sind barfuß. Sie opfern die Gefangenen in einem riesigen ehernen Mischkessel, indem sie ihnen die Kehle durchschneiden und aus ihrem Blute wahrsagen. Bei der Schlacht schlagen die Weiber auf Rindshäute, die auf das Flechtwerk der Reisewagen gespannt sind. Erliegen die Männer, so ergeben die Weiber sich nicht, sondern töten, wenn ihnen nicht zugesagt wird, daß sie unberührt bleiben, ihre Kinder und sich. In allen Berichten zittert noch der Schrecken, aber auch die staunende Achtung nach, die diese gewaltigen, in ihrem Wollen und Tun den Römern ganz unverständlichen Feinde ausgelöst haben.

Später werden sich die Römer klar, daß diese Völker von der Nordspitze Jütlands kamen, aber der weltgeschichtliche Sinn des Vorgangs lag außerhalb ihrer Blickweite. Erst vorgeschichtliche Forschung konnte hier Licht schaffen. Mit dem Zuge der Kimbern ist der Vorstoß der Langobarden zur Elbe, die Besiedlung Schlesiens durch die ebenfalls von Jütland und Südnorwegen nach der Odermündung vordringenden Wandalen und eine Reihe ähnlicher skandinavischer Zuzüge zur Weichsel verknüpft, die erste Vorstufe der später vom Osten her einsetzenden germanischen Völkerwanderung. Die Wandalen bleiben im Lande, die Kimbern, Teutonen, Ambronen aber ziehen oderaufwärts, reißen bei Breslau Teile der keltischen Bojer mit sich und eilen dann in getrennten Heerzügen, von Westen und Osten nach Italien einbrechend, dem Untergange zu.

Der Eindruck, den die Römer in den nächsten Jahrhunderten ergrei-

fender Kämpfe mit dem oft besiegten, aber nicht bewältigten, unfaßbaren Feinde erhalten, wird freundlicher, obgleich sie als Volk des Niedergangs die Germanen nie wirklich verstehen konnten, während der unsere von den Römern der Folgezeit ein immer ungünstigerer wird, obgleich wir uns bis zur Selbstaufgabe in sie hineingedacht haben. Als Kulturbringer zu den Germanen zu kommen, sie im guten Sinne des Wortes zu kolonisieren, war nicht ihre Absicht. Sie wollten ausnützen und herrschen und, soweit das nicht ging, sich sichern. Jedes Mittel war ihnen dazu recht. Das war gut so, denn es löste den Widerstand aus. Aber die römische Kultur hatte auch nicht die inneren Kräfte, den Germanen etwas zu sein, denn sie war bereits eine Kultur des Verfalls und bloßer Schein. Was die Römer den Germanen brachten, war wenig Gutes, wenig für das andere Land und die anderen Menschen Geeignetes. Der germanische Heerbann beruhte auf den Banden des Blutes, auf freier Gefolgschaft und kühnem Einsatz; die römische Unterordnung, Bewaffnung, Berechnung wollte man nicht nachahmen. Maß, Gewicht, Münze standen im Dienste des aussaugenden römischen Handels. Die Einfuhr des Weines haben germanische Stämme mit Recht öfter verboten, leider erfolglos. Den Gartenbau, den die Römer selbst erst frisch aus Griechenland und Kleinasien übernommen hatten, brauchte man nicht. Der Steinbau hat später auf lange Zeit die Kunst des germanischen Holzbaues erdrückt. Das römische Recht war nur für die Römer und artete meist in Unrecht aus. Nichts läßt sich den Greueln des Zirkus und der Ausbeutung und Entwürdigung der Sklaven in Rom vergleichen. Die römische Religion war ein klägliches Gemisch von Aberglaube und Unglaube geworden. Den höheren geistigen Werten, die man den Griechen verdankte und in volltönenden Grundsätzen verkündete, widersprachen Leben und Taten. Kunstwerke verstand man zu rauben und zu kaufen, aber nur selten nachzuahmen. Durch die Beschränkung des Nachwuchses gerade der Besten verfiel das römische Volkstum. Jene germanischen Stämme, die in diesen Verderb hineingerieten, wurden den anderen zum warnenden Beispiel. Erst als Rom den Germanen zugefallen ist, wird ihnen sein Nachlaß zur Gefahr. Einzelnes haben auch die Römer von den Germanen übernommen, z. B. die Seife, Hafer und Roggen und den inzwischen aufgekommenen Räderpflug. Wichtiger war der geistig-sittliche Einfluß. Die germanische Leibwache der Kaiser zeigte den Römern, was Treue ist, und Rom wäre viel rascher zerfallen, wenn es sich nicht zweier so großer und edler Feinde zu erwehren gehabt hätte wie der Germanen im Nordwesten und der Parther im Südosten.

Die innere Größe des Germanentums hat um 98 n. Chr. in einem blendenden Schriftwerke Gestalt gewonnen, an dem sich seit dem 16. Jahrhundert deutsches Selbstbewußtsein immer wieder mit Recht entzündete: in der Germania des Tacitus. Durch sie ist nach einem schönen Worte Jakob Grimms ein Morgenrot in unsere Frühgeschichte gesetzt, um das uns andere Völker beneiden können. Infolge des Verlustes vieler anderer und wahr-

scheinlich weit bedeutenderer Quellen ist sie das älteste zusammenfassende Werk über die Germanen. Eine ganze Reihe wichtiger Angaben ist uns nur durch sie erhalten, und so war sie lange Kern und Ausgangspunkt der germanischen Altertumskunde. Darin ist nun ein gewisser Wandel eingetreten. Man hat die Abhängigkeit des Tacitus von seinen Quellen und die Mängel seiner Darstellung beurteilen und man hat dem Boden der Heimat eine Fülle für sich sprechender Denkmäler entnehmen gelernt. So ist die Germania nicht mehr bloß ein höchst wertvolles Zeugnis für die Germanen, sondern sie ist auch immer mehr ein Zeugnis über den Römer Tacitus geworden. Dieser Schriftsteller, der Geschichtsschreiber wurde, weil ihm die Zeit für den Rednerberuf nicht mehr günstig schien, und der doch immer bloßer Redner blieb, dieser Realpolitiker, der sich unter Domitian duckte, um unter Nerva Konsul zu werden, der nutzlose Opfer für Ideale mißbilligte, aber zarte Bilder des altrömischen Familienlebens zur Rührung der Zeitgenossen zu entwerfen wußte, dieser düstere und dekadente Artist, dem es mehr auf schillernde und pathetische Sentenzen ankam als auf die Wahrheit — wie hätte es sich dieser Mann entgehen lassen sollen, eine Monographie über die Germanen in dem Augenblick herauszubringen, in dem dieses Volk erneut die ernste Sorge aller Römer war! Vielleicht meldete sich in Roms Damen, wenn sie gern blondes Haar trugen, das man in Menge aus Germanien bezog, etwas wie ein verlorenes Rasseideal, und vielleicht regte sich auch in Tacitus, als er den blonden Kraftnaturen des Nordens sein journalistisches Interesse zuwandte, etwas wie die Sehnsucht nach altrömischer Größe. Aber das reichte bloß mehr dazu, die Kultur der Germanen als rührenden Urzustand etwas herablassend, ihre Schwächen mit dem kalten Blicke des unbedenklichen Feindes, ihre beängstigende Kraft mit der wohlfeilen Haltung des Moralisten hinzustellen. Liest man diese Germania aus heißer Sehnsucht nach Vorzeitkunde, dann ist es ein hinreißendes, begeisterndes Buch; denn es zeugt trotz allem von der ungeheuren Macht und Hoheit der Germanen. Liest man sie als Erzeugnis der römischen Literatur, dann sinkt sie freilich um etliche Stufen herab. Tacitus schildert nichts aus eigener Anschauung des Landes. Er schwelgt in den völkerkundlichen Gemeinplätzen seiner Zeit, die er, wo es paßt und nicht paßt, auf die Germanen anwendet. Und was ihm am meisten fehlt, die selbständige, klare Weltanschauung, ersetzt ihm die ihm auf verschiedenen Wegen und zumeist aus den Schriften des Syrers Poseidonios zugeflossene Lehre der Stoiker, daß die Menschen vom Klima abhängen und von der Kultur verderbt werden. Sein Urteil, auch sein Lob, wiegt daher gering, und wir sind glücklicherweise schon lang nicht mehr darauf angewiesen. Wichtiger ist der Wert seiner zum Teil recht guten Quellen. Am wichtigsten ist dies: die germanische Vorgeschichte setzt schon fast zwei Jahrtausende vor Tacitus mit reichem Stoffe ein, und was uns der Römer berichtet, fügt sich daher als klar umgrenzter und gut überprüfbarer Beitrag in den Rahmen eines unvergleichlich reicheren Bildes.

Nicht der Kelte, nicht der Römer gibt dem Germanentum der Eisenzeit die entscheidende Präge, sondern der Aufbruch nach dem Osten. Hier kommen die Germanen mit Völkern in Berührung, die ihnen in ihrer geistigen Haltung näherstehen als die von den Hochkulturen des Südens schon früh angekränkelten Kelten und die sie ausbeutenden Römer. Vom Osten kommt, die jüngere Bronzezeit einleitend, die Brandbestattung. Die Germanen halten an ihr bis zuletzt ziemlich einheitlich fest und entwickeln aus diesem Brauche eine tiefsinnige Glaubenswelt. Vermittler waren vermutlich die Illyrer, die samt Balten, Slawen, Thrakern, selbst schon einer gewissen Schicht der Italiker, homerischen Griechen und Inder von dieser Welle erfaßt wurden, und auch die Kelten vermögen, dem illyrischen und später germanischen Einflusse unterworfen, nicht durchwegs bei ihrer Körperbestattung zu bleiben. Auf den Osten weist der Werwolfglaube. Herodot berichtet ihn von den Neurern, einem Volke im Norden der Skythen. Doch gehört die eigenartige Vorstellung auch bereits dem frühgriechischen und indischen Altertum. Zu Beginn der Eisenzeit oder bei der durch den Zuzug aus dem Norden erfolgten Umschichtung der germanischen Stämme an der Ostsee wird sie eingedrungen sein und den schon im indogermanischen Altertum vorgebildeten Altersklassen und Jünglingsweihen der Germanen die besondere Wendung ins Leidenschaftliche gegeben haben. Und gegen Ende der frühen Eisenzeit kommen im Südosten die Runen auf, mit geheimnisvollem Brauchtum umwoben. Endlich ein Erwerb der dinglichen Kultur aus dem skythisch-sarmatischen Reiterlande: die lange Hose (Bild 80—86), in der die Römer die Germanen häufig abbilden. Der berühmte Stein von Mainz zeigt die trauernde Germanin in enganliegender rautengemusterter Hemdhose (Bild 83). Aber es geht mit der langen Hose wie mit anderen Erwerbungen. Das Alte besteht daneben fort und die Kleidung wird bloß mannigfaltiger. Die altgermanische Lendenhose (Bruch) hat sich bis in die Neuzeit erhalten und wurde auch von Frauen gelegentlich getragen. In der isländischen Njálssaga, die um 1000 n. Chr. spielt, hat die schöne aber leider diebische Hallgerd den Spitznamen Hochhose wie der Habicht; denn sie ist so hoch gewachsen, daß die Bruch ihre Schenkel nicht voll bedeckt.

Die Brandbestattung führt schon im Äußeren zu völliger Umgestaltung des nordischen Grabbrauches. Die Steinkiste und der Hügel für den Toten werden langsam entbehrlich. Es genügt, die mit Resten der Knochen und Beigaben gefüllte Urne zwischen Steinen zu verwahren. Schließlich begnügt man sich, die Brandreste in eine Grube zu schütten. Woher der neue Glaube letzten Endes kam, ist noch nicht entschieden. Eine ähnliche Welle der Brandbestattung hat schon eineinhalb Jahrtausende vorher sich vom Dnjepr durch Deutschland bis Nordfrankreich erstreckt. Wollte man einst den Toten in seiner ewigen Wohnung zufriedenstellen und vielleicht durch die auf ihn gehäuften Steine und den Hügel hindern, als Leichengespenst wiederzukehren, so bezweckte das Verbrennen anfangs möglicherweise seine vollständige Vernichtung, wie bei Wiedergängern

und Hexen. Doch gewiß setzte schon früh der andere Gedanke ein, daß er nicht erst von Würmern benagt, sondern von den irdischen Schlacken befreit und durch die Flamme verklärt ins Totenreich oder in das ewige Lichtreich eingehen soll. So dachten es sich die homerischen Griechen, so die Inder. Entsprechendes gilt für die Germanen. Selbst die Beisetzung und Verbrennung im Schiffe belegen bereits bronzezeitliche Steinsetzungen in Schiffsform um das Grab. Der Glaube bleibt bis in die Wikingerzeit lebendig (Bild 203). Aber nicht immer will man, daß der Tote zu Schiffe oder zu Wagen ins Jenseits fahre; öfter noch will man ihn bloß verwahren. Dinge, die man im Jenseits wiederhaben will, legt man weg, vergräbt sie, versenkt sie im Moor. Dadurch sind sie den Göttern anvertraut, wie die Verbrecher, die man im Moor versenkte, ihnen ausgeliefert sind, oder wie man die Beute, nachdem man sie zerstört hat, ihnen durch Weglegung weiht. Oder man verbiegt das Schwert (Bild 79), um dem Toten seinen Gebrauch zu sichern. In ähnlichem Sinne ist auch der Tote selbst im Grabe oder in der Urne eine weggelegte Sache. Die Urne ist Vorratsgefäß. Wie man in ihr Schätze verwahrt, so auch die Brandreste. Ja mitunter bildet man die Urne geradezu als Speicher (Bild 72, 73). Der Totenglaube erweist sich, wie bei den Felsritzern, den Gedanken an Ernte und Aussaat verbunden.

Zu Beginn der frühen Eisenzeit hebt sich aus der ostgermanischen Gruppe an der unteren Weichsel und im anschließenden Pommern ein Stamm ab, der die Asche seiner Toten in Urnen bestattet, die mit Gesichtern geschmückt sind (Bild 74—77). Die Annäherung an den Kopf einer Eule (Bild 74), an anderen Urnen die herausgestreckte Zunge, deuten darauf, daß man damit böse Einflüsse abwehren, den Inhalt der Urne schützen wollte. Man brachte die Fratze so an, wie der Bauer heute noch die Fledermaus an das Scheunentor nagelt. Die Mehrzahl der Gesichtsurnen jedoch gibt dem Gedanken eine andere Wendung. Das Gesicht wird zu dem des Toten (Bild 75—77), die Urne zu seinem Leibe; Schild und Schwert, Schmuck und Kleidung, Mann und Frau werden andeutend unterschieden. Von diesem Stamme aus erfolgte nun der erste bisher bekannte Vorstoß der Germanen nach dem Südosten. Bereits um 200 v. Chr. wird die Stadt Olbia an der Mündung des Bug, etwa 80 Jahre später die Stadt Istros an der Donaumündung von den Skiren und Bastarnen bedrängt. Philippos V. von Makedonien (bis 179 v. Chr.) und sein Sohn Perseus rufen die Bastarnen über die Donau, sie verheeren Thrakien und die Gegend am Hellespont, und unter Commodus (180 bis 192 n. Chr.) dringen sie selbst bis Lydien in Kleinasien vor. An der Donaumündung nennt man sie Peukiner, in den Karpathen Sidonen, und so oder ähnlich (Sitonen, Sidinen) hieß auch wahrscheinlich schon vor der Zeit des Tacitus das Stammvolk an der Ostseeküste. Daß eine Frau über sie herrschte, wie Tacitus, der sie nicht recht unterzubringen weiß, angibt, muß daraus mißverstanden sein, daß sich der nach der Donau abgewanderte Teil den sarmatischen Weibern ergeben, d. h. mit ihnen ver-

mischt hatte. Der Name Bastarne bedeutet nämlich Bastard, und man unterschied von ihnen die Skiren, d. h. die Reinen. Solch ein Skire war Odoaker, den Theoderich 493 n. Chr. tötete.

An der Stelle der Sidonen und offenbar nur als anderen Namen für sie nennt Tacitus die Lemovier, dann an der Küste nach Osten hin die Rugier, endlich die Goten. Von den Veränderungen, die im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. die Züge der Kimbern, der Wandalen und der Langobarden gebracht haben, war schon die Rede. Die Rugier machen sich etwa von 150 v. Chr. von Elbing bis Kolberg bemerkbar. Etwas später dringen die Burgunden ebenfalls aus Skandinavien in das östliche Hinterpommern ein. Am Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. kommen die Goten und Gepiden aus Ostschweden ins untere Weichselgebiet und drängen die Rugier nach dem Westen ab. Zu den Wandalen stoßen auch die Silingen, die Schlesien den Namen geben. Es kommt zu Kriegen und einer Eidgenossenschaft einzelner dieser Stämme unter dem Namen Lugier. Die Reste der Kelten werden völlig aus dem Osten verdrängt, an Stelle der Bojer, nach denen Böhmen Bojerheim heißt, treten die Markomannen, die man daher auch Bajuwaren, d. h. Platzhalter der Bojer, nennt. Die Quaden in Mähren schließen an. Im 2. Jahrhundert n. Chr. breiten sich die Wandalen nach Nordungarn und bis zur Theiß aus und nehmen an den Kriegen der Markomannen gegen die Römer teil. Zur selben Zeit etwa gründen die Goten bereits am Schwarzen Meere ihr großes Reich. Damit ist der germanische Aufmarsch im Osten im wesentlichen beendet, die Welle kann im nächsten Jahrtausend alle Dämme durchbrechen, Roms Fall ist vorbereitet (vgl. die Karte S. 57).

Der Zug der Kimbern, die Sweben des Ariowistus, der Ruhm des Arminius, sie haben, so sehr auch Sippenfehden und Blutrache hereinspielen mochten, keinen dauernden Niederschlag in der Überlieferung des eigenen Volkes hinterlassen. Erfahren wir von Liedern auf Arminius, so müssen wir an Preislieder denken, nicht an Heldenlieder, und sie sind verschollen. Anders die Erinnerungen an den Osten (vgl. die Karte S. 14).

Da haben wir die Lieder von Helgi (Edda I Nr. 19—21 Genzmer). Er ist der „Heilige, Unverletzliche", der einer besonderen Waffe an geweihter Stelle im Fesselhaine erliegt. Aber er kehrt aus dem Totenreiche zu seiner Gattin Sigrun, die ihn im Grabhügel erwartet, wieder und bringt Kunde aus dem Jenseits. Der tiefe Gedanke, daß die Bestattung als Hochzeit gilt, und die Hoffnung auf neues Leben vom Toten klingt später bei Balder und Nanna, Sigfrid und Brunhild in vollen Tönen an: es sind alte Weihen, zu denen andere indogermanische Völker Gegenstücke liefern. Auch haften an dem Paare Helgi-Sigrun eigenartige Vorstellungen von dem Helden und seiner Walküre und von beider Wiedergeburt zu ähnlichen Lebensläufen. Der wiedergeborene Held heißt ebenfalls Helgi und gilt als der Haddingen-Held. Die Haddinge aber sind ein Gegenstück zu den Zwillingsgöttern des alten wandalischen Kultkreises, den Alkis. So wundern wir uns nicht, daß in den Helgiliedern außer dem Fesselhaine

der Semnonen (d. h. „Sippengenossen"), die zwischen Oder und Elbe, um Spree und Havel und bis an den Rand des Mittelgebirges sitzen und den Kern aller Sweben (d. h. freien, selbständigen Germanen) bilden, auch das Heiligtum des Wandil (Wandils-We), d. h. das wandalische Heiligtum auf dem Silingberge (Zobten) genannt wird. Helgi sammelt seine Flotte im Örwarsund, d. h. in Stralsund; beide Namen bedeuten Pfeilsund. Er erhält Zuzug von Hedins-Ey (Hiddens-Ö, d. h. Hedins Insel). Sein Reich liegt also in Vorpommern. Da er zum Kampfe mit Hodbrod, dem Vertreter der Kampfbärte (Langobarden), nach dem Westen fährt, sind diese noch in ihren alten Stammsitzen angenommen. Helgi ist Wülfing, sein Gegner Hunding. Nun sind in Vorpommern aus eben dieser alten Zeit die Lemovier, d. h. die „Beller", bezeugt. Man muß nach dem Beispiele anderer Völker annehmen, daß die jungen Männer dieser Stämme eine Zeitlang als Wölfe, d. h. Werwölfe („Mann-Wölfe"), in die Einöde gingen und dort gewisse Weihen vollzogen, durch die sie erst vollwertige Mitglieder des Stammes wurden (vgl. Bild 138). Dem Ehrennamen Wolf stand dann der Spottname Hund gegenüber. Damit erklärt sich Hunding als Gegner des Helgi. Aber über diesem ältesten Bestande liegt jetzt in den Edda-Liedern von Helgi allerhand älteres und jüngeres Streugut. Keine andere Heldensage hat eine so uneinheitliche Überlieferung, und das deutet auf ihr hohes Alter und ihre Religionsnähe. Zum Wahrzeichen, daß sie aus dem Nordosten Deutschlands über Östergötland nach Norwegen und in die Edda gelangt ist, enthält sie auch östergötländische Ortsnamen. Helgi wird in Bralund geboren, d. h. im Brauen-Haine, der in der Nähe der Brawellir, d. h. der Brauenwälle, lag, wo die Brawallaschlacht getobt haben soll, die mit einer feierlichen Botschaft ins Jenseits, der Stimmung der Helgidichtung nahekommend, endet.

Die Dichtung von Hilde (die jüngere Edda S. 216—221, Neckel und Niedner) entsprang der Gegend nördlich von den Semnonen an der Küste, wurde aber später durch das Eindringen der Slawen heimatlos und auf andere Gegenden bezogen. Den Weg zum Alten weist Hedins-Ey, wo auch der Wülpensand zu suchen ist, der Ort der (ewigen) Schlacht zwischen Hedin und Hagen. Hedin steht wahrscheinlich für Wolfhedin und gemeint ist der in den Wolfspelz Gehüllte. Das angelsächsische Gedicht Weitfahrt erklärt ausdrücklich: Hedin herrschte über die Glommen (Lemovier), Hagen über die Holm-Rugier. Diese sitzen östlich von der Hedin-Insel bis zur Weichselmündung. Dort erwähnt sie Jordanes. Aber der Name Insel-Rugier mußte ebenso für die späteren Wohnsitze der Rugier auf Rügen gelten, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß die slawischen Rugianen dortselbst nur den alten Rugiernamen fortsetzten. Hagens Tochter Hilde („Kampf") ist Streiterregerin und Todesgottheit (vgl. S. 80 f.), die die Gefallenen zu immer neuem Kampfe belebt. Und das ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein alter, nicht erst den späteren nordischen Fassungen verdankter Zug; denn auch bei Sigrun fanden wir die Wiederkehr der Toten.

Am weitesten in die Vorzeit zurück führt das **Lied vom Kampfe der Winniler und Wandalen** nach der Wandersage der Langobarden (W. Bulst, Langobardische Königsgeschichten, Jena 1927, S. 73 f.). Die Wandalen bitten Wodan, die Winniler Frea um Hilfe. Wodan verspricht denen den Sieg, die er bei Sonnenaufgang zuerst sehen werde. Frea aber weist die Weiber der Winniler an, ihre Haare als Bart vors Gesicht zu nehmen und so (statt ihrer Männer?) anzutreten. Wodan ruft, als er die wunderliche Schar erblickt: Wer sind diese Langbärte? Da hat er ihnen den Namen gegeben und muß ihnen dazu auch den Sieg schenken. Das Lied ist ein wohlgeordnetes, klug aufgeteiltes Ganzes und wenn auch bloß lateinisch (vermutlich nach Secundus von Trient, 6. Jahrhundert n. Chr.), so doch so gut erhalten, daß zahlreiche Stabreime und Langzeilen mit Sicherheit wieder herzustellen sind. Es hält die Mitte zwischen Heldendichtung und Götterschwank und dahinter steht die ernste Frage: läßt sich der Wille der Gottheit umstimmen? Beide Völker stehen unter Doppelkönigen, die der Winniler heißen „Eber" und „Schrecken", die der Wandalen „Pflock" und „Stock". Das heißt: die Winnilerkönige sind Verehrer des Freyr, dem der Eber und die Eberschlachtordnung heilig sind (Bild 69, 169—173), die Wandalenkönige verkörpern die als zwei Stäbe (Bild 27; vgl. Bild 43) gedachten Alkis. Der Haarschmuck der Krieger, der durch die Weiber vorgetäuscht wird, kommt ebenfalls den Wandalen zu, die wandalischen Hasdingen (Haddingen) heißen nach ihm. Die Schaumünze von Pliezhausen (Bild 176) stellt solch einen Krieger im langen, kunstreich geknoteten Haarschmucke dar. Wodan scheint erst nachträglich in die Winnilersage hereingezogen, zu Frea gehört Fro (Freyr) als ihr Gatte. So wird die Fassung recht haben, die die Begebenheit noch in die skandinavische Heimat, und zwar nach Schonen, also in die Gegend des Kivikgrabes, und damit in eine Zeit verlegt, in der es dort noch keine Wodanverehrung gegeben hat.

Zur Heldendichtung sind auch die Lieder zu rechnen, mit denen nach Tacitus die Germanen beim Aufmarsche zum Kampfe den „Hercules" (schwerlich Thor-Donar) als ersten aller Helden besangen. Wunderbarerweise besitzen wir noch in spätzeitlicher Form eine solche Aufmunterung in den um 1030 am Morgen der Schlacht bei Stiklestad vorgetragenen Bjarki-Liede (Edda I Nr. 23, Genzmer). Diese Dichtung verherrlichte die Treue der Mannen, die den gefallenen Fürsten nicht überleben wollen. Herkules, oder bei den Griechen Herakles, ist der Beschützer der Jünglinge, die mannbar werden und die Waffen empfangen, er trägt die Tierhaut (Löwenhaut). Entsprechendes gilt für den Helden des Bjarkiliedes. Er heißt Bödwar Bjarki, d. h. Kampfbärchen. Er ist ein Berserker, d. h. ein mit der Bärenhaut Bekleideter, wie der Werwolf den Wolfspelz trägt (Bild 138, 168). Man denke auch an den Bärenhäuter des Volksmärchens. Und Bjarki schützt seinen späteren Kampfgenossen Hjalti („Schwertgriff"), als er noch tumb und hilflos ist, gegen die anderen Berserker, die mit Knochen nach ihm werfen, nimmt ihn zum Kampfe mit

dem Untiere mit und gibt ihm von dessen Blut zu trinken. Davon wird er stark und mutig (Thule II, I: Isländische Heldenromane, übertragen von P. Herrmann, Jena 1923, S. 257—276. Die Erzählung von Bödwar Bjarki). Das ist die Erziehung des Jünglings zur Tapferkeit, die Weihe zum waffenfähigen Kämpen.

Auch von Götterliedern wissen wir aus dieser Zeit. Tacitus erwähnt alte Lieder vom erdgeborenen Gotte Tuisto, d. h. Zwitter, und seinem Sohne Mannus, dem Stammvater der Ingwäonen, Erminonen, Istwäonen. Es ist die Sage vom Ursprunge des Menschengeschlechts, die vielleicht, wie der Name Mannus nahelegt, zugleich eine Flutsage war. Denn in Indien heißt der Flutheld Manus, und auch in Iran kommt ein Manus in alten mythischen Zusammenhängen vor. Der spätere Norden berichtet noch von einem zwitterhaften Urriesen, den drei Götter fällen und aus dessen Blute die Flut wird (Die jüngere Edda, S. 52 ff. Neckel und Niedner).

Die Ingwäonen sind die Verehrer des Gottes Ingwi und das ist im späteren Norden Beiname des Gottes Freyr. Ein Gott Istwi ist sonst nicht bekannt, aber Ingwi und Istwi entsprechen einander so genau in Anlaut, Klang, Silbenzahl und Auslaut, daß sie sichtlich ein altes Paar sind. Zu Erminaz, dem Gotte der Erminonen (Herminonen), gehört später die Irminsäule der Sachsen, die das All stützen sollte. Der Name erhält Licht durch das ihm im Griechischen entsprechende Wort ormenos, das „Schoß, Stamm, Strunk" heißt. Gemeint ist der Keim, der emporgesproßt ist, sich erhoben hat. Von da ergab sich die Bedeutung „gewaltig". Die Ermun-duren sind „die gewaltigen Duren" (Düringe, Thüringer). Ermen-rich ist der „Groß-König", das entsprechende altnordische Wort jörmun bedeutet die „Welt". Und von hier erklärt sich auch der Name Germanen. Das anlautende g-(ga-) entspricht lateinischem co-(con-); die Germanen (Ga-ermanen) sind „die zusammen groß Gewordenen" oder die, „die sich zusammen erhoben haben". In dem stolzen Namen meldet sich der Anspruch auf Weltgeltung vernehmlich an.

Die alte Stätte der Verehrung des Erminaz oder einer ihm sehr ähnlichen Gottheit war der Fesselhain der Semnonen. Die strengen Bräuche, die Vorzeichen der Väter, die Schauer uralter Zeit, die an diesem Heiligtume hafteten, gingen auf die Vorstellung zurück, dort sei gleichsam der Ursprung des Volkes und der weltbeherrschende Gott, dem alles untertan und gehorsam ist. Die Fesseln deuten auf die Verbundenheit mit ihm und auf schwere Gelübde, wie sie manche Chatten auf sich nahmen, wenn sie einen eisernen Ring so lang trugen, bis die Erlegung eines Feindes sie von ihm befreite, und wie die Kimbern mit Ketten in den Kampf gingen. Das öffentliche Menschenopfer, mit dem die Weihe beginnt, klingt in der Sage von Helgi nach, der im Fesselhaine fällt. Der Gott, der die Lanze weist, ist in dieser Sage bereits Wodan, Helgi kehrt aus dem Jenseits zurück und verkündet: man soll nicht zu viel weinen um die Toten, denn sie sind in Walhall. Der Sinn des Menschenopfers im Fesselhaine wird

derselbe gewesen sein, wenn auch der Gott, dem es früher galt, noch kaum geradezu Wodan hieß, und wenn auch der Walhallglaube damals noch nicht in seiner späteren Form bestand. Man wird in heiliger Handlung dargestellt haben, wie der Geopferte wiederkehrt und die Satzungen des allherrschenden Gottes den verbündeten Stämmen verkündet. Der Gewährsmann des Tacitus erfuhr nur den Anfang der Weihe, denn der weitere Verlauf und Sinn wurde gewiß sorgfältig geheimgehalten. Erst der Vergleich mit Helgi erschließt das Ganze.

Eine dritte Angabe des Tacitus ist die allgemeinste: die Germanen verehren am meisten den Merkur und opfern ihm an bestimmten Tagen Menschen; daneben verehren sie den Herkules und Mars, denen sie nur Tiere opfern. Das Paar Herkules-Mars erinnert an Bjarki-Hjalti und an die Lieder vor dem Angriffe, Mars jedoch auch an Tiwaz, den alten Himmelsgott, der zum Kriegsgotte wurde. Ihm möchte man den Schwerttanz der Jünglinge zuweisen, von dem Tacitus erzählt, und der am Ende des 14. Jahrhunderts n. Chr. bei den Schmieden und in anderen Zünften und Gilden wieder auflebt. Mercurius aber ist später stets Wodan. Die sonderbare Gleichsetzung hat ihren Grund darin, daß den Römern bei ihrem Mercurius der griechische Gott Hermes vorschwebte. Hermes trägt den Hut, führt den Zug der Toten an, ist des geheimen, schöpferischen Zauberwortes (Logos) kundig und ist Allgott. Diese Züge nun fand man auch bei dem Gotte der Germanen. Jedoch der Name Wodan selbst taucht erst viel später auf. Er hängt mit unserem „wüten" und mit lateinisch vates „der Seher" zusammen und es scheint, daß Wodan doch nur eine andere Ausprägung des Erminaz ist, in dem sich uralte Baumverehrung, die schon die Felsritzungen kennen (Bild 42—47), mit neuen Einschlägen eines harten Kriegerglaubens (s. u.) verband. Und schon diesen Erminaz wird man dem Hermes, dem Mysteriengotte des hellenistischen Griechentums, gleichgesetzt haben. Selbst der Trugauklang der Namen (Erminaz-Hermes) konnte dabei mitwirken.

Nicht nur der Kult des Erminaz zeigt, wie der Götterglaube im Dienste des Bundesgedankens steht. Um die großen Heiligtümer scharen sich auch sonst die Eidgenossen, so die Lugier um das auf dem Silingberge. Der Gottesfriede, der mit dem Umzuge des Wagens der Göttin Nerthus verbunden ist, vereint sieben Stämme. Der Nerthus entspricht im Norden der Gott Njörder, wie der Freyja ihr Gatte Freyr. Und auch Freyr fährt im Wagen um, als der unbekannte Gast von einem Gaufremden dargestellt und von der Priesterin geleitet. Der Wagen von Deibjerg (Bild 78) wird ähnlichen Flurumzügen gedient haben. Bei den Sweben fuhr die Göttin im Schiffe, wie auch Njörder im Norden der Gott der Schiffahrt ist. Da die mit 30—40 Mann besetzten Kähne der Bataver bunte, wie Kriegsmäntel aussehende Segel und ein Takelwerk hatten, das den Römer an die Schnellsegler der Liburnier in der Adria erinnerte, und da der Schiffskarren der swebischen Göttin ebenso gebildet war, verglich Tacitus den fremdartigen Brauch mit den Schiffsumzügen der Ägypter

und suchte daher in dieser Nerthus die Isis. Aber schon die Felsritzer hatten den Schiffskarren, und der Brauch ist, wie die Göttin, altgermanisch.

Unklar bleibt, wieweit Tacitus mit seinem Herkules doch vielleicht auf Thunaras-Donar, den Vater der beiden Asen (Alkis), hindeutet; doch um so klarer treten die Alkis selbst hervor, sowohl im Kulte der Naharwalen auf dem Silingberge, wo ein Priester in Weiberkleidern ihren Dienst versieht (vgl. S. 30–32 über das Kivikgrab), wie in dem Brauche, Schimmel zum Bespannen des heiligen Wagens im Haine zu halten und ihr Wiehern und Schnauben als Vorzeichen zu deuten. Noch die Eroberung Englands (447?) schreibt man dem Hengist und Horsa (Hengst und Roß) zu, den Heerführern, in denen sich die Zwillingsgötter wiederholen.

Zu diesen unmittelbaren Zeugnissen des Götterglaubens treten die mittelbaren aus der alten Schicht der Heldendichtung. In der Winnilersage lenken die Götter die Geschicke der Helden und Völker wie bei Homer, Wodan-Fro läßt sich täuschen wie Zeus. Die Doppelkönige erinnern an die spartanischen, die ebenfalls den göttlichen Zwillingen entsprechen, und auch in Sparta kennt man die beiden Hölzer als Sinnbilder der Dioskuren. Zu Hilde und Sigrun gehört die Wiederbelebung der Toten, zur Winnilersage die Umstimmung des göttlichen Ratschlusses. Andere bewegende religiöse Gedanken sind: die Unverletzlichkeit der Helden, die geheimnisvolle Waffe, die Kunde aus dem Jenseits, das Opfer im Fesselhaine, der Werwolfglaube.

Eine religiöse und zugleich gesellschaftliche Einrichtung sind die Altersklassen und die Aufnahme des jungen Mannes in den Stammesverband. Keiner darf Waffen tragen, ehe ihn die Gemeinde für wehrfähig erklärt hat. In gewissem Alter sondert sich der Freigeborene von den andern Kindern, mit denen er aufgewachsen ist, und es beginnen die Proben auf seine Tapferkeit. Die jungen Chatten lassen sich Bart und Haar wachsen und legen beides erst ab, wenn sie einen Feind erschlagen haben. Ein entsprechendes Gelübde löst der Bataver Civilis durch seinen Sieg über die Römer (69 v. Chr.) ein. Auch der Haarschopf der Sweben (Bild 80, 82, 85) soll den Feind schrecken. Den Gelübden entspricht der Waldgang, der Schur des Haares das Ablegen des Tierpelzes. Im Walde wohnen die Götter, bei ihnen sind auch die Toten. Der Waldgang führt zu ihnen, die Weihe ist gleichsam eine Wiederkehr aus dem Jenseits, das Haaropfer der Dank für Rettung aus Todesnot. Noch im Steine von Niederdollendorf (Bild 133—137) klingen solche Gedanken auf jüngerer Stufe nach. Die Jungmannschaft kann auch als Schar der Toten auftreten. Von den Hariern in Schlesien sagt Tacitus: schwarz sind ihre Schilde, bemalt ihre Körper, finstere Nächte suchen sie zum Kampfe, durch das grauenvolle Dunkel ihres Totenheeres jagen sie Schrecken ein. Welche Gottheiten den Jünglingsweihen vor allem vorstanden, zeigen bereits die Schabmesser der jüngeren Bronzezeit, auf denen zweimal die Zwillings-

götter, die Heilande und Retter selbst (z. B. Bild 58), häufiger ihre Sinnbilder (Bild 39) dargestellt sind. Die Verzierung ist die Erinnerung, daß der Besitzer sein erstes Haar diesen Göttern geweiht hat. Von den Hessen, in denen sich die Chatten fortsetzen, geht noch bis heute der Volksspott, daß sie als junge Hunde auf die Welt kommen und neun Nächte blind sind; d. h. sie werden erst durch die Weihen zu Wölfen und aus den Blinden Sehende. Aber es wäre falsch, die germanische Haartracht ausschließlich auf diese Bräuche zu beziehen. Die von den Römern bärtig gebildeten Germanen (z. B. Bild 84—88) sind keineswegs alle Jünglinge vor der Waffenweihe, und auch Jünglinge erscheinen bei ihnen bartlos. Eher gehören die alten Nachrichten herzu, daß die Germanen halb nackt oder in Fellen gingen. Bei den Herulern mußten die Jünglinge zuerst nackt in die Schlacht und durften den Schild erst führen, wenn sie sich bewährt hatten. Natürlich kannte man aber neben der anderen Kleidung auch kostbare Pelze, und auch da werden religiöse Gedanken oft recht ferne gelegen haben. Für die ältere Zeit und die unbeeinflußteren germanischen Gebiete ist aber mit einer starken und alten Verbreitung der Haarschur und des Tragens von Tierfellen im Zusammenhange mit der Jünglingsweihe zu rechnen.

Es liegt im Wesen dieser Weihen, daß sie mit Ehe, Heeresdienst, Jagd und Ackerbau innig und den verschiedenen Bedingungen der Gaue entsprechend auch sehr mannigfaltig verbunden waren. Erst spät durfte der Jüngling heiraten, und bis dahin mußten beide Geschlechter trotz gemeinsamen Badens keusch sein. Wie die Jungmannschaft sich in der Halle sammelt, so die Mädchenschaft in der geheimnisvollen unterirdischen oder in die Erde vertieften Webkammer, die öfter auch als Vorratsraum und Zuflucht vor Winter und Feindeseinbruch diente. Den Jungmännerbünden müssen wenigstens Ansätze zu Mädchenbünden mit entsprechenden Weihen gegenübergestanden haben, wie die späteren Sagen von den Schwanenhemden, der umhegten Walküre, den Kampfjungfrauen nahe legen. Die Ehe war wohl häufig Kaufehe. Aber als ihre Hochform galt die Raubehe, der Raub schon selbst als Erweis der Tapferkeit. Häufig erlegte nicht der Vater, sondern das Mädchen selbst dem Bewerber Proben auf. Noch im Norwegen des 9. Jahrhunderts n. Chr. verlangt die Bauerntochter, um die König Harald wirbt, daß er vorerst Norwegen unter seine Herrschaft eine. Und wie Civilis läßt er Haar und Bart wachsen und schert sich erst, als das Gelübde erfüllt ist, so daß er, nunmehr „Haarschön" genannt, die Braut heimholen kann.

Nach Jünglingsweihe und Ehe teilen sich Alte und Junge in die Pflichten des Wehrstands und Nährstands. Bei den Sweben war nach Cäsars Angabe immer der eine Teil unter den Waffen, der andere bebaute das Land. Sagt Tacitus, daß nur die Alten und die Weiber den Acker bebauen, so wird das in ähnlicher Verteilung seinen Grund haben. Er spricht auch von regelmäßigem Wechsel in Anbau und Brachfeld. Dabei ist der Acker Gemeingut, die Selbstbehauptung des Stammes im

Kriege wird über die Liebe zur Scholle gesetzt, die Bebauer müssen wechseln, damit das Volk bleibt. Rodungen erfolgen nur in geringem Umfange, man legte Wert auf Wald, Sümpfe, Ödland als schützende Mark. Aber sorgsam bewachte Wege stellen die Verbindung her. Man pflanzt nicht auf großen Vorrat, besonders nicht in der Nähe der Römer, denen volle Speicher die Verpflegung der Truppen zu sehr erleichtert hätten. Dagegen hält man reichlich Vieh und betreibt eine ergiebige Milchwirtschaft. Den Hausbau darf man sich nicht nach jenen Rundhütten nach dem Osten vorgestoßener Stämme vorstellen, die die Trajanssäule zeigt (Bild 87), sondern im Kerngebiete herrschte gewiß die indogermanische rechteckige Bauweise weiter. Ein gutes Beispiel geben die Häuser von Ginderup in Jütland (Taf. 39), deren Anlage sich in heutigen friesischen Bauernhäusern fortsetzt. Weit liegen die Höfe auseinander, die Siedlungen sind nicht geschlossen, aber viele, wehrhafte Hundertschaften entströmen ihnen, wenn der Heerbann nach Sippen und Verwandtschaft geordnet im Keile antreten soll, oder ein tüchtiger Führer Gefolgschaft findet. Die Besiedlung muß dichter gewesen sein, als man sich gemeinhin vorstellt. Cäsar behauptet, daß die Sweben allein jährlich tausend Hundertschaften stellten. Die Chatten suchten ihre Stärke im Fußvolk und bepackten es mit Schanzzeug und Mundvorrat, andere Stämme kämpften in gemischtem Verbande, die Tenkterer verlegten sich auf die Reiterei, die Seevölker auf ihre Schiffe. Die Macht der Könige und Führer ist beschränkt. Sie liegt im Reichtum, im Adel und im Einfluß der Sippe, im persönlichen Beispiel. Die Volksversammlung leitet ein priesterlicher Sprecher, man hört den König oder einen Fürsten, je nach Alter und Adel, nach Kriegsruhm und Rednergabe, lehnt ab durch Murren und stimmt zu durch Zusammenschlagen der Speere. Auch Rechtssachen werden in diesen Versammlungen entschieden, aber der Vollzug des Urteils bleibt Sache des Klägers. Das Recht umfaßt die Ehrung der Götter und Ahnen, den Schutz des Gastes, die Wahrung der Blutbande, der Erbfolge, des Besitzes. Rache heischende Untaten sind Mord, Diebstahl, Schändung, Ehebruch.

Die Zeit der Volksversammlung und wohl auch der Märkte bestimmt man nach dem Monde. Es ist verheißungsvoll, wenn er sich füllt. Man rechnet nicht nach Tagen, sondern nach Nächten, nicht nach Jahren, sondern nach Wintern. Bevorzugt sind Fristen von drei und neun Nächten. Dreimal neun Nächte währt der lichte Mond, drei Nächte bleiben finster. Drei Mütter werden verehrt, neun Nächte sind die jungen Hunde blind, neun Arten Holz nimmt man zum Brandstoße des Toten. Ariowistus zögert, den Cäsar anzugreifen, weil die Frauen nach dem Ausfalle der Lose raten, nicht vor Neumond zu kämpfen. Die Harier hingegen bevorzugen die finsteren Nächte. Drei Lose sollen die Zukunft künden. Den Zweig eines fruchtbringenden Baumes zerteilte man in kleine Stäbe, ritzte auf jeden Stab ein Zeichen, streute alle auf eine weiße Decke und hub, zu den Göttern aufblickend, drei davon auf. Aus ihnen

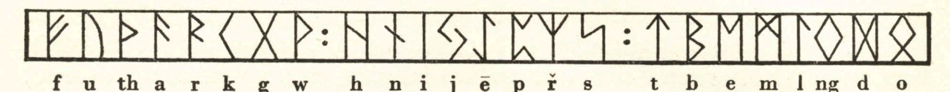
erfolgte die Deutung. Schon ein halbes Jahrtausend früher kannten die Skythen ein ähnliches Verfahren. Das germanische setzt noch nicht notwendig den Gebrauch von Runen als unterscheidende Zeichen voraus. Die Zukunftserkundung erfolgt aus Zeichen und Anzeichen überhaupt, aus dem Wechsel des Mondes, dem Fluge der Vögel, dem Schnauben der heiligen Schimmel, der Sehergabe bevorzugter Menschen. Die Frauen stehen der Gottheit besonders nahe. Beim Aufstande der Bataver hauste die Seherin Weleda auf einem hohen Turme, von ihren Verwandten bewacht, niemand Unberufener durfte zu ihr. Wir denken sie uns Ausschau haltend nach dem Himmel, nach den Vögeln, nach den Brandzeichen des Krieges, nach den Regungen in ihr. Von einer als Kriegsgefangene verschlagenen Seherin der Semnonen kündet die Gesindeliste des römischen Statthalters in Elephantine (bei Assuan) in Ägypten im 2. Jahrhundert n. Chr. Ihr Name Waluburg, d. h. „Stabburg", erinnert an den selbstverständlich hölzernen Turm und an die Seherinnen des späteren Nordens, die Wölwen, d. h. Stabträgerinnen, die von hohem Gerüste wahrsagen. In den weisen Frauen spiegelt sich das Wesen der Gottheit. Schicksalsgöttinnen, eine, zwei gegensätzliche, eine in ihren Gaben abgestufte Dreiheit guter, und öfters eine vierte, böse, als Widerpart, oder neun solcher Gestalten, schon auf den Steinen des Kivikgrabes (Bild 14, 15), gehören gewiß zum ältesten Bestande indogermanischer und dann germanischer Frömmigkeit. Im germanisch-keltischen Gebiete werden solche Mütter auf Steindenkmälern auch abgebildet, in lateinischen Inschriften mit ihren germanischen Namen, z. B. als die gabenreichen, bezeichnet und mit allerhand Sinnbildern, einem Korbe mit Früchten, dem Schiffe u. dgl. ausgestattet. Im Gebiete keltisch-germanischer Mischkultur liegt auch der römische Steinbruch am sogenannten Brunholdisstuhl (Taf. 40), der vom 1.–4. Jahrhundert n. Chr. in Betrieb war und auf dessen Wänden verstreut sich mehr als zwei Dutzend Bilder fanden. Der Brauch der Felsritzungen des Nordens könnte sich in dem Speerträger (Bild 95) fortsetzen, und man könnte von der Ferne den Gott mit der Lanze (Bild 59) vergleichen; ebenso zum Tänzer mit den zwei Speeren (die in unserem Bild 97 wegen Raummangel leider wegbleiben mußten), den Tänzer mit den zwei Hörnern (Bild 67). Aber die Scheibe auf dem Kopfe des Speerträgers wirkt fast ägyptisch, der Tänzer erinnert an einen Silen. Umrisse von Pferden (Bild 92) treten mehrfach auf und sollten wohl im Relief (Bild 93) herausgearbeitet werden. Es findet sich Begonnenes, Fortgeführtes, Fertiges, und ohne Zweifel handelt es sich z. T. um erste zwanglose Übungen in der Steinmetzarbeit. Eigentlich Germanisches wird nicht zwingend fühlbar, außer in den Sinnbildern. Es fand sich z. B. ein rechtsläufiges Hakenkreuz, das sechsspeichige Rad, eine Art Standarte mit dem achtspeichigen Rade (Bild 94), und zweimal das Zeichen ᛣ, das man als kopfstehende Rune deuten könnte. Da die Felsnase über dem Steinbruche schon ein keltisches und dann ein germanisches Heiligtum gewesen sein dürfte, ist es möglich, daß die Bilder an

den Wänden des Steinbruches von keltisch-germanischen religiösen Vorstellungen und Bräuchen beeinflußt sind und irgendwie mittelbar von ihnen Zeugnis ablegen.

Im 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. oder auch etwas früher kamen die Runen bei den Germanen auf. Von allem Anfange an dienen sie nicht eigentlich dem Schreiben, wenn sie auch eine voll ausgebildete Schrift sind, sondern dem geheimen Wissen und der aus ihm hergeleiteten Zaubermacht. Schon der Name Runen, der mit unserem „raunen" zu-

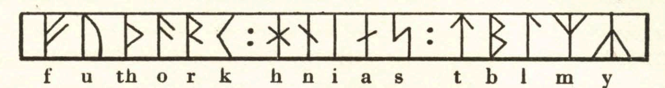
Die Runen

1. Die alte, gemeingermanische Runenreihe (Futhark).



f u th a r k g w h n i j ē p ř s t b e m l ng d o

2. Der verkürzte, nordische Futhark:



f u th o r k h n i a s t b l m y

3. Der Futhark wird in drei Achtheiten eingeteilt (vgl. Bild 178); die Runen führen folgende Namen,*) die mit dem von der betreffenden Rune bezeichneten Laute beginnen:

Die Acht des Freyr:	Die Acht des Hagall:	Die Acht des Tyr:
ᚠ f, Vieh (Reichtum, Gut)	ᚺ h, Hagel (?)	ᛏ t, Tyr (*Tiwaz, vgl. S. 24, 41)
ᚢ u, Ur (Auer-Ochse)	ᚾ n, Not	ᛒ b, Birke
ᚦ th, Thurse (Riese)	ᛁ i, is (Eis)	ᛖ e, *ehuz* (Pferd)
ᚨ a, Anse (Ase)	ᛃ j, Jahr (Ernte)	ᛗ m, Mannus (vgl. S. 40)
ᚱ r, Reise (Aufbruch)	ᛇ ē, ? (Eibe)	ᛚ l, *laguz* (Wasser, Wassermann)
ᚲ k, *Kaunaz* (Beule)	ᛈ p, Percht (?)	ᛜ ng, Ingwi (vgl. S. 40)
ᚷ g, Gabe	ᛉ ř, ? (Elch?)	ᛞ d, Dag (Tag)
ᚹ w, Wonne	ᛊ s, *sigel* (klarer Himmel)	ᛟ o, *odal* (Erbgut)

*) Die Namen sind deutsch angesetzt, wo das entsprechende Wort auch im Deutschen vorliegt und noch mit demselben Laute beginnt; in allen anderen Fällen sind die germanischen Namen gegeben und in der Klammer erklärt.

sammenhängt, deutet darauf. Zu den ältesten Runendenkmälern gehören Speerspitzen (Bild 100, 101), die mit Heilszeichen wie dem Hakenkreuze, dem Monde, dem Blitzzeichen geziert sind und in die der Name des Besitzers oder ein Zauberwort in Runen geritzt ist. Die Verteilung der Funde weist nach dem Südosten. Schon damals dürfte der Speergott Wodan auch der Runengott gewesen sein. Einiges von seiner Geschichte lassen noch die Schaumünzen erkennen, auf denen germanische Künstler römische Vorlagen mit dem Sinne ihres eigenen Denkens erfüllten und auf völlig neue Form brachten. Der römische Reiter, der über den erlegten Feind hinwegsprengt, wird auf der goldenen Schaumünze von Pliezhausen (Bild 176) zum dämonischen Gotte, der die Lanze gleichwie jauchzend hochschwingt und damit das Bild gegen die beiden gegenständigen Tiere im oberen Streifen begrenzt. Der in langem, kunstreich geflochtenem Haarschmuck prangende liegende Krieger, der den unteren Teil zwischen den Beinen des Rosses füllt, ist, wir fühlen es, sein einstiger Günstling, gegen den er sich jetzt, ihm das Schlachtglück entziehend, gewandt hat, der aber nach des Gottes innerstem Sinne handelt, indem er noch im Sterben wenigstens dem Tiere über ihm sein Schwert von vorn in den Leib bohrt. Es ist die Gesinnung, die der Held Bjarki, noch knapp bevor er fällt, in die Worte faßt: „Könnt' ich ihn treffen, den treulosen Unhold ..., ich zerkrallte den Kriegsgott wie die Katze die Maus!" Später verzichtet man immer mehr, den Reiter als ganze Gestalt wiederzugeben (Taf. 72), und zwar nicht, weil man es nicht könnte — denn man kann es sehr wohl, wie die älteren Belege zeigen —, sondern weil man auch hier wieder einem anderen Sinne zustrebt. Nur noch ein Kopf mit kunstreich geknotetem, flatterndem Haare drückt dem Rosse den Rücken ein, und keuchend streckt es die Zunge heraus (Bild 177, 179; zur Zunge vgl. Bild 101). Der Gott lenkt es mit dem Munde am Ohre (Bild 177). Das Roß hat einen hornartigen Stirnschmuck (Bild 177, 179), und an diesem (Bild 177) oder dem Ohre (Bild 180) verkrallt krächzt der Vogel dem Haupte entgegen. Odin ist hier, wie später Mimir, dessen Name ihn als Doppelgänger des Gottes oder als sein Spiegelbild im Brunnen bezeichnet, als bloßes Haupt gedacht. Die Runen lauten: tuwá, tuwá, d. h. „zwei-zwei", und dann folgt der ganze Futhark, wobei jede Achtheit von der nächsten durch : getrennt und die letzte Rune, ᛞ, unter dem Ösenzwickel verlötet ist. Die „zwei" Gegenstände oder Personen können z. B. sein: Haupt und Roß, dessen Stirnschmuck und der Rabe, u. dgl. Tuwá, tuwá ist Rabengekrächz, Odin selbst der Runenmeister. Mit dem Speere wird der Krieger seinem Gotte geweiht, und bis in die späte Zeit rötete man die Runen mit dem Blute des Opfers. Der Runenmeister, mit seinem alten Namen Thuler genannt, ist Kultredner, Opferer, Opferdeuter, Wahrsager, auch Zauberer. Seine Weisheit verdankt er dem Gotte Wodan (altnordisch Odin), dem Erzthuler. Nach späterer nordischer Auffassung hat dieser sie durch den Genuß des geheimnisvollen, blutdurchmischten Dichtermets erlangt. Der Met wird als Himmelsnaß aufgefaßt,

das vom Weltbaume träuft. Das weist auf südliche, honigreiche Gegenden mit bienenumschwärmten Bäumen. Die Stäbe oder Scheite, in die man die Runen ritzt, der Schaft des Speeres, an dem die eiserne runengezierte, mit Heilszeichen gesicherte Spitze steckt, stammen ebenfalls vom Baume. Die eigentümliche Gedankenwelt und das reiche Brauchtum, die zu den Runen gehören, müssen mit ihnen zugleich ausgebildet worden sein. Gleichen die Runen auch in Form und Bestand der Zeichen den südlichen Alphabeten, so stimmt doch keines der bekannten genau zu ihnen, daß es die Quelle sein müßte. Auch haben die Runen eine ganz andere Anordnung, sind in drei Gruppen zu je acht Zeichen gegliedert, und jede Rune hat ihren besonderen mit dem Laute, den sie bezeichnet, beginnenden, in altgermanischer Gedankenwelt wurzelnden Namen. Leider ist Ansatz und Deutung der Namen schwierig, der alte Sinn nicht immer greifbar. Daß göttliche Mächte in den Runen geschaut wurden, ist trotzdem nicht zu verkennen, und die Edda nennt den Odin in seiner Eigenschaft als Runenfinder „der Kräfte kundig".

Die Runen sind die jüngste der großen geistigen Errungenschaften des 2. Jahrtausends germanischer Kultur, aber sie schließen es würdig ab und halten sich völlig im Rahmen germanischer Eigenart. Auch lenken sie erneut unseren Blick auf den Osten und die Goten. Die Zeit ist vollendet, germanisches Wesen in allem Wesentlichen entfaltet, der Grund für das nächste Jahrtausend ist gelegt. Not, Hunger und Heerfahrten haben diese frühe Eisenzeit durchfurcht, und ihr Antlitz mag uns in vielen seiner Züge trotz aller Hoheit wild und schreckhaft scheinen wie der heilige Haarwuchs des Chatten dem Römer. Aber welche Zeit soll diese Zeit verstehen, wenn nicht die unsere mit ihrem, ihr so tief verwandten Schicksal! Die Triumphsäulen der römischen Kaiser, des Trajanus, des Marcus, rücken uns vor Augen, was Germanien damals litt und worum es rang. Da sehen wir die Römer die Häuser der Germanen in Brand stecken, die Edeln gebunden hinrichten, die Jungfrauen wegschleppen (vgl. Bild 87). Es sind Menschen, schöner als die Römer und edler als sie. Die römischen Bildhauer fühlen es und stellen diese Lichtgestalten in die Mitte ihrer Schöpfungen. Doch schon stehen Vergelter im fernen Partherreiche auf, Menschen arischen Samens und Träger einer urverwandten Kultur. Setzt auf den Grabsteinen des Westens der römische Reiter über den gefallenen Germanen hinweg, so reitet auf den Felsbildern des Ostens der Parther den Römer nieder. König Schahpur I., der Herrscher des großen, altpersische Herrlichkeit und Religion fortsetzenden Reiches der Sasaniden, hat 260 n. Chr. den römischen Kaiser Valerianus geschlagen und gefangen genommen. In flatternden Gewändern, mit der Krone auf dem Haupte, sprengt der Großkönig an, während der Kaiser Roms bittflehend vor ihm auf den Knien liegt. Vor dem Könige steht Valerians Nachfolger Kyriades, den Schahpur in die Herrschaft einsetzt. Rechts hinter ihm sieht der Gott Mithras, der Schützer von Eid und Vertrag, aus dem Himmelsfenster diesem Vorgang ausgleichender Gerechtigkeit

zu (Bild 88). Man vergesse nie, daß Rom das freie Germanien noch ganz anders geknechtet, seinen Aufstieg vielleicht für immer verhindert hätte, wenn nicht Iran den anderen Teil seiner Macht an sich gebunden hätte. Und jenes Iran hat uns später viel gespendet. Welle auf Welle seiner aus dem Blute der nordischen Rasse geschöpften Werte hat auch die abendländische Kultur erreicht und in germanisch-deutschem Denken ungeahnten Ertrag gebracht. Beide Völker, die damals unabhängig voneinander Rom umklammert haben und zermürbt, leben nur noch in Nachfahren und Nachklängen weiter. Aber während der deutsche, aus germanischem Stamme genährte Ast trotz allem noch reichlich grünt und Europas, ja der nordischen Rasse letzte Hoffnung ist, sehen wir den iranischen durch den Einbruch der Araber, der Mongolen, der Türken fast verdorrt und doch wieder neu sprießen. Aber von den Früchten, die er getragen hat, ist nur spärliche Kunde geblieben. Dennoch ist sie so gewaltig und leuchtend, daß wir auf sie nicht verzichten können, wenn es gilt, eignes Wesen zu klären und zu wahren. Es liegt im Sinne der Weltgeschichte, daß Germanentum und Iraniertum sich über die Jahrtausende und das feindliche Rom hinweg im neuen nordischen Gedanken eines erstarkten Deutschtums geistig wiederfinden.

IV. Das dritte Jahrtausend: Die späte Eisenzeit

(200—1200 n. Chr.)

Das neue und letzte Jahrtausend ist nicht mehr einheitlich. Nach 400 Jahren der Völkerwanderung, mit der es einsetzt, tritt alsbald Stillstand ein. Die Neugründungen müssen sich einrichten, das Mutterland ist bis ins Mark erschöpft. Aber der Norden, von der Kunde der großen Begebenheiten erst jetzt durchwühlt und von ihren Rückschlägen noch nicht geschädigt, holt um 800 aus ungeahnter eigener Kraft zu einem großen Nachspiele aus, das wieder 400 Jahre währt. Man nennt es die Wikingerzeit. Auch jüngere Goldzeit und Silberzeit wären bezeichnende Namen für diese beiden Gipfel einer kreißenden Welt; denn in der Völkerwanderung beherrscht das erbeutete Gold Sinnen und Denken der Germanen, die Heldendichtung und die Schatzfunde, während in der Wikingerzeit, und besonders gegen ihr Ende, das Silber in den Funden überwiegt — wenn auch nicht in der Dichtung. Denn die Skalden halten, darin wie in manchem anderen höchst altertümlich, am Preise des Goldes fest.

Die Völkerwanderung rollt die römische Grenzverteidigung vom Osten her auf, iranische Völker des Ostens wie Skythen (Sarmaten) und Alanen werden mitgerissen, völlig fremde wie die mongolischen Hunnen und zuletzt die turkotatarischen Awaren mischen sich vorübergehend ein. Doch nicht alle germanischen Stämme erfaßt diese Bewegung, sondern zunächst nur die den Fall Roms herbeiführenden, und dann die sich in ihn verwickelnden. Und es entstehen vier verhängnisvolle Risse. Einer im Siedlungsgebiet: denn infolge der Räumung des Ostens dringen die kulturarmen Slawen ein und besetzen ganz Norddeutschland bis zur Elbe, Mitteldeutschland bis zur Saale, Böhmen, Mähren und die Ostmarken bis in den Balkan, das frühere Ostgotenreich durch ganz Rußland bis ans Schwarze Meer. Der zweite in der Kultureinstellung: denn die Kelten werden zwar allenthalben überrannt, aber in der Lombardei, in Gallien und in Spanien ist die germanische Erobererschicht zu schwach, die keltisch-römische Bevölkerung setzt sich in der Sprache und vielfach auch in der Zivilisation durch, und das überschwemmt die angrenzenden germanischen Gebiete mit Einflüssen, die das Erstarken auf der Grundlage des eigenen Volkstums erschweren. Die Übernahme des römischen Rechtes ist das sinnfälligste Wahrzeichen dieses Vorgangs. Der dritte Riß erfolgt in der Gesellschaftsform: denn während der langen und schicksalsreichen Wanderungen verfallen Volksversammlung, Heeresverfassung, Sippenwesen und alter Aufbau des Volkskörpers; das Königtum gewinnt an Macht, gestattet Mischehen, setzt Unfreie und Fremde über



Die Züge der wichtigsten germanischen Stämme zur Völkerwanderungszeit.

Entworfen von Jacob-Friesen, im Provinzialmuseum zu Hannover 1923

das freie Volk, erniedrigt es zu Untertanen, schafft sich Städte und Staaten und herrscht durch seine Hausmacht und durch den Gegensatz der Stände. Der vierte Riß vollzieht sich in der Seele der Menschen: denn zuerst übernehmen die Ostgermanen das Christentum in seiner arianischen Form von Byzanz und der Gote Ulfila übersetzt die Bibel um die

Mitte des 4. Jahrhunderts; dann aber übernehmen es die Westgermanen und besonders die Franken in seiner katholischen Form von Rom her. Und alsbald begründet die Kirche aus ihrer Religion des Friedens desto blutigere Bruderfehden und spielt den neuen Glauben als zersetzendes Machtmittel aus. Bei dem Zerfalle der Sippenbande kann sie den alten Glauben, auf dem das Volkstum und die innere Sicherheit dieser Menschen beruht hatte, leicht zerstören. Aber verhängnisvoll ist, daß sie es tut, ehe noch der neue innerlich Wurzel fassen und seinen Bekennern wahrhaft etwas sein konnte. Auf fremdes Wesen einzugehen, es zu achten und aufbauend zu gewinnen, waren diese Römlinge so unfähig wie dereinst die Römer, und noch weniger willens. Unbedenklich vergifteten sie die Seelen der Neubekehrten, an denen doch die ganze Zukunft ihrer Kirche hing, durch den schrecklichen Zwang, den Glauben der Ahnen, und damit deren innerstes Wollen, nicht etwa als bloß unvollendet anzusehen, sondern von Grund aus zu verneinen und zu verachten. Wer das fertig bekam, war aber entweder, weil er damit zugleich sein eigenes Wesen verleugnen mußte, innerlich gebrochen, oder er war ein Lump, der nicht viel zu verleugnen hatte. Die Folgen dieses Zerbrechens und dieser Verlumpung und die verschiedenen, nie durchgreifenden Versuche, sich zur Heilung des Schadens aufzuraffen, auch den Volkskörper gesünder aufzubauen, die dem Germanen unzuträgliche romanische Zivilisation zugunsten eigener Kultur zu überwinden und endlich die Slawengefahr zu bannen, machen dann die innere und äußere Geschichte des Deutschtums aus.

Wenn auch die Namen der Wandalen, Goten, Langobarden, Burgunden, Sweben fortbestehen, so waren es doch nicht mehr die alten, festgefügten germanischen Stämme, sondern militärisch organisierte Zweckverbände von Auswanderern oft sehr verschiedener Stammeszugehörigkeit, die auf dem Boden des römischen Reiches zur Landnahme schritten. Daher kommen neben den alten auch neue Namen auf, nach der Herkunft: Bajuwaren, d. h. die aus dem einstigen Bojerlande, nach der Organisation: Alamannen, d. h. die Gesamtheit der Mannen, oder nach der Absicht: Franken, d. h. die Frechen oder Kühnen. Von diesen Gruppen her und besonders vom Westen, wo noch der Zusammenhang zwischen den neuen Südgermanen (Süddeutschen) und den Nordgermanen einigermaßen erhalten war, begann sich auch Mitteldeutschland und Norddeutschland westlich der Saale und Elbe zu erholen. Leider geschah das unter Führung der Franken, die in Gallien verwelscht, d. h. der römisch-keltischen Zivilisation erlegen waren und den stärksten Stamm Norddeutschlands, die Sachsen, mit brudermörderischer Gewalt unter ihr Kreuz beugten. Damit war diesem Stamm, aus dem das Germanentum sich nach den Gesetzen des eigenen Wesens von seiner Mitte her hätte erneuern können, endgültig eine Wendung gegeben, die jede solche Erneuerung ausschloß und vielmehr zwangsläufig von den alten Grundlagen fortführte. Das Zwischenspiel der zwei Jahrhunderte zwischen Völkerwanderung und Wikingerzeit endete damit, daß die Verbindung mit

dem Norden zerhackt und die Sonderentwicklung zum Deutschtume Schicksal geworden war.

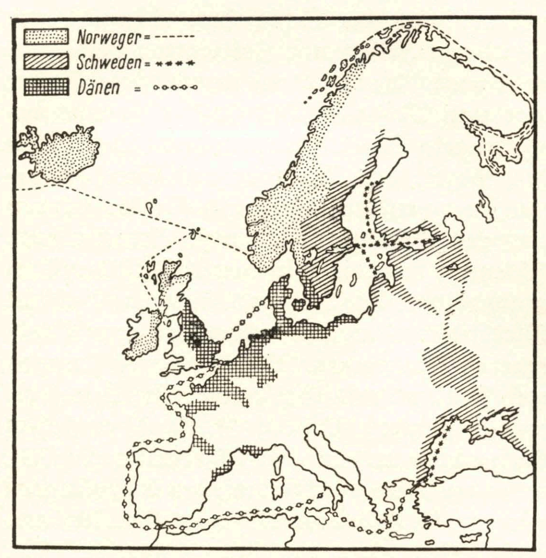
Hatte für Deutschland die Völkerwanderung einen Rückschlag gebracht, der durch die fränkisch-bajuwarisch-sächsische Neubesiedlung des Ostens, die bis zur Weichsel und den Karpathen durchgreift, erst binnen sechs Jahrhunderten leidlich wett gemacht wird, so war hingegen der Norden vorangekommen. An Volkskraft hatte man bloß Überschüsse abgegeben. Gescheiterte Auswanderer, wie die Heruler, kehrten einzeln und in Scharen zurück. Der Blickkreis weitete sich, man erhielt bedeutende Anregungen in der Werkkunst, der Dichtung, den Runen, und konnte sie bei wachsendem Wohlstande stetig ausgestalten.

Am wichtigsten waren die Fortschritte der Schiffahrt. Längst hatte man die Spanten der Schiffe statt mit Fellen mit Holzplatten bekleiden, die Schiffe widerstandsfähiger bauen, die Paddeln durch feste Ruder ersetzen gelernt. Das Ruderboot von Nydam (Bild 105) läßt uns begreifen, daß die Sachsen und Angeln im 5. Jahrhundert schon Britannien nehmen konnten. Das Segel, das Bataver und Sweben bereits im 1. Jahrhundert kannten, verwendete man auch für die festeren Schiffe, die doch leicht genug waren, daß man sie große Strecken zum nächsten Wasser über Land schleppen konnte. Ein neuer Geist der Tatkraft erschloß das Land stärker als bisher. Die Kopfzahl stieg, das Beispiel der Völkerwanderung reizte. Wieder bildete man Zweckverbände zur Landnahme in der näheren und ferneren Umgebung. Von Schonen dringen die Dänen nach den Inseln, nach Jütland und Schleswig. In Leire (bei Roeskilde auf Seeland), Odens-Ö (Fünen), Viborg (Jütland) entstehen Herrschersitze. Am Niederrhein gerät man an die Merowinger (528), und während des Freiheitskampfes der Niedersachsen mit den Karolingern wird Schleswig durch einen Grenzwall (Danewerk) gegen Franken und Slawen, die fränkische Nordseeküste gegen die Normannen befestigt (vgl. Bild 204). Im Osten haben die Schweden die Gauten, die alte Keimzelle der Goten, an die noch Östergötland, Westergötland und die Insel Gotland erinnern, in sich aufgenommen und ein Großreich gegründet. Das Wikingerschiff (Bild 217, 218) und alle Erfahrung zu Wasser und zu Lande, die mit ihm verbunden ist, wird alsbald zur entscheidenden Errungenschaft. Die Wikingerzeit ist vorbereitet, aber eine zweite Völkerwanderung wird sie nicht. Sie bleibt Randerscheinung.

Die Nordleute dieser neuen Zeit haben kein Rom vor sich, sondern die Slawen, die weder als ebenbürtige Gegner noch als Beute sonderlich locken; dann das noch kaum erholte, aber doch schon fester mit der Scholle verwachsene und sehr widerstandsfähige, werdende Deutschtum; endlich die schimmernden Fernen des Südens. Sie selbst sind bereits die Kinder einer anderen Zeit. Das Königtum erstarkt auch bei ihnen und bedroht oder vernichtet alte Freiheiten. Selbst den neuen Glauben haben ihnen die Franken im Wettbewerb mit den Angelsachsen in den Pelz gesetzt.

Der Gedanke an regelrechte Landnahme bewegt stärker bloß die Dänen, die Norweger leitet mehr ihr Freiheitsdrang, bei den Schweden, deren Paddelflotten schon Tacitus kennt, tritt jetzt, wo man ganz andere, seetüchtigere Schiffe hat, bereits der Handelsgeist dazu. Alle aber beseelt Kampfesfreude und Lust an Abenteuern. Es ist, als wüßte man, welche Gefahren des Erschlaffens die Siedlung im Süden in sich birgt, und man hat erprobt, daß die Schiffe, die im Meere ebenso wie in den größeren Flüssen zu verwenden sind, die fernste Ferne naherücken. Man kann in die Heimat zurückkehren, wenn man draußen Ruhm und Gut erworben hat, und tut es oft genug. So gehört dem Wiking die Welt. Seine germanische Kraft, Kühnheit und Eigenwilligkeit ist noch ungebrochen und jagt das verweichlichte Europa in Schrecken, doch er wird auch Weltmann, lernt höfische Sitte und legt Vorurteile ab — oft in bedenklichem Maße. Aber in der Heimat ist er rasch der alte und wirkt bloß auflockernd, noch nicht verderblich.

Die Züge der Wikinger



Nach Odbner-Westman

Es erfolgen in England (793), in der Normandie (896), in Unteritalien (1029) unter dänischer Führung kühne Gründungen. Aber der Norden kann sich im Westen nicht mehr durchsetzen, wenn auch das Frankenreich und Spanien gebrandschatzt werden. Im Osten schaffen um die Mitte des 9. Jahrhunderts schwedische Waräger das russische Reich. Rußland heißt jetzt bis ans Schwarze Meer Großschweden, die Stromschnellen des Dnjepr erhalten warägische Namen, auch die Polen geraten unter wikingischen Einfluß. Gleichwie mit zwei gewaltigen Armen umklammerten die Nordleute durch ihre Züge die Welt des Mittelalters. Auf dem Ostwege stießen sie bis nach Kleinasien, dem Kaspisee und Persien vor, auf dem Westwege heerten sie bis Afrika. Andere Schwärme beunruhigten von Norwegen her England und Irland, setzten sich in Grönland fest, und einzelne entdeckten den nördlichen Saum Amerikas (1000 n. Chr.). Im Mittelmeere, in Italien, in Griechenland begegneten sich ihre Scharen. Aber an sich reißen konnten sie die aus der Völkerwanderung neu erstandene oder gerade erst erstehende Welt nicht. Sie ist ihnen entglitten, die Arme selbst sind verdorrt, der Norden bleibt bis zur Reformation auf

sein Sonderdasein beschränkt. Bloß eine Gründung bringt unsterblichen Ruhm: die aus dem Freiheitsdrang geborene in Island. Denn sie rettet germanisches Wesen bis in die Spätzeit und zugleich die Erinnerung daran, die unvergänglichen Dichtungen der Edda und der Skalden und die Berichte von den Begebenheiten in den führenden Geschlechtern des Landes, die Saga. Auch auf Island war das Christentum um 1000 n. Chr. bereits angenommen, aber man opferte ihm die Vorzeitkunde nicht. Die tiefe Verbundenheit mit den Geistern der Ahnen blieb gewahrt, und die isländische Überlieferung ist ein Abendrot, in dem das hinsinkende Germanentum mit solcher Treue und Klarheit erstrahlt, daß wir darin den ganzen Verlauf germanischer Kulturgeschichte und Geistesgeschichte bis in die frühesten Zeiten zurück aufleuchten sehen.

Der äußeren Geschichte des Jahrtausends entspricht die innere. Die Germanen schreiten noch einmal auf dem einbrechenden Grunde der Völkerwanderung und auf dem schwankenden der Wikingerzeit im Hochgefühl ihrer Erfolge zur Selbstdarlegung ihres Wesens mit neuen Ausdrucksmitteln, vertieftem Formwillen, unbeirrbarer Sicherheit — und die Germanen verlieren allenthalben diese Sicherheit, erliegen ihnen aufgezwungener Form und machen sich das Fremde doch so zu eigen, daß sie ihm, dem zu Tode ermatteten, ihr frisches Leben einhauchen, ihm, dem zu bloßer Zivilisation herabgesunkenen, dazu verhelfen, in ihrer Hut Kultur zu werden. Dieser Gegenvorgang hat zwei Gipfel, die dem Nachlassen germanischer Eigengestaltung in klarem Abstande folgen. Der eine ist die karolingische Renaissance der Antike; sie beginnt etwa zwei Jahrhunderte nach dem Ende der Völkerwanderung: die Bildung des Mittelalters wird volksfremd, lateinisch. Der andere ist die italienische Renaissance mit ihren Auswirkungen nach dem Norden Europas; sie setzt etwa zwei Jahrhunderte nach dem Ende der Wikingerzeit ein: die deutsche Bildung bleibt volksfremd, humanistisch. Auch die Reformation greift nicht durch. Betrachtet man unser Jahrtausend von den späteren Schöpfungen dieser Wiedergeburten aus, die den Gang unserer Kultur wesentlich bestimmt und uns viel indogermanisches Geistesgut in verfeinerter, aber leider auch z. T. verderbter Form zugeführt haben, dann sieht man alles Entscheidende sich ausschließlich vom Westen und Süden her vollziehen und wird geneigt sein, das andere geringzuschätzen als etwas, das erst überwunden werden mußte. Und doch steht hinter diesem Überwinden dieselbe germanische Kraft, die sich in den zwei letzten Gipfeln germanischer Eigengestaltung, in der Völkerwanderung und Wikingerzeit, in Werken von unvergänglicher Größe und noch ungebrochen ausgesprochen hat. Ihre Voraussetzungen liegen im Osten und Norden: im Osten, denn die germanischen Völker haben ihn durch Jahrhunderte erschlossen, ehe sie ihn räumen; ihre im Osten und mit Völkern des Ostens ausgefochtenen Fehden hallen in den ewigen Schöpfungen ihrer Heldendichtung wider, ihre Kunst erhält vom Osten entscheidende Anstöße, die Runen verbreiten sich vom Osten nach dem Norden. Und sie liegen im Norden,

denn dieser hat dem Germanentum während der Völkerwanderung den festen Rückhalt gegeben und die empfangenen Anregungen auf der sicheren Grundlage seiner uralten Kultur so weitergeführt, daß sie, durch neue östliche und westliche Einschläge gesteigert, in der Wikingerzeit sich zu nochmaliger Blüte entfalten konnten. So steht dem gebrochenen Germanentum, das seinen Aufstieg in die Geschichte beginnt, das noch ungebrochene gegenüber, das während des ganzen Jahrtausends im wesentlichen vorgeschichtlich bleibt und bloß an seinen sich immer mehr verengenden und dem fremden Zustrome sich immer weiter öffnenden Grenzen in die Frühgeschichte hineinragt. Völlig ausgerottet wird aber das Alte nirgends, sondern als sich schließlich bereits Gegensätze wie obere und untere Schicht, Stadt und Land gebildet haben, hat sich viel in den unteren Schichten und auf dem Lande in Kümmerformen und Mischformen erhalten, und manch wertvoller Rest konnte noch in allerletzter Zeit aus Volkssitte und Volksüberlieferung geborgen und aufgezeichnet werden.

Darin, daß die germanische Eigenkultur bis zuletzt vorgeschichtlich bleibt, liegt etwas Grundsätzliches. Bei der Erhebung des Civilis schickten die Tenkterer eine Gesandtschaft nach Köln, deren Sprecher den Rat der Stadt aufrief, der alten germanischen Freiheit zu gedenken: „Zerstöret die Mauern dieser Kolonie (Köln), die Wahrzeichen der Knechtschaft! Ein in der Freiheit aufgewachsenes Tier, das man im Käfig hält, entartet und verkommt." Als die Goten die Städte Griechenlands kennen lernen, spotten sie über diese Menschen, die die nährende Erde mit Steinwüsten vertauscht haben und sich mehr auf ihre leblosen Mauern als auf sich selbst verlassen. Die Germanen meiden die Städte der Römer wie Grabhügel, um die man Netze oder Fäden spannen muß, damit die Geister der Toten in sie gebannt bleiben. Wo man solche Städte erobert, läßt man sie verfallen und siedelt sich in der Umgebung an. Es bedarf langer Zeit, bis die Germanen selbst Städte gründen, und sie halten dabei an ihrem ländlichen Holzbaue fest. Mit dem Schreiben geht es ihnen nicht viel anders. Zur Zeit des Claudius (269 n. Chr.) wollen Goten, die Athen genommen haben, die Bücher dort verbrennen. Da hindert sie einer von ihnen, der als klug galt: „Mit diesen Dingen vertrödeln die Römer ihre Zeit und vernachlässigen darüber den Krieg." Um die Erinnerung an große Begebenheiten festzuhalten, genügt das Lied, die Merkdichtung, der Stein am Wege, den die Sippe setzt, der Hügel des Toten und die Sage, die sich um ihn rankt. Ein Jahrtausend lang besitzen die Germanen in den Runen eine vollwertige, hoch ausgebildete Schrift, die sie mit Sicherheit handhaben. Aber sie schreiben nicht mit ihr im Sinne der Südvölker, sie werden nicht literarisch, sie verfassen keine Bücher und sie sammeln auch nicht runenberitzte Scheite. Das germanische Recht überlebt die Aufzeichnung nicht, das Gesetzbuch ist ihm so tödlich wie die Amtsstube; denn es muß im Freien und in Freiheit geschöpft werden, immer wieder ein Neues im Sinne der Alten. Der Stabreim ist die Gedächtnis-

stütze des Rechtskundigen, des Vorzeitkundigen, des Dichters, nicht das Kerbholz. Es wird gelebt, gedichtet, gemerkt, weitergegeben, umgestaltet, vergessen und doch festgehalten ohne Pergament und Tinte. Wo aber beides zugleich mit der lateinischen Schrift Eingang findet, ist es das Ende der Runen. Die alten Runeninschriften stehen auf losen, die meisten auf kleineren Gegenständen und sind ganz kurz, ein Zeichen, ein Name, ein Wunsch oder eine Verwünschung, eine Reihe von Zauberrunen, allenfalls eine Langzeile wie die auf dem Goldhorne von Gallehus, zugleich die älteste germanische Künstlerinschrift (Bild 107, 108). Vom 5. Jahrhundert an breitet sich von Norwegen die Sitte der Runensteine aus. Da nennt man den Toten, dessen Andenken der Stein gilt, und meist auch den Ritzer der Runen, den Runenmeister. Aber bis zuletzt gehören Steine mit längeren Inschriften, wie der Rök-Stein (Bild 206), zu den Seltenheiten. Öfter tauchen Kurzverse auf, meist Merksprüche, aber das sind Randerscheinungen wie die bebilderten Steine. Das Denkmal kann durch die Runen und später auch durch Bilder sprechen, aber es ist wortkarg und hinter ihm steht noch nicht der Wille zur abwägenden, die Einzelfälle zu einem Ganzen verbindenden Geschichte, sondern der persönliche, gerade auf den Einzelfall gerichtete Anteil. Auch den Kulturtaten wendet sich dieser Anteil zu. Das Innere des Landes ist in Skandinavien, besonders in Norwegen, erst spät erschlossen worden. Den beherrschenden Speisefisch, die Forelle, hat erst der Mensch in die Hochseen gebracht. Aus dem 10. oder 11. Jahrhundert n. Chr. vermeldet ein Runenstein in Östre Gausdal: „Eilif Alk setzte den Fisch in den Rausee." Dieser liegt 940 m über dem Meere an der Grenze gegen Vestre Gausdal. Der Stein von Ramsundberg (Bild 231) hält fest, daß Sigrid dort eine Brücke errichten ließ „für Holmgeirs Seele, ihren Mann". Auch sonst war es Sitte, Wege und Brücken zum Gedächtnisse Verstorbener zu bauen — vermutlich um ihnen dadurch den Weg ins Jenseits zu erleichtern, dem Glauben entsprechend, daß sie es über eine Brücke betreten. Nach anderer Auffassung erreichen sie es zu Schiffe, und das ist auf späten Runensteinen häufig abgebildet (Bild 186) und schon die Schiffe der Felsritzungen meinen z. T. dasselbe. Hier und da stellt man auch dämonische Wesen auf diesen Steinen dar, den Drachen, den eine Schlange umwindet, die sich selbst in den Schwanz beißt (Bild 208), oder die Hexe, die auf dem mit Schlangen gezäumten Wolfe reitet (Bild 187). Aber nirgends gibt es auf diesen Steinen etwas wie Jahreszahlen. Man lebt nicht im geschichtlichen, sondern in einem übergeschichtlichen Raume. Was dem Gedächtnisse auch nur eines Geschlechtes entschwindet, bleibt verloren, wenn es nicht von auswärts nachgetragen wird. Das große Beispiel ist die Völkerwanderung. Der Norden weiß von ihr kaum mehr etwas, als ihm durch niederdeutsche Vermittlung die Nibelungendichtung und damit wieder mehr von völkerwanderungszeitlichem Geschehen zuströmt. Der Ballast der Vergangenheit drückt auf die Gemüter nicht, der Gedanke: Weh dir, daß du ein Enkel bist, bleibt ihnen fremd. Führt man seine Ahnen auf die Göt-

ter zurück, so weiß man sich selbst göttlichen Ursprungs, und damit stehen auch die späteren Geschlechter nicht am Ende, sondern vor immer neuen, überzeitlich bestimmten Anfängen.

Die wichtigen Leistungen des Jahrtausends liegen alle im Geistigen, in der Kunst, in der Dichtung, in der Religion. Man könnte hinzufügen: im Recht, im Gesellschaftsleben, in der Wirtschaft, im Schiffsbau und Handel, im Waffenhandwerk. Aber Vollständigkeit ist diesmal nicht unser Ziel. In der Kunst und in der Dichtung spiegelt sich schon das ganze Leben und in der Religion legen sich seine tiefsten Triebkräfte dar. Zum Rechte, zur Gesellschaftsordnung werden sich öfter richtungweisende Ausblicke ergeben, und die Wirtschaft wird als Grundlage überall fühlbar. Kunst und Dichtung aber entfalten sich so mächtig, daß das ganze Leben dadurch auf eine neue Stufe der Bewußtheit gehoben und von dem Glanze ihrer Schöpfungen überstrahlt wird. Im Norden und in der Wikingerzeit finden dann diese höheren und eigenwilligen Gebilde auch wieder den festen Anschluß an ein sicher in sich ruhendes, der altgermanischen Verfassung noch nicht entfremdetes Leben. Es erfolgt etwas wie eine Neugeburt der inneren Errungenschaften der Völkerwanderung aus dem Geiste des germanischen Altertums und doch zugleich völlig im Geiste der werdenden Wikingerzeit. Ein triebkräftiger Kern wächst in die überkommenen Formen und entfaltet sich zu großer Mannigfaltigkeit. Menschen, deren Fahrten von Nordamerika bis Persien reichen, kann es an Weite des Weltbewußtseins nicht fehlen; aber sie finden auch ihre religiöse Tiefe. Dadurch entsteht ein Vollmenschentum, das dem Norden dieser Zeit Ewigkeitswert gibt, trotz der Mängel, die ihm wie jedem anderen anhaften, und trotz aller Erntetrauer knapp vor dem sich bereits von allen Seiten ankündigenden Ende.

Bei jenen Stämmen, die nicht in die Wanderung hineingerissen wurden und auch nicht den Einflüssen des Westens und Südens erlagen, blieben die alten Götter und ihre Heiligtümer in Hainen und auf Bergeshöhen noch bis zuletzt in Geltung, und als sie zerstört werden, erbaut man Kirchen an der alten Stätte. So geschieht es in Altuppsala (Bild 162), über das slawische Zwischenspiel hinweg, auf dem Silingberge (vgl. S. 44), an den Externsteinen (Bild 163) und an vielen anderen Orten. Aber die Ostgermanen haben diese Stätten aufgegeben, und die neuen Zweckverbände gleichen kaum mehr von der Ferne den alten, religiös begründeten Eidgenossenschaften, Sippenverbänden, Stammesbünden. Der Priester verliert an Geltung, der Krieger und sein Gefolgsherr, der Heerkönig, beherrscht die Lage. Wodan, der Gott des kriegerischen Adels, dringt gegen Ende der Völkerwanderung überall, auch im Norden (unter dem wenig abgewandelten Namen Odin) ein. Die Stämme scharen sich nicht mehr um ihre uralten Heiligtümer, sondern das neue Leben ent-

faltet sich in der Halle des Königs (Bild 221—224). Man hat Tote verloren, Wunden geerntet, Ruhm gewonnen, Beute gemacht, Gäste empfangen, Geschenke getauscht, Schatzung erhalten. Nun will man sich des Erworbenen freuen, das Erlebte wertend herausstellen. Fremde Formen können dazu höchstens anregen. Man findet eigene, indem man vorhandene, soweit sie dem geänderten Lebensgefühle entgegenkommen, aufgreift und steigert.

1. Die Werkkunst

In den Dienst des neuen Wollens tritt zunächst die Werkkunst. Gemessen an dem ruhigen Formenschatze der Bronzezeit und den tastenden, uneinheitlichen Versuchen der frühen Eisenzeit stellt sie sich als etwas unbedingt Neues dar. Sie ist nicht mehr bloß geometrisch wie die Kunst der Bronzezeit, sondern voll leidenschaftlicher Abwechslung in Linienführung und Flächengestaltung. Ihre Mittel sind überraschend mannigfaltig. Durchbrochene Arbeit (Bild 106, Behn 17), Kerbschnitt (Bild 130, 143, Behn 10, 31, 35), Mehrflächigkeit (Bild 139), bunte Steine (Bild 125, Behn 14), Zellenverglasung (Bild 139, 140, Behn 17, 23, 33), verschiedene Metallfarben, Tauschierung, Filigran (Bild 111—124, Behn 11), Andeutung gedrehter und geflochtener Schnüre (Bild 140, Behn 17), das Flechtband (Behn 11, 27, 31), alte Heilszeichen wie Dreischenkel und Hakenkreuz und die neuen geheimnisvollen Sinnbilder verwickelter Knoten und Verknotungen (z. B. Bild 188, Behn 46), vor allem jedoch der wirklichkeitsferne, oft zerdehnte, später selbst zu einer Art Flechtwerk verarbeitete und doch stets äußerst ausdrucksvolle Tierschnörkel. Bald verwendet sie diesen Reichtum sparsam, fast karg, bald überschüttet sie den Beschauer mit ihren Gaben. Manche Schmuckstücke werden in großartiger Einfachheit aus den Umrissen eines einzigen Tieres bestritten (Behn 22, 23), oder man legt eine bunte Mannigfaltigkeit zierlicher Tiere zwischen starkes Gestänge (Taf. 49, 50) oder erstreckt eine Vielheit von Tieren in abwechslungsreicher Behandlung über die Fläche (Bild 106, 153, 215). Tiefere Triebkräfte sind aber schwer zu erahnen, und erst der spätere Norden lehrt mit so packenden Schöpfungen wie den dämonischen Tierköpfen von Oseberg (Bild 197—199), daß mehr hinter dieser Kunst gestanden haben muß als das bloße Zieren und Prunken, und daß sie noch lange nicht verstanden ist, wenn man weiß, daß einige ihrer Ziermuster, wie Mäander, Ranke und Kerbschnitt, auch der römisch-griechisch-keltisch-germanischen Provinzialkunst gehören, daß sie eine Anzahl Tierzierate der skythisch-sarmatischen Kunst verdankt, und daß ihr wesentliche Fortschritte der Kunstschmiedearbeit zu Gebote standen.

Wichtiger als die äußerlichen Mittel sind die inneren Vorbedingungen. Es sind andere als die uns geläufigen. Die Gedanken unserer Bildkunst haben hier zunächst keine Geltung. Religiöse Kunst im Sinne der Süd-

völker und insbesondere Götterbilder hat es, unbeschadet der Göttergestalten auf den Felsritzungen, bei den Germanen des Festlandes nicht gegeben, die Darstellungen der gabenreichen Mütter auf römischen Denksteinen und germanisch-keltisch-römische Tempelanlagen des Rheinlandes bestätigen die Regel, und auch im Norden stellen sich Götterbilder und Tempel erst zuletzt ein. Bäume, Quellen und Steine waren schon an sich verehrungswürdig, nicht erst durch die an ihnen gestaltende Menschenhand. Wohl verwahrte man in den Hainen gewisse Bilder und Zeichen und trug sie auch mit in den Kampf oder führte sie auf heiligen Wagen verhüllt durchs Land. Aber es werden mit Absicht sehr einfache Sinnbilder gewesen sein, etwa ein Pfahl, Äxte, ein Rad. Die Hochsitzsäulen der Halle konnten schon ohne Beschnitzung die beiden Asen darstellen, deren Name nicht mehr bedeutet als Balken. Die heiligen Zeichen auf den Schmucksachen der Völkerwanderung sind zwar z. T. schon alter, bronzezeitlicher Besitz, aber sie kommen zu vereinzelt vor, als daß sie allein schon an das Wesen der neuen Kunst heranführen könnten. Wohl taucht das Hakenkreuz, dem schon bronzezeitlichen Mäander gesellt, auf den schönen germanischen Urnen (Bild 98, 99) am Ende des Jahrtausends auf (vgl. Bild 103), und die Schere von Poggendorf (Bild 100) zeigt sogar das Kreuz in durchbrochener Arbeit, oder der Eimer von Sacrau (Bild 104) Monde und Rauten, ein Gefäß desselben Fundes (Behn 10) Kreise und Striche als Zierwerk. Aber die Ziergedanken der Völkerwanderungskunst sind nicht aus solchen Zeichen entwickelt. Und sie ist auch keineswegs bloß zierend (ornamental). Die Menschengestalt und die aus ihr sprechenden Gefühlswerte stehen ihr allerdings fürs erste noch ferner als der bronzezeitlichen. Etwas den Felsritzungen oder dem bildhaften Zierwerke der Schabmesser Entsprechendes gibt es auf diesen Schmuckstücken nur in Ausnahmefällen wie den beiden Goldhörnern (Bild 107, 108) oder den Prägeplatten auf Schwertern (Bild 138) und Helmen (Bild 164, 165, 167, 168, 171—173, 184), den Anhängern und Schaumünzen mit Darstellungen des Reiters (Taf. 72, 73) oder den Übertragungen solches Bildwerkes auf den Stein (Taf. 74). Meist wird der Mensch, wo er nebenbei vorkommt, fast wie das Tier zu einem Teile des Zierats. Gestalten der Felsritzungen retten sich in die Völkerwanderungskunst höchstens ganz vereinzelt, z. B. wenn der Gott mit den großen Händen oder mit den Schuhsohlen wieder auftaucht (Behn 28). Aber trotzdem steht gewiß vieles auf der Stufe des Bildzaubers, z. B. die behelmte Maske (Bild 125, 140), der von Tieren angegriffene Kopf (Behn, Titelbild), der Mann zwischen den Tieren (Bild 146, 148, 149; vgl. S. 99), endlich das Tier selbst. An sich ist es für germanische Kunst kein neuer Gedanke. Die Schiffe der Felsritzer endeten häufig in Tierköpfe; an Dachgiebeln hat sich ähnlicher Brauch bis heute erhalten. Die Neigung der ausgehenden Bronzezeit, Spiralen und Bandenden in Tierköpfe auslaufen zu lassen, setzt sich in der Völkerwanderungskunst über das Jahrtausend der Entfremdung hinweg gleichsam unterirdisch fort, und wenn Armreifen und

Spangen (Bild 225) in Tierköpfe enden, braucht das nicht auf östliche, etwa skythische Vorlagen zurückzugehen. Die an beiden Enden mit Köpfen versehenen Bänder oder Drachen an den alemannischen Sargdeckeln und über den Häuptern der Toten von Oberflacht (Bild 130; vgl. 134) haben sichtlich starke religiöse Sinnwerte, und auch dem beidendköpfigen Drachen über dem Haupte oder der Helmmaske an den Gewandhaften (Bild 140) kann einst tiefere Bedeutung innegewohnt haben. Aber die alten sinnreichen Formgedanken wachsen leicht in neue Beziehungen hinein oder verblassen zu bloßem Zierwerk. Die Silberschnur der Ringspange von Öland endet ebenfalls beiderseits in Schlangenköpfe (Bild 215). Recht neu dagegen ist das Heraldische an den Tiergestalten und gewissen Gestaltengruppen der späteisenzeitlichen germanischen Kunst. Das Tier als Schildzeichen kennen in den prächtigsten Ausführungen schon die skythischen Meister des 6. Jahrhunderts v. Chr., noch früher die mykenischen, und Wappentiere verwenden für unser Wissen zuerst Ägypter und Sumerer. Solch fremde Wappenzier kam bei den Germanen altererbtem Eigenem entgegen, und deshalb konnte sie einfließen. Schon die Fratze an den Gesichtsurnen (Bild 74) war etwas Ähnliches, und die beidendköpfigen Drachen um die Maske herum auf dem Fuße der Gewandhafte (Bild 140), der von Tieren angegriffene Kopf und die Gestalt zwischen den Tieren sind, wenn man will, ebenfalls heraldisch. Bedeutsamer aber als zuerst so auffallende Züge wie die Tierzier sind vielleicht einige scheinbar nebensächliche. Nieten und Buckel sind notwendig, um die Zierplatten zu befestigen; aber häufig sind die Zierplatten auch noch wie umschnürt oder von Zopfbändern umrahmt oder gleichsam übersponnen. Rahmen und Mitte können an Stickerei erinnern, der Kerbschnitt muß nicht auf Holz, er kann auf Leder zurückgehen. Nun ahmte man schon in der Bronzezeit Flechtwerk und aufgenähte Schnüre in Metall nach, und das Drehen und Schlingen von Schnüren, das Flechten, Weben und Knoten haben von jeher außer ihrem alltäglichen auch noch tieferen Sinn. Dasselbe gilt vom Nageln und Heften. „Hafte" und „Bande" hießen die Götter in der Dichtersprache des Nordens seit alters: hier Schmiedearbeit, dort Nornenarbeit. Wäre es auch verkehrt, nun überall geheime Bedeutung zu wittern — halb bewußt und unterbewußt hatte sie doch die Leitung, und zwar aus langer, Jahrtausende zurückreichender Überlieferung. Im Bewußtsein hingegen überwog der offenkundige Zweck, das Schützen, Zusammenhalten, Festmachen, Ausschlagen und Zieren. Das Äußerliche herrscht, und das Innerliche, in einzelnen Schöpfungen mit erstaunlicher Kraft durchbrechend, ist doch nicht hinreichend gefestigt, dem ersten Stile der Völkerwanderung Bestand und neue Auswirkungen zu geben. Er verfällt.

Die Heilung, der zweite in sich geraffte Stil, kommt durch das Bandgeflecht und setzt sich im 6. Jahrhundert vom Norden her durch. Es ist eine Neugeburt aus dem Geiste des Nordens. Die Umrahmung wird strenger und mannigfaltiger und ihre Forderungen erstrecken sich in das

Umrahmte. Die Tiere werden selbst zu einer Art flächenfüllendem Zierband, und bei aller Freiheit im einzelnen reiht man sie doch nach fester Regel aneinander. Die reich ausgestatteten Gräber von Wendel in Uppland (Schweden) erstrecken sich vom 7. bis ins 11. Jahrhundert (Bild 141—145, 148, 149, 157, 159, 165, 166, 169—171, 173, 184) und die älteren Vorstufen in anderem Werkstoffe sind in dieser Kunst klar erkennbar. Die Metallarbeit ist zierenden Schnüren, aufgelegten Bändern und Bandstreifen nachgeahmt. Am Schildbuckel (Bild 142, 143), am Helm (Bild 141), am Schwertgriff, an der Spindel (Bild 157) läuft Schnur und Band gerade dort, wo sie bei ledernen oder hölzernen Stücken angebracht sein mußten. Das erklärt sich beim Helme z. B. nicht hinreichend aus der gewiß ebenfalls hereinwirkenden Form des Spangenhelmes (Bild 126). Sondern eine ältere heimische Art der Bewaffnung zeigen noch die Gestalten auf den um die Helme laufenden Prägeplatten. Da ist der Kopf des Kriegers mit Bandgeflecht geschützt, in dem die Eberzier oder Vogelzier befestigt ist (Bild 171—173, 184). Auf anderen Prägeplatten ist der als Tier Vermummte mit Bandgeflecht umwunden und an die Kette gelegt (Bild 164—167). Es ist ein dämonisches Tier wie der Fenriswolf. Eine reich ausgestattete Zierplatte (Bild 166) zeigt solch ein Untier von vorn. Die Ketten gehen den Bügel herab zum Kopfe des Dämons, dessen Oberleib und Unterleib aus paarigen Tieren gebildet ist und von dessen Kopfe ebenfalls Tierköpfe aufragen. Er hat den Rachen weit aufgerissen und ist ganz von einsträngigem Bandgeflecht übersponnen, das ihn in die Fläche bannt. Die Zierkunst anderer Völker hat nichts dieser Wirkung Vergleichbares.

Die Eberzier und Vogelzier der Helme von Wendel sind Abzeichen der Krieger, die diesen den Schutz des Freyr, dem der Eber, oder des Odin, dem der Rabe heilig ist, sichern sollen. An einer Speerspitze kauern die kleinen Eber, bereit, den Stahl mit ihren Hauern beißend zu machen (Bild 169, 170). In der Mitte des Schildbuckels (Bild 143) ist der sechsstrahlige Wirbel (Bild 183) oder der in Vogelköpfe auslaufende Dreischenkel, gewiß ein für den Gegner schreckhaftes Zeichen. Eine besondere Abart ist der Dreipaß der nach innen ragenden Schlangen an der Trense des prächtigen Pferdegeschirres von Wendel (Bild 145). Ohne die Kopfenden kannte schon die Bronzezeit den Dreischenkel und das Hakenkreuz, und schon am Ende der Völkerwanderungszeit wird der Dreischenkel (vgl. Bild 182, 196, 230) auf Odin, das Hakenkreuz vielleicht erst in der Wikingerzeit auf Thor bezogen. Kunstreiche Arten des Knotens und Schlingens werden auch sonst gerne angebracht, und gewiß hat man ihnen häufig besondere Kräfte zugeschrieben (vgl. Bild 188). Leider ist an den Schilden des Wendelfundes das Holz vergangen, aber es ist kaum anzunehmen, daß es unverziert war. Nur hat man nicht an Schnitzerei zu denken, die es brüchig gemacht hätte, sondern an Bemalung. Schon Tacitus wußte von geflochtenen und von hölzernen Schilden der Germanen und sagte, daß sie die letzteren mit erlesenen

Farben zu bemalen verstünden. Die Sitte, im Schilde ein Zeichen, ein Tier, etwas wie ein Wappen zu führen, war gewiß schon früh bei Germanen und Kelten verbreitet und hatte ihr Gegenstück in den Kampffahnen, auf denen noch in der Wikingerzeit gern dämonische Tiere dargestellt sind (Bild 216). Verstand man bereits in der Bronzezeit Östergötlands die Häute der Schiffe zu bemalen, so wird man bei lederbespannten Schilden ein gleiches getan haben. Bei den Germanen hat das Wort „schildern“ geradezu die Bedeutung „malen“ angenommen, und die ältesten Skalden des Nordens haben in ihren berühmtesten Dichtungen Schilde „geschildert“, die mit Bildern der Göttersage und Heldensage überdeckt waren. Diesen beschreibenden Schildgedichten steht sonst nur noch die Beschreibung des Schildes des Achilleus bei Homer und eine Dichtung des Hesiod zur Seite. Hesiod läßt auf seinem Schilde des Herakles diesen selbst im Kampfe mit den Schlangen, den Streit der Lapithen und Kentauren, Apollon inmitten der Musen, den geflügelten Perseus, den die Gorgonen verfolgen, abgebildet sein. Ähnlich sah man auf dem Schilde, den Bragi der Alte von seinem Fürsten geschenkt erhalten hatte, Ermenrichs Ermordung, einen Auftritt aus der Hildesage, Gefjons Pflügen und Thors Kampf mit der Mitgardschlange. Die prächtigen Schilde des Wendelfundes gehören ins 7. und an den Anfang des 8. Jahrhunderts, also gerade in die Zeit vor Bragi, und die Kunst von Wendel ist auch in den Prägeplatten an den Helmen bilderreich. Die Sitte der Schildgedichte hat sich noch lang, bis ins 10. Jahrhundert, erhalten. Diese Prunkschilde müssen mit ihrer Abwechslung von Zierkunst und Bildkunst in wohlverteilten Bändern und Flächen und mit dem Gegensatze des schimmernden, edelsteinbesetzten Metalls zu den Farben des bemalten Holzes einen überwältigenden Eindruck gemacht haben.

Der Skalde Ulf Uggason hat im Jahre 985 ein Gedicht auf die Sagenbilder verfaßt, die in der Halle des Olaf Pfau in Hjardarholt auf Island an der Wandtäfelung und Deckenverkleidung angebracht waren und die eine schönere Zierde gewesen sein sollen als Teppiche. Einige Verse aus dieser Dichtung sind erhalten und darunter auch solche, die sich auf den Fries, der die Bestattung des Balder darstellte, beziehen. Snorri Sturluson hat dann in der jüngeren Edda den Aufzug der Götter zum Holzstoß des Balder nach diesem Figurenfriese erzählt. Solche Friese müssen geschnitzt und gemalt gewesen sein, wenn man sie über die Teppichstreifen stellte, mit denen sonst die entsprechenden Teile der Halle geschmückt waren. Diese Teppiche waren Streifen von durchschnittlich 25 Zentimeter Breite und mehreren Metern Länge. Im Funde von Oseberg (um 850) sind ihrer eine ganze Anzahl, die bisher ältesten Bildwebereien Europas, erhalten. Sie stellen Aufzüge dar, Wagen und Priester (Bild 202), Pferde und Schlitten, Odins Baum mit den Gehenkten daran (Bild 201), Schildmädchen und Burgen, Menschen und Tiere. Es ist eine reiche Kunst mit heimischem Formenschatze, und die Gewebe stammen gewiß zum Teile von der Hand der Königin Asa selbst, auf deren Webstuhle sich noch ein

angefangenes fand. Die Schnitzereien an dem Wagen von Oseberg (Bild 191) enthalten ebenfalls Bildstreifen, und auf den götländischen Runensteinen wird das Totenschiff, der Brandstoß, der Empfang in Walhall in Streifen und aneinander gereihten Einzelbildern dargestellt (Bild 185, 186). Der Streifen D der Decke von Övre Hogdal (Bild 219) meint etwa das gleiche, nur daß hier und in dem inhaltlich jüngeren Streifen B außer dem Gottesbau, auch „Yggdrasil" dargestellt ist, ferner in C eine Reihe reitender Gestalten und zwei, die im Schlitten fahren, so daß sich selbst Ausblicke zum Balderfries eröffnen. Obgleich das Gewebe von Övre Hogdal noch ganz in altertümlichem Formenschatze wurzelt, ist es schon christlich; der anreitende Missionar stürzt das heidnische Götterbild, um den die Kirche bedrängenden Julnachtspuk zu zerstören. Auf noch jüngerer Stufe steht dann die Bildwebe von Skog (Bild 220), und doch findet sich auf ihr noch eine so altertümliche Gestalt wie der Dreiköpfige (vgl. Bild 107 im zweiten Streifen). Und das Glockenläuten der Kirche ist Lärmzauber wider die Dämonen, wie das Rasseln der Tierköpfe von Oseberg. Der normannische, 70 Meter lange, gestickte Teppichstreifen, der in 72 Bildeinheiten die Eroberung Englands durch Wilhelm erzählt (daraus Bild 218), schmückte das Schiff der Kathedrale von Bayeux am Tage der Kirchweihe als oben umlaufendes Zierband ähnlich wie die Reihe der Figurenfriese die Halle Olafs. Ältere Stickereien sind der mit Pfoten verknotete Streifen kreisfüllender Gesichter an einem Wollmantel von Mammen in Dänemark, oder der in Gold auf den Silbergrund eines seidenen Daunenkissens gestickte Hirsch von Björkö (Bild 156). In Oseberg fanden sich auch rein geometrische Teppiche mit Mustern, wie sie noch die heutige schwedische Bauernkunst und die finnischen Stickereien kennen. Einige Bänder verraten irischen Einfluß. Gerade durch gewebte und gestickte Stoffe wird manches Fremdgut eingedrungen sein und manche Anregung, Handlung in Bilder zu gliedern. Wie nahe sich schon früh Eigenes und Fremdes berühren konnte, zeigt das angelsächsische (northumbrische) Runenkästchen um 650, also für dort schon aus christlicher Zeit. Es sind alles nichtnordische Stoffe: zwei Bilder aus der Wielandsage (Bild 230), die Magier vor Maria und dem Kinde, Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt, Titus und die Juden, eine Tierfabel. Aber Tore und Hochsitze sind mit nordischen Mustern geschmückt und fügen sich gut in den Stil des Ganzen.

Bewahrsamer als Weberei und Stickerei war die Schnitzerei. Sie wurde erst durch den Fund von Oseberg (Bild 190—202) in ihrer Fülle offenbar, und sie steht hier im Dienste des Königshofes. Das Geschlecht der Ynglinge hat in seinen Sitzen in Westfold am Fjorde von Oslo eine ganze Schule schöpferischer Schnitzer zur Mehrung seines Ruhmes beschäftigt. Die Bestattung der Königin Asa und ihrer ihr im Tode gefolgten Dienerin in dem das Schiff mit der Grabkammer und allem Grabgute bergenden Hügel hat uns eine glänzende Reihe dieser Schöpfungen erhalten. Die schönsten Gegenstände sind das am Vordersteven beschnitzte Schiff

selbst (Behn 38), ein Kultwagen (Bild 191), drei Schlitten (Behn 40), zwei Betten (Bild 194), die fünf geheimnisvollen Tierköpfe (Bild 197 bis 199). Ähnlich wie der Wagen von Deibjerg (Bild 78) ist auch der von Oseberg mit Menschenköpfen geziert (Bild 191—193), aber alles Bildhafte tritt hier und in den übrigen Schnitzereien hinter dem Zierwerk zurück, das den Stil von Wendel auf neuer Stufe und mit vielen Bereicherungen fortsetzt. Besonders reizvoll sind die verknoteten, mit Tierzier gefüllten Kreise (Bild 198, vgl. 207—209), denen auf den Teppichen verknotete Quadrate (im dritten Streifen der Decke von Övre Hogdal, Bild 219) entsprechen. Aber es sind meist nicht Tiere des Nordens, etwa Rentiere, Elche, Hirsche, Bären, sondern Löwen, Drachen, Greife, Sphinxe, allerdings oft bis zur Unkenntlichkeit weitergebildet und in den Linienfluß des nordischen Wollens einbezogen. Deutlicher heimisch sind bloß die langhalsigen Schwäne auf dem Brette zwischen der Gabel der einen Wagendeichsel von Oseberg und die Hunde oder Wölfe der Tierköpfe (Bild 197). Der Stil von Oseberg wirkt noch spät nach, z. B. in dem herrlichen Sattelbug von Gudbrandsdalen (Bild 153), und diese Kunst steigert sich sogar noch im Jellingestile (Taf. 92) zu neuen Wirkungen, die am schönsten an dem Schmuckschreine von Lund (Taf. 93 bis 95), der Kampffahne der Heggenkirche (Bild 216) und in neuer Wandlung an dem Kirchentore von Urnäs (Bild 227) hervortreten.

Daß die Schnitzereien sehr oft den Gegenstand, an dem sie angebracht waren, als eine Art Bildzauber schützen sollten, zeigt sich auch später (13. Jahrhundert) an den Kirchentoren von Valdres (Bild 227, 229, Behn 48). Es ist immer dieselbe Bildgruppe dem überreichen Zierwerke zugrunde gelegt: zwei Vogeldrachen, die in ein eidechsenartiges oder krötenartiges, kurzflügeliges Tier von beiden Seiten beißen und es gleichsam im Fluge tragen. Etwa dasselbe Tier sieht man an einem Schwertknaufe (Bild 226) von der Klinge aus zwischen zwei gegenständige, die Schnäbel sperrende Vögel auf eine Schlange herabstürzen, um die sie sich zanken, wenn man das Bild umkehrt und also so hält, wie ein Schwert in die Hand gehört. Schon auf einer Schwertscheide des Wendelfundes (Behn 25) kommt eine ähnliche Gruppe vor (7. Jahrhundert); die seitlichen Tiere sind jedoch nicht geflügelt und das Tier in der Mitte ist krötenartig. Man erinnere sich der Eulenfratze an der Gesichtsurne von Frestede und man vergleiche sie mit der am Thorshammer (Bild 74, 188). Die Kröte als Zier von Schmuckspangen (Bild 150—152) ist in der späten Eisenzeit sehr beliebt. Sie ist sichtlich zugleich ein Amulett, und auf einem dieser Stücke ist ein Mensch in ihr angedeutet (Bild 151). Die bekannte Vorstellung von der Gebärmutter als Kröte scheint zugrunde zu liegen. Eigenartig ist die Auffassung von Goldschmuck als Schlangenbett (Bild 139). Man könnte meinen, dieser Ausdruck der Dichtersprache erkläre sich einfach aus dem Brauche, Schmuck, und vor allem Goldschmuck, mit Schlangengeflecht zu zieren. Aber Fafnir liegt auf dem Golde und hütet es; die Schlangen sollen also eher den Schmuck schützen, oder seinen Träger. Die meisten

dieser Bilder sind freilich schon längst bloß mehr äußerlicher Zierat. Verband man noch tieferen Sinn mit ihm, dann werden vermutlich recht verschiedene Auslegungen versucht worden sein. Ein klarer Fall hingegen ist der Thorshammer (Bild 188), den man als Anhänger in einfacher Ausführung gern in der bedeutsamen Neunzahl trug und den man auch auf Runensteinen abbildete. Die schönsten Thorshämmer sind am Griffe zu Vogelköpfen belebt und in der jüngsten und reichsten Form geht der Vogelleib in das Kreuz über. Der prächtige Schmuck von Hiddens-Ö (Behn 27) besteht aus einer Reihe vogelköpfiger Kreuzgeflechte, die eigentlich Thorshämmer sind. Als Amulett ist auch der kleine Gott Freyr (Bild 174, 175) aus Rällinge (Södermanland) zu verstehen. Er sitzt mit untergeschlagenen Beinen. Der Arm, mit dem er sich den Bart streicht, und das Bein sind mit einem Reif geschmückt, sein Kopf ist behelmt, sein Glied hoch aufgerichtet. Auch sein Standbild in Upsala soll ihn mit ungeheurem männlichen Gliede gezeigt haben. Daß man kleine Figuren des Freyr und des Thor als Amulette benutzte, erzählen auch die isländischen Sagas.

Metallarbeit und Schnitzerei, Malerei und Gewebe, endlich die Auszierung der Steindenkmäler gehen nur zum Teil gesonderte, durch Werkstoff und Überlieferung bedingte Wege. Der gemeinsame, im Laufe der Zeit bereicherte Formenschatz überwiegt, und die Grundsätze seiner Verwertung sind im wesentlichen in den verschiedenen Werkarten die gleichen. Häufig wurden Formen der einen Werkart in die andere übertragen und dadurch gehoben. Dabei ging es ähnlich zu wie beim Übergang der völkerwanderungszeitlichen Kunst in die sogenannte romanische, die eigentlich noch stark eine Fortsetzung der germanischen im neuen Werkstoffe des Steines ist, und zu der gerade die von weither bezogenen Gewebe des Orients, die man in Palästen und Kirchen anzubringen pflegte, eine Fülle neuer Formen beigesteuert haben. Nur war die Bildkunst des Nordens schon seit den Felsritzungen auf solche Einfuhr nicht in dem Maße angewiesen wie die romanische Kunst. Klar umgrenzte Bilder tragen schon die Steinplatten des bronzezeitlichen Grabes von Kivik (Bild 14, 15), und die sonderbaren priesterlichen Gestalten auf ihnen kehren, nur etwas ausführlicher und reicher, in den Bildwebereien von Oseberg wieder (Bild 202). Einzelnes auf den Runensteinen sieht wie Fortsetzung der Felsritzungen aus. Bei der Schnitzkunst können wir bloß auf die geschnitzten Schiffssteven der Felsbilder, bei der Schildmalerei bloß auf Tacitus und die hautbespannten, bemalten Schiffe der Felsritzungen von Östergötland hinweisen. Es ist wenig, aber es ist doch genug, um uralte, gewiß stetig fortgeführte Übung sicherzustellen und um zumindest in Umrissen verständlich zu machen, daß das neu herzuströmende Gut und auch die neue, von der bronzezeitlichen doch so verschiedene Zierkunst in so vollkommener Weise dem nordischen Wesen eingeglichen und zu so selbständigem germanischen Wesensausdruck verwertet werden konnte.

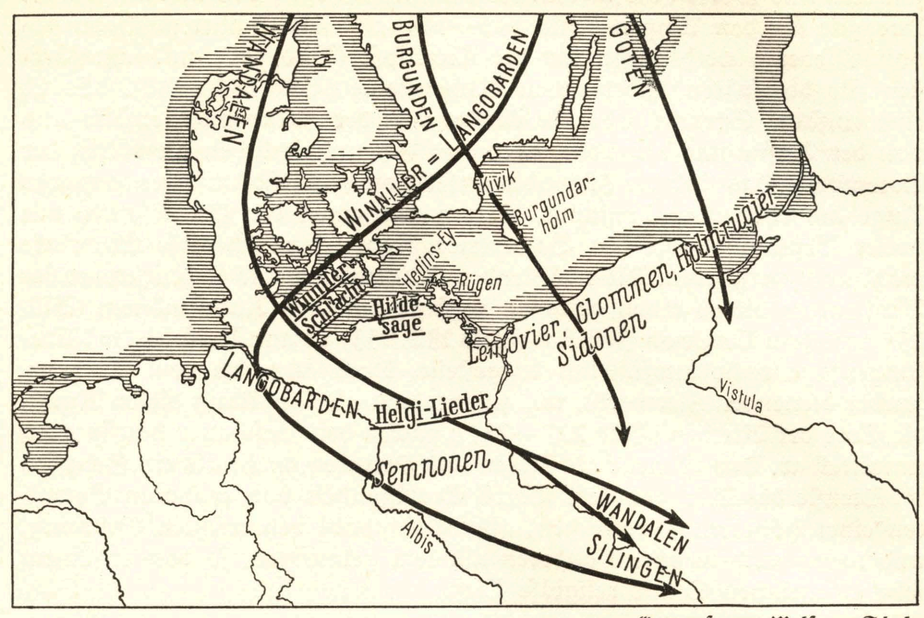
In zahlreichen nordischen Schöpfungen hat diese Kunst die Schwelle zu höherem religiösem und weltanschaulichem Gestalten mit Erfolg überschritten und Werke von starkem persönlichen Ehrgeiz vor uns hingestellt. Das gilt für den Wagen (Bild 191—193) und die Schlitten (Behn 40) von Oseberg, noch mehr für die Tierköpfe (Bild 197) und am stärksten für die späten bilderreichen Runensteine (Bild 185—187). Es ist eine einfache Sprache, aber sie kündet von der Fahrt ins Jenseits und von der Aufnahme bei Odin, oder von den unheimlichen Gewalten der Totenwelt. Das sind die Züge, die unser von der Südkunst benommenes Auge am ehesten wahrnimmt. Hätten wir einen der Prunkschilde mit voller Bemalung oder den Balderfries, so würden sich diese Eindrücke wohl noch verstärken. Die erzählenden Runensteine und Schnitzereien der Kirchentore bieten einen gewissen Ersatz; auf dem Ramsundstein (Bild 231) und dem Tore von Hyllestad (Bild 232, 233) ist zum Beispiel die Nibelungensage recht ausführlich dargestellt. Doch auch die dem Abwehrzauber dienenden Zierwerke, wie zuletzt, und als Ausklang dieser Kunst, die Tore der Kirchen (Bild 227—229), packen den Beschauer häufig ganz unmittelbar. Das ist mehr als Zieren und Prunken, mehr als ein Schaffen im Dienste des Königshofes. Es ist Ergriffenheit von erahnten Gewalten einer höheren, schrecklichen, aber gleichwohl beherrschten Ordnung, und wenn auch in einem anderen als dem geläufigen, so doch in einem sehr eigentlichen Sinne religiöse Tiefe.

2. Die Dichtkunst

Wie die Werkkunst wandte sich auch die Dichtkunst im Dienste der Königshalle (Bild 221—224) nach außen. Zumindest gilt das für die auf große Schöpfungen berechnete Heldendichtung, die das Bild der Völkerwanderungszeit völlig beherrscht. Stets bleibt die Voraussetzung: Stärkung des Königtums durch die Landnahme. So war es, als die skandinavischen Stämme von den Wandalen und Langobarden bis zu den Rugiern, Burgunden, Goten und Gepiden die ältere germanische Besiedlung an der Ostsee überrannten und erweiterten: die Lieder von der Winnilerschlacht, von Hilde, von Helgi spielen in diesem Raume und gehen in ihrem Kerne auf diese Zeit zurück. So ist es erneut in der Völkerwanderung, wo im wesentlichen dieselben Stämme ihre weit in den Osten vorgeschobenen Sitze räumen und im Süden und Westen neues Land nehmen: die völkerwanderungszeitlichen Heldendichtungen vom Tode des Ermenrich, von der Hunnenschlacht, von den Nibelungen, von Dietrich und Hildebrand sind der wichtigste Ertrag. Und es ist nochmals so, als unterdessen im Norden die Dänen von Schonen her die Inseln und Jütland bis Schleswig nehmen und Angeln und Sachsen ihr Inselreich erobern: die Heldenlieder von Skeaf (Skjold), Beowulf (Bewar), Hrolf Kraki und Bödwar Bjarki, Ingeld, Harald Kampfzahn gehören in diesen geschichtlichen, bis nach Gautland zurückgreifenden Zusammenhang.

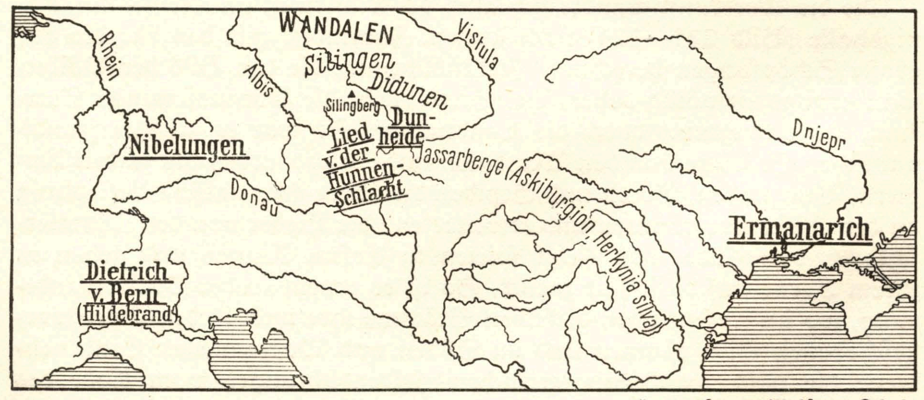
Schauplätze der Heldensage

1. Vor der Entvölkerung des germanischen Ostens



Entworfen von Wolfgang Schultz

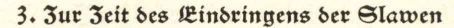
2. Nach dem Vorstoße der Hunnen

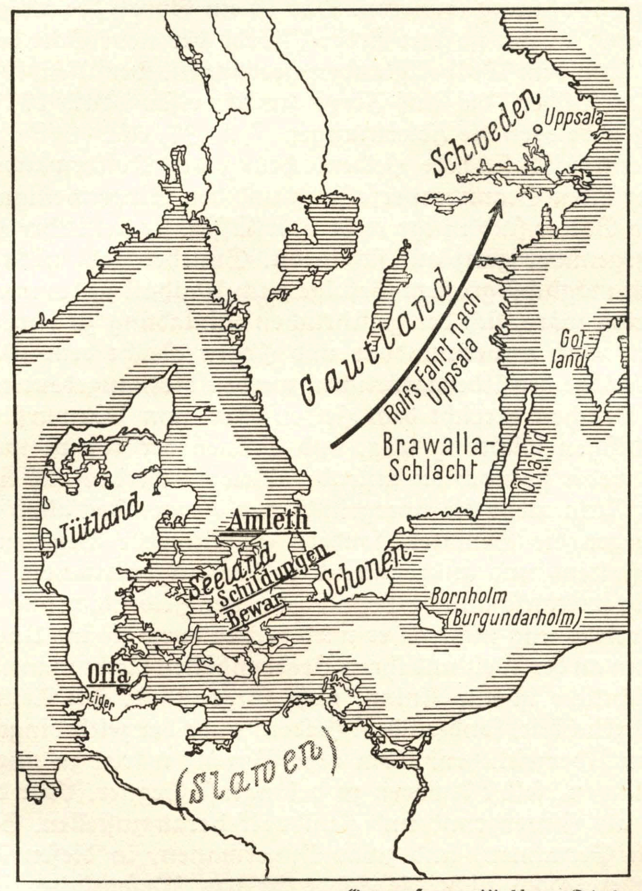


Entworfen von Wolfgang Schultz

Aber die Heldendichtungen der Völkerwanderung unterscheiden sich wesentlich von den beiden anderen, im Grunde nordischen Gruppen. Zur Zeit der skandinavischen Landnahme gibt es Stammesheiligtümer wie den Fesselhain der Semnonen oder das Wandils-We (Heiligtum der Wandalen) auf dem Silingberge, und die Dichtung ist von religiösen Gedanken beherrscht. Auch zur Zeit der dänisch-angelsächsischen Landnahme ist

Hleidra nicht bloß Königssitz, sondern leidr bezeichnet vermutlich das Gebäude, in dem einst Wagen und Bild der Nerthus verwahrt wurden. Die Vorgänge spielen auf altheiligem Boden und auch diese Dichtung ringt mit religiösen Gedanken. Bei Bödwar-Bjarki klingt die Erinnerung an Waldgang und Jünglingsweihe nach. Auch Beowulf schützt die Halle


3. Zur Zeit des Eindringens der Slawen



Entworfen von Wolfgang Schultz

gegen den andringenden Troll. Beowulfs Ahne Skeaf (Garbe) oder Skjold (Schild) kommt im Boote aus geheimnisvoller Ferne, begründet das Königtum und kehrt als Greis wieder auf dieselbe Weise heim. Das Boot mit der Garbe oder den Waffen (Äxten) kennen schon die Felsritzungen und Schabmesser. Harald Kampfzahn heißt so nach den goldenen Eberhauern in seinem Munde (vgl. Bild 171). Er ist unverwundbar wie Helgi, ein Geweihter seines Gottes, der ursprünglich Freyr oder dessen Vater Njördr, der Gatte der Nerthus, gewesen sein muß. Eberhelm

und Eberschlachtordnung gehören zusammen und eben nicht zu Odin, der vielmehr die seinen Raben entsprechende Flügelaufstellung lehrt. Der Gott erweist sich seinem greisen Schützling schließlich in der großen Schlacht als tückischer Lenker seines Kampfwagens und zerschmettert ihm mit der eigenen Holzkeule das Haupt. Alle Toten sind seine Beute, sie gehen ihrem Wunsche gemäß mit ihm nach Walhall ein. Aber ein gewichtiger Auftrag des Siegers wird ihnen zuteil: sie möchten im Jenseits für Freund und Feind ruhige Wohnung erwirken. Das ist ein Sproß der alten Helgidichtung, und auch in ihn ist statt Freyr-Njördr der neue Gott des Kriegeradels Odin samt dem Walhallglauben gedrungen. Der Wendelfund liefert nahestehende Bilder, die auf Freyr zurückweisen (Bild 171), und den Kampfwagen belegen die Felsritzungen (Bild 37, 64).

Die ostgermanisch-südliche Heldendichtung der Völkerwanderung hingegen ist der alten Stammesverfassung und den Sippenheiligtümern entfremdet, die Götter sind in ihr recht überflüssig, sie stellt ihre Helden dem Schicksal gegenüber ganz auf sich selbst. Gunther geht nicht an Etzels Hof, um mit möglichst großem Gefolge nach Walhall zu kommen, sondern weil es ehrlos wäre, sich der gefährlichen Einladung zu entziehen. Sigfrid ist zwar auch unverwundbar und Hagen gleicht dem Wodan, aber solche Einschläge des Übernatürlichen werden bloß angedeutet, die Hornhaut vom Drachen gereicht dem Helden eher zum Vorwurf und bleibt in der nordischen Dichtung weg, und Tränen der Witwe werden nicht getrocknet, weder sie noch die fallenden Krieger werden auf ein Jenseits verwiesen. Nicht mehr die unergründlichen Fragen des alten Glaubenslebens bewegen die Gemüter, sondern erschütternde Begebenheiten, die man umgestaltend und ausgestaltend zu bewältigen trachtet.

Der geistig-weltanschauliche Gehalt der neuen Heldendichtung leidet unter dieser Verweltlichung nicht, ja er wird gerade durch sie ins Ungeahnte gesteigert. Denn an der Welt und ihren Begebenheiten bleibt man nicht haften. Das Geschichtliche ist nur Anlaß, nicht Gegenstand. Die Teilnahme gilt nicht der Wirklichkeit, sondern dem Helden, nicht der zeitbedingten Politik, sondern dem Überzeitlichen. Rom oder Byzanz wären zu unpersönliche, Alanen, Slawen, selbst Awaren zu belanglose Gegner. Nur die Hunnen taugen, sie als Hintergrund und Feindvolk herauszustellen. Sonst kämpfen lediglich Germanen, und zwar Ostgermanen, in diesen Dichtungen gegeneinander. Doch nicht die Fehde ist das Wesentliche, sondern die Antwort des Helden an sein Schicksal. Es geht um das Unabwendbare, das in den Seelen dieser Menschen liegt: Zwist der Sippen, Blutrache, die Beweggründe, die Folgen. Innere Folgerichtigkeit, Ehre, das ist der Kern des Heldentums, nicht die Kraft allein, nicht die Klugheit. Aus der leidenschaftlichen persönlichen Teilnahme an solchem Geschehen entzündet sich ein überpersönliches, rein geistiges Ganze, das sich aus Handlungen und Reden seinem höheren Sinne nach darstellt. Und deshalb gehört die Heldendichtung der Völkerwanderung zu dem edelsten geistigen Erbe, das aus dem germanischen Altertume auf uns gekommen ist.

Die neuen Dichtungen heißen Lieder, werden aber nicht gesungen, sondern gesprochen. Der fahrende Sänger, der zur Laute oder Harfe (Bild 127, 128, 233) vorträgt, ist Eindringling des Südens und führt, wo er sich durchsetzt, das Auswalzen der alten, straffen Form zum Buchepos herbei. Die germanische Heldendichtung hingegen ist völlig eigenwüchsig, ihr Boden die Halle, der Dichter einer der Gefolgsmannen, seine Kunst getragen von seiner Gesinnung. Er muß sich kurz fassen, mehr als 200 Langzeilen darf er seinen Zuhörern nicht zumuten, aber Fürst und Gefolgschar, sie alle erwarten von ihm Höchstes. So beschränkt er sich auf eine einsträngige, klar umrissene Handlung mit wenigen Gestalten, hebt nur ein paar Gipfelauftritte heraus, drängt die Entscheidungen in Rede und Gegenrede zusammen und läßt alles minder Wichtige in die Senkung fallen. In diesem Aufbau, dieser geistigen Kraftverteilung des ganzen Liedes, legt sich aber nur im großen dar, was im kleinen schon die letzten Lebenseinheiten des Liedes, seine Langzeilen, beseelt. Dasselbe feste Gesetz des Stabens gestattet so innerlich gegensätzliche Gebilde wie:

Da **w**and er vom Arme ge**w**undene Ringe,

und daneben ein so wildes Aufzucken wie:

Lockst mich mit deinen **W**orten, willst mich mit der **L**anze **w**erfen.

Dort ein ruhiges, wundervoll in sich ausgeglichenes Wogen, während hier die Leidenschaft einzelne Gipfel hoch über die Fläche emporreißt: beides in derselben Dichtung, dem Hildebrandliede. Die Verteilung der (durch Fettdruck hervorgehobenen) Stäbe unterstützt die Wirkung. So wird im ersten Beispiele „winden" abwandelnd wiederholt in „wand" und „gewunden", und das gibt den Stäben, die die beiden Hälften der Langzeile zur Einheit verbinden, ihren feierlichen Gleichlauf. Im zweiten Beispiel unterstützen die doppelt gesetzten Stäbe (L, W — L, W) die bewegte Gegenüberstellung. Wohl ist die Langzeile auf vier Gipfel festgelegt, aber dazwischen, in den Tälern, herrscht Freiheit. Es gibt kein Metrum, sondern nur den Tonfall der gehobenen oder zur Leidenschaft gesteigerten Sprache, und den zum Ausdrucke hindrängenden Gedanken, der auch mitunter über das Zeilenende hinauswogt. Häufig sind Paare von Langzeilen oder aus ihnen gebildete Vierzeiler. Aus solchen Einheiten wird dann ohne Verpflichtung zu strenger Regelmäßigkeit, aber doch mit einer gewissen Neigung zu ihr, das Ganze aufgebaut. So ist es ersichtlich von denselben inneren Antrieben beherrscht wie die Werkkunst: ein großes Schwingen und Aufzucken der Linie, gestaffelter, mehrflächiger Aufbau, Gleichläufe und immer ein grundsätzlich Anderes, federnde Gelenke in der Anlage des wirklichkeitsfernen und doch höchst lebendigen, sprungbereiten Ganzen, funkelnde Lichter, wechselnde Farben, Tiefendunkel, verschiedene Wirkung je nach dem Einfall des Lichtes und dem Standorte des Beschauers.

Das Hildebrandlied ist der einzige Fall, daß ein germanisches Lied der

Völkerwanderung annähernd in seiner alten Form vorliegt. Das übrige ist alles tiefergreifend umgestaltet, entweder durch das Auswalzen zum Buchepos (z. B. im Beowulf, den Nibelungen, der Gudrun) oder durch die Weitergabe an den Norden und das damit verbundene Umdichten, Weiterdichten und Nachdichten, z. B. beim Nibelungenstoff in der Lieder-Edda. Trotzdem hat sich in der Edda Altes in überraschender Treue erhalten. Selbst das Verstummen der schwachen End- und Mittelsilben tat dem wenig Abbruch. Die Langzeile:

Hadubrant gimahalta, Hiltibrantes sunu

(H. sprach, H.'s Sohn) würde altnordisch lauten:

Höðbrandr mælti, Hildibrands sonr.

Das sind fünf Silben weniger, und die Verkürzung bewirkte, daß die Langzeile in der Regel auf 4+4, seltener 5+5, Silben beschränkt wurde. In dieser gerafften Form stehen nun die Reste der Heldendichtung, das ältere nordische Gut und das völkerwanderungszeitliche Lehngut, samt den wikingerzeitlichen Weiterdichtungen und Neuschöpfungen in den Heldenliedern der Edda. Die Umpflanzung solcher Stoffe in den Norden brachte ihnen auch erneut eine gewisse Religionsnähe. Die Götterwelt, das Geheimnisvolle, Übernatürliche, wuchs an geeigneten Stellen, freilich mehr als Schmuck, wieder in sie hinein. Der andere Teil der Lieder-Edda sind die Götterlieder und die Wissensdichtung. Zu keinem Eddaliede wird ein Dichter genannt: es ist alles unpersönliche Kunst.

Die erzählenden Götterlieder, Thors Abenteuer bei Thrym und das andere bei Hymir, gleichen in Form und Anlage völlig den Heldenliedern und sind Vortragsstücke wie sie. Religiöse Ergriffenheit meldet sich im Hymirliede nur durch die Größe des Stoffes und den kargen Ernst der Behandlung. Einzelnes streift ans Spaßhafte, z. B. wenn Thor mit seinem Begleiter sich in der Halle des Riesen im Gebälk unter die Kessel versteckt. Im Thrymliede ist der Scherz Trumpf: Thor in Weiberkleidern, der Riese will ihn küssen. Aber dahinter steht, wie in der alten Komödie der Griechen, tiefere Bedeutung; das Possenhafte berührt das Kultische, wie bei der Winnilerschlacht. Und dann die Scheltgedichte: Loki verhöhnt alle Götter bei Balders Erbbier und prahlt mit seiner Schuld; oder Odin höhnt den Thor über den Sund hinweg. Dergleichen kennt auch die Heldendichtung in den Helgiliedern: die Schelte zwischen Gudmund und Sinfjötli und die andere zwischen Atli und Hrimgerd. Hoch darüber steht die feierliche Form des Wortkampfes in den meisten Merkdichtungen und Wissensdichtungen, der Austausch von Urweltweisheit und Wesenskenntnis, bis der eine Kämpfer unterliegt und die Bekundung der Wahrheit obsiegt. Die Einrichtung der Welt, ihr Ablauf, die Begebenheiten bei den Göttern, die sittlichen Verpflichtungen der Menschen werden in diesen sehr bedeutsamen Schöpfungen nicht erzählt, sondern vorausgesetzt. Eine Anzahl fremder Stoffe und neuer Gedanken ist eingedrungen, aber das

alte Gut herrscht vor und das neue ist ihm so völlig angeglichen, daß alles zusammen einen einheitlichen Wissensstoff bildet. Die Fragen und Antworten, in die er aufgeteilt wird, ergeben eine Art Katechismus, aber ohne Dogmen. Die Einkleidung des Kampfes als Rätselwette ums Haupt bringt starke Spannung und dramatische Lösung, der Anteil an den Fragen steigert sich bis zuletzt. In den Gestalten des Fragers und des Befragten ringen Urgewalten des Weltgeschehens miteinander, und der Weltlauf selbst wird in dem mit streng geregelter Gründlichkeit aufs Wesentliche, das Ende und die Erneuerung hindrängenden Fragenspiele aufgerollt, bis das letzte, unlösbare Geheimnis alles entscheidet. Alte priesterliche Übung und kultische Spiele liegen zugrunde. Bei Indern, Griechen und anderen indogermanischen Völkern war es seit jeher Sitte, beim Opfer und besonders beim Rauschtrankopfer, das mit dem Begeisterung spendenden Genuß des Rauschtrankes verknüpft war, die Entstehung und Einrichtung der Welt und des Opfers im Verhältnis zu den Vorgängen bei Göttern und Menschen in Frage und Antwort oder in anderer, mehr oder minder geschlossener Darstellung abzuhandeln. Man glaubte, daß der Trank oder das Opfer erst durch die Bekundung der ewigen, auf Grund seines Genusses erschauten Wahrheiten Kraft erhält. Die eddische Wissensdichtung und Merkdichtung beruht in ihren wichtigsten Stücken auf derselben Vorstellung. Es geht dabei fast immer zugleich um den Genuß des Bieres oder des Dichtermets. Ottar muß bei der Riesin das Erinnerungsbier trinken, um sich die Aufschlüsse über seine Abkunft zu merken; Odin kann erst dann von der Götterwelt künden und sich befreien, als Geirröds Sohn ihn mit Trunk gelabt hat; die Runenkunde erwirbt er durch den Met; bei Heidrek geht das erste Rätsel aufs Bier; Loki packt seine Lügen über die Götter beim Braukessel aus. Hinter der Wissenswette steht das alte Brauchtum des Rauschtrankopfers, das auch mit dem Menschenopfer verbunden sein kann: Odin hängt als Opfer neun Nächte am Baum, ehe er zum Trunke hinabfällt und die Runen erlangt. Wer sich mit ihm an Wissen mißt und unterliegt, ist ihm als Opfer verfallen. Doch ist Odin (Wodan) wahrscheinlich auch hierin an die Stelle älterer Gottheiten getreten. Schon die Ansätze des kultischen Dramas bei den Felsritzern müssen einem Gotte des Wachstums von der Art des Dionysos gegolten haben, und allerhand Wettkämpfe waren bereits mit ihnen verbunden. Der Altertümlichkeit der eddischen Merk- und Wissensdichtung entspricht, daß ihre Form fast ausschließlich die „Zauberliedweise" ist, d. h. eine jüngere, stilisierte Form des Zauberliedes, das sich nie an die Langzeile gebunden, sondern sie immer nach Bedarf mit Kurzzeilen (Vollzeilen) oder freieren Gebilden durchmischt hat. An inhaltlich besonders altertümlichen Stellen, wie dem Anfange von Odins Runengedicht (Genzmer Nr. 26), liegt die ursprünglich freiere Form noch zutage. Den ganzen Stoff der Wissensdichtung und der Götterlieder, auch einzelnes zur Heldensage, hat Snorri Sturluson zu Beginn des 13. Jahrhunderts in seiner jüngeren Edda, auch Prosa-Edda geheißen, einem

Meisterwerke der Erzählkunst, ausgebreitet. Es ist daher die beste Einführung in die Lieder-Edda und sollte immer vor dieser gelesen werden.

Auf dem Grunde der Götterdichtung und Heldendichtung erwächst nun im Norden noch ein wundersam stolzer Baum: die Skaldendichtung. Mit Bragi dem Alten um 800 n. Chr. ist sie plötzlich in voller Blüte da, und eine lange Reihe von Skalden schließt sich bis tief in die christliche Zeit hinein an. Auch diese Dichtung ist Hofkunst, aber im Gegensatz zur eddischen ist sie völlig Persönlichkeitskunst. Zu dem Skaldengedichte gehört der Name seines Verfassers, wie auch die Runenmeister ihren Namen hinzuritzen oder das Horn des Hlewagastir (Bild 107, 108) oder das Kirchentor des Eindridi (Bild 229) mit dem Namen des Meisters gezeichnet sind. Die Skaldendichtung will nicht, wie die Heldendichtung, Begebenheiten der Vorzeit berichten, sondern den Fürsten preisen oder als Eingebung des Augenblicks eine verwickelte Lage in den engen Rahmen einer kunstvoll abgewogenen Strophe bannen. Man prunkt mit der Fülle beziehungsreicher, oft mehrgliedriger, dichterischer Umschreibung (Kenning), mit der andeutenden Bezeichnung, mit dem zierenden Beiworte. Damit deutet man auf den gabenmilden Fürsten und das Gold, auf die vornehme, geschmückte Frau, den Krieger, seine Waffen, die Schlacht, den Kampftod, auf die Walstatt und ihre Tiere, Wolf und Rabe, auf das Roß und Schiff und nicht zuletzt auf den Dichter. Der ganze eddische Wissensstoff, Götterdichtung und Heldendichtung, wird dazu in Bewegung gesetzt.

Die Besonderheiten dieser Kunst veranschaulicht am raschesten ein Beispiel:

Von den vier Strophen aus Bragis Schildgedicht, die der Hildesage gelten, ist die erste vielleicht die schönste und ausgezeichnet durch den düsteren, überirdischen Glanz, in dem sie schimmert. Hedin hat dem Högni dessen Tochter Hilde geraubt; Högni hat ihn verfolgt, auf Hedins-Ey holt er das Paar ein. Hilde soll ihm in Hedins Auftrage ein Geschmeide bringen, um ihn zu versühnen. Aber durch die Art, wie sie das tut, stiftet sie nicht Frieden, sondern Kampf. Damit hebt Bragi an. Ihm ergab sich die Strophe aus der Kenntnis des Stoffes, dem Vollbesitze der Dichtersprache und den Forderungen der Form als lebendig erwachsene Einheit. Für den Leser aber sei das Ganze rückschließend in vier Stufen dargelegt:

I. Stufe: Grundgedanke.

Hild sann auf Kampf. Sie wollte ihren Vater (Högni) reizen. Sie brachte ihm aus dem Geschmeide, das ihr ihr Mann (Hedin) gegeben hatte, einen Unheilsring zu seinem Schiffe.

II. Stufe: Dichterische Ausschmückung.

Hild wird ersetzt durch: Wunsch-Ran der Ausdörrung der Adern. Hild („Kampf") als Schlacht- und Todesgöttin wird mit Ran, der Göttin des Meeres, verglichen. Wie der Ran die Ertrunkenen, so gehören der Hild die Schlachttoten. Ran wünscht Unwetter, daß die Flüsse anschwellen;

Hild zaubert (durch das Schütteln ihres Geschmeides) ein Unwetter — die Schlacht — herbei, das die Adern ausdörrt, sofern die verwundeten Krieger verbluten.

Kampf wird ersetzt durch: Bogenwetter. Der Bogen des Mondes — später auch der Regenbogen — ist, wenn er sich umwölkt zeigt, Sturmvorzeichen. Das Geschmeide am Halse der Kriegsgöttin wird diesem Bogen verglichen. Er entsendet, verursacht den Hagel der Pfeile.

Sie wird ersetzt durch: Schüttel-Sif der Ringe des Mannes. Sif („Sippe"), Thors Gattin, ist die friedliche Göttin der Fruchtbarkeit. Hingegen erregt Hild als „Schüttel"-Sif Schütteln (Todeszucken) durch das Schütteln der Ringe ihres Geschmeides. Einer, der Unheilsring, fällt heraus. Sie bringt ihn ihrem Vater.

Ihm wird ersetzt durch: Kampfstamm. Gemeint ist der Krieger, der im Kampfe feststeht.

Schiff wird ersetzt durch: Reittier der Winde. Gemeint ist ein Segelschiff.

III. Stufe: Ergebnis (wörtliche Übersetzung).

Und die Wunsch-Ran der Ausdörrung der Adern sann, um ihren Vater zu feindlichem Sinne zu bringen, Bogenwetter, als die Schüttel-Sif der Ringe des Mannes nun den von Bösem erfüllten Reif dem Kampfstamme zum Reittiere der Winde trug.

IV. Stufe: Darstellung im Hoftone (Nachbildung in unserer Sprache).

Um den Forderungen der Form und des Klanges gerecht zu werden, sind einige Abweichungen unvermeidlich. So setzen wir für Ader Blutstrang, für „feindlichen Sinn" Wutratschluß, für „Mann" Recke, für „Reittier der Winde" Haffhengst. Die Anspielung auf den Todeskrampf durch Schüttel-Sif war nicht unterzubringen; dafür konnte Hilds blutdürstige Gier noch etwas deutlicher herausgestellt werden. Die Stäbe sind durch Fettdruck, die Halbreime und Reimanklänge durch schräge, die Binnenreime durch steile Buchstaben ersichtlich gemacht:

D*ring*lich blutst*rang***d**arre- **d**ürstende Ran so sann:
zu **w**eck'en durch Bog'en**w***ett*er **W***ut*ratschluß des Vaters;
Rassel-*Sif* der **R***eif*en **R**eckens ging, das Schreckgut
h*in* zu Kampfstamms **H***aff**heng*st **h**alsringbietend bringen.

Natürlich können in einer einzelnen Strophe nicht alle Künste der Skaldendichtung aufleuchten. Die vorgelegte verdeutlicht nicht, wie Ausrufe, oft ganze Sätze, eingeschoben, und auch nicht, wie Sätze fortlaufend mit einander verflochten werden. Besteht die Strophe aus zwei Langzeilenpaaren, wie die besprochene, so erinnert sie an eine gleicharmige Schmuckspange; wogt hingegen der Anfang über die Mitte hinaus, um in einen oft von einem Ausrufe durchbrochenen Abgesang zu enden, dann gleicht sie mehr einer Spange mit Kopfplatte, Bügel und Fuß. Die Stäbe gemahnen an die festen Stege und Nieten des Schmuckstückes, bei den

Reimen kann man an die funkelnden Steine denken. Die Sätze werden verflochten wie Tierleiber oder Zierbänder, die Einschübe erwecken den Eindruck von Mehrflächigkeit. In dem jedesmal anders gegliederten Gebilde bewegen sich selbständige, formelhafte und doch nie gleichbleibende, der Tierzier des Schmuckes ähnliche Gestalten voll eigenen, schnörkelhaften Lebens, die Umschreibungen der sinntragenden Begriffe, die Kenningar. Und wie das Schnörkeltier oft wieder aus anderen Tierschnörkeln zusammengesetzt wird, kann auch die Kenning mehrstufig sein, d. h. jeder der umschreibenden Begriffe selbst noch mehrfach umschrieben werden. Eine Reihe solcher Strophen wirkt wie ein aus verschiedenen Zierstücken zusammengesetzter Schmuck oder wie Schnitzwerk mit verknoteten, von Tierzier oder Bildwerk erfüllten Kreisen. Die Preislieder verwenden dann zwischen den größeren Strophengruppen als Einschnitt und Trenner eine wiederkehrende Halbstrophe, und dadurch werden die Ziereinheiten nochmals zu Massen innerhalb des Ganzen gestaffelt.

Diese bis in die sonderbarsten Einzelheiten verfolgbare Übereinstimmung zwischen dem Stile einer bestimmten Dichtart und dem Stile der gleichzeitigen Werkkunst ist eine Erscheinung ohnegleichen; bloß zwischen der Heldendichtung und dem Zierstile der Völkerwanderung waren schon ähnliche, wenn auch noch nicht so weitgehende Stilgemeinsamkeiten zu vermerken, dort bei unpersönlicher, hier jetzt bei ausgesprochen persönlicher Kunst. Die Ursachen der Entsprechung liegen tief und gewähren Einblick in Wesen und Herkunft beider Arten des künstlerischen Schaffens bei den Germanen. Die gesteigerten Schöpfungen der Königshalle sind ein Letztes, die Anfänge und Voraussetzungen waren volksnäher, einfacher, aber darum nicht minder bedeutsam. Zunächst spendet die Sprache Licht. Die ältesten Ausdrücke für das Dichten sind der Werkkunst entnommen. Bei Indern, Griechen und Angelsachsen werden Gedichte gewebt, im alten Norden auch gewirkt, oder sie werden nach nordischer wie angelsächsischer Auffassung gedreht wie der Faden beim Spinnen, und noch heute sprechen wir vom Faden der Erzählung, der wieder aufgenommen werden muß. Oder man näht die Dichtung (lateinisch, griechisch, indisch), zimmert sie (griechisch, indisch) und schmiedet sie (altnordisch). Einzelne Skalden reden auch davon, daß sie ihr Gedicht hobeln. Das alles sind nicht bloß bildliche Ausdrucksweisen. Wie der Schlachtruf und Kriegstanz das Stampfen, Schreiten und Schwingen der Waffen begleitet und steigert, so haben auch Arbeit und Wort einander begleitet, dem Zeitmaße der Arbeit entsprach das des Wortes, das Wort sollte die Arbeit fördern, der im Gedanken vorweggenommene Erfolg sollte, im Worte ausgesprochen, das Gelingen zauberisch unterstützen; es wird gemurmelt, gerufen oder gesungen. Beim Zaubern bedurfte die Zauberhandlung dieser Unterstützung erst recht. Dem Wickeln, Verknoten und Lösen des Zaubers entspricht der Aufbau des Zauberliedes.

Zwei Dichtungen der Edda veranschaulichen das auf künstlerisch gehobener Stufe mit wundervoller Kraft. Das auf die Schlacht von Clon-

tarf bei Dublin (1014) gedichtete Walkürenlied (Edda II Nr. 7 Genzmer) und das Mühlenlied vom Untergange des Königs Frodi und seiner goldenen Zeit (Edda I Nr. 22 Genzmer). Beide Dichtungen sind junge gehobene Sproßformen einer uralten Gattung, beide zeigen, wie auch wirkliche, oder als wirklich gedachte Vorgänge sich in der seherhaften Zauberhandlung des Liedes darstellen ließen. Im Walkürenliede durchflicht der Kehrreim: „Webet, webet Gewebe des Speeres" die Einheiten der Schilderung, das Lied nähert sich der Sangbarkeit, der Werkvorgang in der unterirdischen Webekammer, die Schau der weit entfernten Schlacht und deren dadurch gewirkte Wirklichkeit sind in eins gesetzt. Die Merseburger Zauberlieder um 800 kennen ähnliches auf volksnäherer Stufe. Ein Geschehen in der Götterwelt wird vorangestellt, und der Zaubernde ruft dadurch herbei, daß sich dieselbe Wirkung auch jetzt einstellen möge; d. h. die Schau geht voran, die Wirkung soll aus ihr folgen. Die Idisen, die Kampfjungfrauen des ersten Merseburger Liedes, entsprechen den Weberinnen des Walkürenliedes. Sie bemühten sich einst um die Fesseln eines Gefangenen und befreiten ihn; so geschehe auch jetzt.

Zugleich lassen diese Lieder den germanischen Zaubersang erahnen. Das zweite Merseburger Lied lautet:

Fohlen und Wodan[1] fuhren zu Holze
da wurde dem Fohlen[2] der Fu-uß[3] verrenket.
Da besprach es Sintgunt, Sunna ihre Schwester,
da besprach es Fulla, Frija ihre Schwester,
da besprach es Wodan, der's nur wirklich konnte:
Sei's Beinschaden, sei's Blutschaden, sei's Gliedschaden —
Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliede —
so daß sie heil wieder sind!

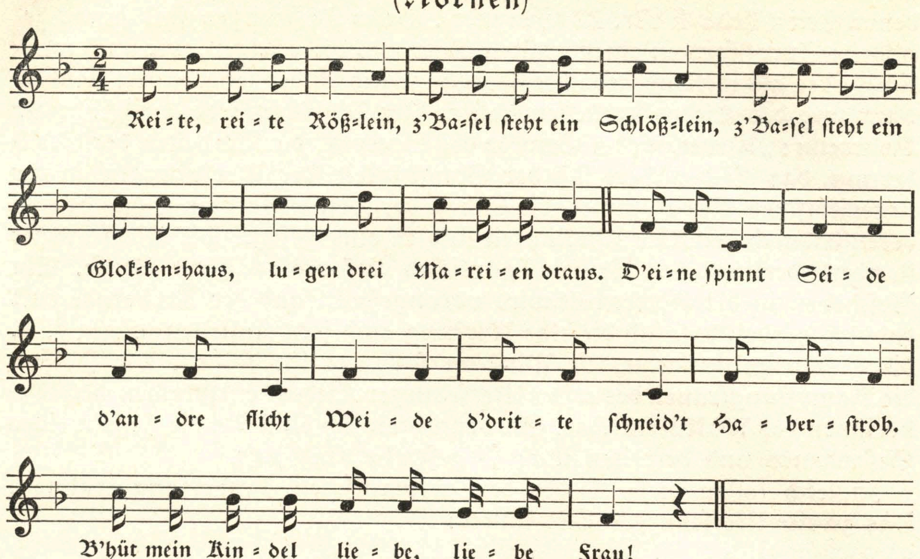
Unsere Kinderlieder wie „Eia popeia", „Huse brum suse" führen auf die Weise. Man spreche den Zauber in diesem Singsang und man wird ihn richtig hören. Ein alemannisches Kinderlied von den drei Schicksalsfrauen hat sogar ähnlichen Aufbau; der Wortlaut gliedert sich wie folgt:

Reite, reite Rößlein,
zu Basel steht ein Schlößlein,
zu Basel steht ein Glockenhaus,
lugen drei Mareien draus:
Die eine — spinnt Seide,
die andre — flicht Weide,
die dritte — schneidt Haberstroh:
B'hüt mein Kindel, liebe, liebe Frau!

[1] Der Anfang ist etwas ungenau aufgezeichnet. „Pholende Wodan" steht für „folon ende Wodan".

[2] In der Hs. steht: „do ward demo balderes folon". Man braucht die Stelle nur im Tonfalle der Kinderlieder, singsangartig, zu sprechen, und „balderes" fällt als Zusatz zu Boden. Vom Gotte Balder ist hier nicht und nirgends auf deutschem Gebiete die Rede. Jemand, der die Stelle längst nicht mehr im Ohr hatte, hat das Wort recht überflüssig eingeführt, um zu erläutern, daß es sich um das Fohlen des Herrn (balderes) handle, womit der christliche Schreiber vielleicht schon auf Jesus hinweisen wollte, der öfter in die alten Zaubersegen hereingezogen wurde. [3] „fu-oz" zerdehnt.

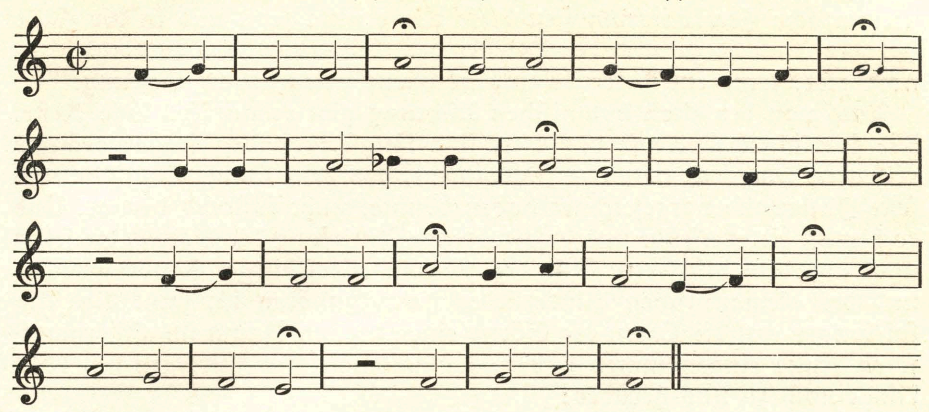
Alemannisches Kinderlied von den drei Schicksalsfrauen (Nornen)



Nach nordischer Auffassung reiten Wodan oder Frigg (Frija) mit ihrem Schützling zur Stätte der Schicksalsbestimmung, und ähnlich läßt die Mutter (oder der Vater) das Kind auf dem Knie reiten. Das Glockenhaus, der Turm, ist die geheimnisvolle Stelle, wo das Schicksal gesponnen, geflochten, abgeschnitten wird; die drei Mareien sind die Idisen, Nornen oder Mütter selbst. Sie entsprechen den vier Göttinnen Sintgunt-Sunna, Fulla-Frija im vorigen Liede und befinden sich wie Weleda auf hohem Turme. Am Schluß ruft die Mutter voll Angst die gute Norne zu Hilfe, damit die böse dem Kinde nichts antut. Auch im Merseburger Zauberliede führt der Anfang ein, die Mitte ist feierliche, hymnisch gehobene Schilderung des geheimnisvollen göttlichen Waltens, das Ende gibt die Anwendung auf die Gegenwart. Sie ist dreigeteilt: erst eine Umgrenzung der Möglichkeiten, dann der zwingende, sie alle umfassende Kern der Formel, endlich der das Gelingen vorwegnehmende Schlußwunsch. Diesen verschiedenen Teilen des Aufbaues entsprach auch gewiß ein ähnlicher Wechsel in der Weise wie beim Kinderliede.

Die volkstümlichen Reste in Zauberlied und Kinderlied sind bereits deutsche Kümmerformen, das Walküren- und Mühlenlied sind gesteigerte Formen der nordischen Spätzeit. Das verlorene, lebendige Altertum wird in seinen besten Schöpfungen in dieser Dichtungsart und in anderen die Mitte gehalten haben. Der Bataverfürst Civilis hat seine Weleda, und sie wird von ihrem Turm nicht bloß die Zukunft verkündet, sondern sie auch aus Zusammenhängen der Vergangenheit begründet haben. Wieder bietet der Norden in dem berühmten Liede von „der Seherin Schau"

Isländische Weise zur Wöluspa



(Wöluspa: Edda I Nr. 5 Genzmer) eine Dichtung solcher Art, doch erst aus der Weltuntergangsstimmung um 1000 n. Chr. und ohne greifbare geschichtliche Züge, sondern bereits ins Weltanschauliche verallgemeinert. Eine Weise dazu ist über Island erhalten. Eine ähnliche gibt es zu Ragnar Lodbroks Sterbeliede, das er im Wurmgarten singt und das im 12. Jahrhundert gedichtet ist, und zu einer Stelle der eddischen Spruchdichtung. Etwas von altgermanischer Musik mag in diesen auf fünf Töne beschränkten, wuchtig-feierlichen Noten nachschwingen. Die Einwirkung alter Kirchenmusik ist aber ebenfalls nicht zu verkennen. Und gerade deshalb werden diese erst in der Neuzeit aus Island aufgezeichneten Noten alt und echt sein; denn der Kreis der Jarle in Lade (Drontheim), aus dem die Wöluspa zusammen mit anderen bedeutenden Schöpfungen eddischer Wissensdichtung hervorging, stand bereits trotz aller gegensätzlichen Einstellung unter der Fernwirkung des Christentums. Die Dichtungen einer Weleda oder Waluburg aber werden wir uns dem Zauberliede und der Ausdeutung von Losorakeln ähnlicher denken. Aber auch ihnen mag das versammelte Volk gelauscht haben, wie die Wölwa des Nordens von erhöhtem Sitze aus ihre Worte an alle Sippen richtet. In der eigentlichen, Beschlüsse fassenden Volksversammlung hatte jedoch nicht sie, die für gewöhnlich streng Abgesonderte, sondern jener Herrscher, den wir nur unter seinem römischen Namen Claudius Civilis kennen, auf Grund ererbten priesterlichen Führerrechtes den Ausschlag. Er beruft die anderen Führer in den heiligen Hain seiner, der königlichen, Sippe; er läßt eine heilige Handlung vollziehen, an der er vermutlich durch sein Gelübde, sich erst nach errungenem Sieg die Haare wieder zu scheren, teilnimmt; er zwingt dadurch alle in den Bann des Heeres und unter die Flüche, die er ausspricht und die den Abtrünnigen treffen. Sein Tun vereint in sich, was später der Kultredner (Thuler) und der den Dinggang und die Rechtsschöpfung regelnde Gode getrennt tun, und zugleich ist er König. Formeln wie die weltweit ausholende Friedloslegung des eddischen Urfehdebannes

wird es schon damals, nur einfacher, gegeben haben. Aber das spätere germanische Heerkönigtum setzt diese Linie nicht fort, und in der Halle hat der Kultredner und der Priester des Heiligtums, wo es dergleichen noch gibt, keine entscheidende und höchstens gelegentliche Geltung.

Auch von der alten hymnischen Dichtung gibt es nur spärliche Reste. Die feierlichen Weckrufe der Lure sind längst verhallt, die ganze ältere Eisenzeit hindurch tritt ein Instrument, das dem Sang Tonhöhe und feste Intervalle vorgezeichnet haben könnte, nicht führend hervor. Und doch muß die preisende und beschwörende Anrufung der Götter, die selbst noch aus dem mittleren Teile des zweiten Merseburger Zauberspruches und des alemannischen Kinderliedes herauszuhören ist, samt den Anspielungen auf die Taten der Götter einen breiten Raum im altgermanischen Kulte eingenommen haben. Ein altenglischer Flursegen um 1000 klingt noch zu uns herüber:

Dich, Erde, bitt' ich und den Oberhimmel,
Erke, Erke, Erke und der Erde Mutter:
Gönnet mir beide, ihr Allwaltenden,
Äcker wachsend und aufsprießend,
voll schwellend und kräftig treibend
und der breiten Gerste Früchte
und des weißen Weizens Früchte.
Heil sei dir, Erdflur, der Irdischen Mutter!
Sei du grünend in Gottes Umarmung!

Die Walküre begrüßt, als Sigurd sie erweckt hat, im Gedenken an die Nacht, der sie eben noch verfallen war, ihren neuen Tag:

Heil Tag! Heil Tags Söhnen!
Heil Nacht mit Gesippen!
Mit Augen ohne Zorn schaut auf uns her
und schenkt uns Sitzenden Sieg!
Heil Asen! Heil Asinnen!
Heil der vielnützen Erdflur!
Rede und Geisteskraft schenkt uns ruhmreichem Paare
und Heilhände unser Leben lang!

Jedoch auch der Fluch kann mit ähnlichen Mitteln wirken. So ruft Sigrun dem Dag, der den Helgi getötet hat, zu:

Nicht schwimme das Schiff, das schwimmt unter dir,
ob steifer Sturm in den Segeln steht!
Nicht renne das Roß, das rennt unter dir,
folgt auch der Feind auf den Fersen nach!
Nicht schneide das Schwert, geschwungen von dir,
es sause denn dir selbst ums Haupt!

Diesem spruchhaften, nur wenig abwandelnden Gleichlauf der Glieder verdankt auch der germanische Stabreim seinen Ursprung. Gerade in den ältesten Dichtungen wird er am häufigsten durch Wiederholung oder Abwandeln der Wortwurzel (Wurzelvariation) bestritten, wie im Hildebrandliede „wand" und „gewunden" von der Wurzel „winden" den Stabreim

der ruhig wogenden Langzeile ergeben, während das ungestüme Emporreißen der Stäbe durch die Leidenschaft (auch in den jeweils zweiten Langzeilen des Sigrunfluches) bereits der Einschlag der neuen kriegerischen Kunst ist und die Zeilenhälften bloß mehr durch den Anlaut verbindet.

Noch tiefer könnten wir in die Geschichte germanischer Dichtung und zugleich germanischer Kunst blicken, wenn noch die heilige Handlung des Kultes und das mit ihr verknüpfte Rhythmisch-Tänzerische bekannt wäre. Tänze (Bild 54, 55) und Masken (z. B. Bild 67) weisen schon die Felsritzungen aus, dann die Werwolfdarstellungen (Bild 138) und die Prägeplatten von Öland (Bild 164, 167, 168) und Wendel (Bild 165). Wir hören von einem Hochzeitstanze der Franken am Uferhang (also im Freien?) in Nordgallien um 460 n. Chr. Gregor der Große weiß, daß die noch heidnischen Langobarden (Ende des 6. Jahrhunderts) im Kreise laufend mit einem „ruchlosen" Gedicht dem „Teufel" einen Ziegenkopf opfern. Die Schauspieler und Bühnen in Altuppsala bei König Hugleikr sind dem alten Haudegen Starkad ein Greuel. Eine heilige, fast tänzerische Handlung wird das Menschenopfer im Fesselhaine und die Veranstaltung gewesen sein, durch die der Geopferte die Kunde aus dem Jenseits brachte. Ja auch die Schwerttänze sind in ihrer neuen Form, in der sie vom 14. Jahrhundert an wieder aufkommen, Spiele mit religiösem Gehalt und dem Kampf des Sommers mit dem Winter oder dem Verbrennen der Puppe des Alten im Sonnwendfeuer, also bis in die Neuzeit bestehenden Bräuchen, verwandt. Die Tänze in den Labyrinthen (Bild 189), die epischen Tanzreigen der Färöer, der Ormen Longe des Olaf Tryggvason setzen diese Übung, vielfach aus neuen Zuströmen gespeist, bis in die Gegenwart und das Volkslied fort. Immer sind Handlung und Wort, tänzerische oder dem Tanz genäherte rhythmische Bewegung und gehobene Sprache oder Gesang einander genau zugeordnet. Sind doch auch Opfer und Tanz, selbst der Kriegstanz, eine Art Zauberhandlung, in der sich ähnlich wie im einfachen urtümlichen Arbeitsliede die Werkeinheit von Handlung und Dichtung ausspricht.

Von Opferhandlungen, in denen ein vorbildlicher, den Göttern geweihter, heiliger Mensch getötet wird und aus dem Jenseits zurückkehrt, oder von Wettspielen und Kämpfen, in deren Verlaufe auch die Rätselwette ums Haupt und die Bekundung des Wissens um Weltentstehung, Welteinrichtung und Weltlauf ihre Stelle hatte, muß in sehr früher Zeit ein erster Ansatz zu einer bestimmten erzählenden Dichtart abgezweigt sein, bei der auch Rede und Gegenrede eingelegt wurden. Aus diesem Ansatz hat sich dann die älteste Schichte der Heldendichtung entfaltet. Vorbildliche Herrscher wurden durch ihre Abstammung von den Göttern und um ihrer Schicksale willen zu solch vorbildlichen Handlungen in Beziehung gesetzt, das Umgestalten der Geschichte zum Heldenliede konnte seinen Anfang nehmen, die Götter konnten in die Geschicke der Helden eingreifen (Hilde als Schlachtgöttin) oder die Helden den Ratschluß der Götter umzustimmen suchen (Winnilerschlacht). Im Norden ist die

Heldendichtung religionsnäher geblieben, in der Völkerwanderung verweltlicht. Es ist nicht nötig, ja auch nicht wahrscheinlich, daß die Heldendichtung erst in ihrer religionsfernen Form entstand oder gar schon fertig von außen hereinkam. Sondern alles deutet darauf, daß sich bei den Germanen ungefähr dasselbe vollzog wie bei den anderen indogermanischen Völkern, deren älteste Heldengestalten der Götterwelt nahestehen und doch zugleich in frühgeschichtliche Vorgänge eingreifen.

Die Skaldendichtung hat, bevor sie Hofdichtung wurde, gewiß ebenfalls ihre religionsnahen Vorstufen gehabt. Die Namenkenning, d. h. die rätselartige Umschreibung der beiden Grundbegriffe eines zusammengesetzten Namens, kennt schon im 7. Jahrhundert der Stein von Eggjum im Zusammenhange mit Runenzauber. Bragi der Alte dichtete auf den Gott Thor und dessen Gefährten: „Wohlbehalten habt ihr eure Zugtiere (die Böcke) zurückgelenkt, du Zerspalter der neun Häupter des stets seines Trunkes wegen berühmten Thriwaldi" («Dreigewalt», ein neunhäuptiger, dem Hymir ähnlicher Riese, den Thor tötete). Um 1000 n. Chr. preist der Skalde Vetrlidi den Thor ob der Großtaten gegen Unholde und Riesen: „Die Knochen brachst du der Leikn, lähmtest den Thriwaldi, stürztest den Starkad, tratst auf die tote Gjölp." Das ist noch völlig die Stufe der Preislieder an die Götter im Rigweda (VI 31, 3 u. 4):

> Du schlugst, o Indra, den gefräßigen Śuschna,
> den Kujawa im Kampf, vereint mit Kutsa . . . .
> du brachst herab des Dämons hundert Burgen,
> des Śambara, die unangreifbar waren.

Eilif, Gudruns Sohn, machte um 1000 ein Preislied auf Thor, aus dem die 11 Strophen des Abenteuers bei Geirröd erhalten sind. Selbst auf den Riesen Surt hat damals ein Isländer solch ein Gedicht verfaßt und es in dessen Höhle hinein vorgetragen. Auch die Schildgedichte verherrlichen weniger den Schenker des Schildes als die Götter und Helden, deren Taten darauf als schützender Bildzauber dargestellt waren. Der älteste Skalde, Bragi, führt sogar denselben Namen wie der Dichtergott, der zugleich Rauschtrankgott war und mit dem Odin, der als sein Vater galt, fast wesenseins geworden ist.

Die Skaldensprache erinnert an gewisse Geheimsprachen und Sondersprachen, die bei anderen Völkern öfters im Zusammenhang mit Weihen (Mysterien) entstanden. Sofern die Skalden Heimliches und Unheimliches unterscheiden, ehrende und ausweichende, scheu ablenkende oder das Schreckhafte grell beleuchtende Umschreibungen (Kenningar) gebrauchen, liegt etwas Ähnliches vor wie im Awesta, der Religionsschrift der alten Iranier, wo die Wesen der bösen Schöpfung und alles auf sie Bezügliche aus priesterlicher Einstellung heraus mit herabsetzenden Wörtern bezeichnet werden. Der deutsche Volksmund kennt Ehrennamen und Scheltnamen der Tiere, die Kröte heißt Frau Abenblank und Jungfer Plattfuß, der Storch Herr Adebar oder Klapperbein, der Wolf führt Decknamen:

Isegrim, Sinfjötli („mit geschecktten Beinen"). Eine anspielungsreiche Sprache, die weit von der gewöhnlichen Rede absteht, zeichnet schon die chorische Lyrik der Griechen im 5. Jahrhundert v. Chr., die Preislieder des Bakchylides und Pindaros aus. Sie wird in schwierigen, allerdings freieren Maßen als Adelskunst entfaltet, und die Aufführung dieser Chöre hängt mit Kultverbänden, Altersklassen und festlichen Spielen zusammen. Alexandrinische Dichter des 3. Jahrhunderts v. Chr., wie Lykophron in seiner Alexandra, schwelgen in rätselhaften Umschreibungen, die zugleich Proben auf mythologisch-literarische Bildung waren — freilich ohne daß aus solch „exklusiver" Übung eine in feste Formeln gebannte Dichtersprache erwachsen und zum Gemeingut breiterer Kreise geworden wäre. Endlich auf deutschem Boden entsteht aus den Zünften der Meistersang, wieder höchst anspruchsvoll in der Form, künstlich, umständlich und durch Prüfungen und anderes Brauchtum als Standeskunst nach außen abgeschlossen. Zieht man aus diesen Gegenstücken eine Lehre für die nordischen Verhältnisse, so würde man das alte Standesvorrecht der Skalden in der Zubereitung des Rauschtrankes und in den an ihn geknüpften Weihen und, da das Bier aus Getreide gebraut wird, in ursprünglich bäuerlichem Kreise suchen müssen.

Auch die Skaldenstrophe wird in diesen Voraussetzungen wurzeln. Sie besteht aus 4 Langzeilen von je 6 + 6 Silben und übertrifft daher die seltenere eddische Langzeile von 5 + 5 Silben nur um ein Geringes. Genau wie die altgermanische Langzeile hat auch sie bloß 2 + 2 stark betonte Hebungen und ist nur scheinbar sechshebig. Die starre Forderung, daß 3 gleiche Stäbe die drei ersten starktonigen Hebungen verbinden, und die Auftaktlosigkeit der zweiten Halbzeile kann mit kultisch-rhythmischen Bedingungen zusammenhängen. Die Reimanklänge sind etwas grundsätzlich anderes als der Endreim, den erst Egill Skallagrimsson im 10. Jahrhundert mit einer anderen Strophenart einführt. Vielmehr treibt in ihnen das Abwandeln der Wortwurzel, das früher zum Staben geführt hatte, jetzt eine neue Blüte. Es werden halb oder voll anklingende, aber anderes bedeutende Wörter gesucht und in der ersten Hälfte der Langzeile zu Halbreimen, in der zweiten zu Binnenreimen gekoppelt. Von dem dreihebigen Siebensilbler der Iren, aus dem man den Hofton hat ableiten wollen, unterscheidet sich diese Dichtart von Grund aus, Stäbe und Silbenreime haben im Irischen auch ganz andere Stellung. Eher läßt sich die in freierer Form gehaltene rhetorische Dichtung der Iren (retoric) vergleichen. Sie prunkt mit bilderreicher Sprache, seltenen Wörtern, ungewöhnlicher Wortstellung, und da besonders Weissagungen und prophetische Enthüllungen retoric-Form haben, kann auch der alte Stil der keltischen Seher hereinwirken, die später zu Hofdichtern geworden sind. Etwas Enthusiastisches hat die Skaldendichtung schon durch ihr Bekenntnis, Eingebung des Begeisterungstrankes zu sein. Aber es geht wie bei den irischen Tierzieraten, die so sehr an die nordischen erinnern und doch nur ein schwacher Abglanz von ihnen sind. Auch tritt das eigentlich

Seherische außer etwa in den späten Traumgedichten nirgends bei den Skalden hervor. Die Seherin (Wölwa) und der Kultredner (Thuler) sind vom Skalden deutlich verschieden, der priesterliche Ahne des nordischen Hofdichters muß mehr Künder des Ruhmes der Götter und der gottentstammten Helden gewesen sein. Er hat diese seine Eigenpräge und Würde nie so weit aufgegeben wie der keltische Seher, der schließlich zum Speichellecker des Königs wurde, oder gar wie die Gaukler am Hofe König Harald Schönhaars, die das Erblied auf diesen als fußtrittwertes Volk bezeichnet. Der Verfasser dieses Liedes, Thorbjörn Hornklofi, selbst ein Hauptskalde der Zeit, stellt diesen Possenreißern seinen eigenen Stand gegenüber, der die reichbeschenkten Fechter des Königs und dessen Berserker, die Wolfspelze heißen, weit überragt. Die Standestracht der Skalden beweist es: sie haben rote, reichumbortete Pelze, ringgeflochtene Brünnen, gezierte Helme, Schwerter im Goldgehänge mit Griffen von Silber, Ringe ums Handgelenk, die ihnen Harald schenkte.

Dieselben führenden Geschlechter, denen die großen Skalden entstammten, haben, als sie sich Harald Schönhaars Gewaltherrschaft durch die Besiedlung Islands entzogen hatten, dort noch eine neue Gattung der Dichtung hervorgebracht, die zur Geschichtsforschung überleitete: die Saga, d. h. die Erzählung geschichtlichen Inhalts und insbesondere die Familiengeschichte. Sie ist der Weg, auf dem germanisches Denken hier ohne Bruch die Geisteshaltung des vorgeschichtlichen Menschen verläßt und sich geschichtliches Bewußtsein erobert. Durch Jahrhunderte waren die in der Merkdichtung und Heldendichtung festgehaltenen geschichtlichen Erinnerungen das Rückgrat des sich bildenden geschichtlichen Sinnes. Der Skalde Thjodolf von Hvin (um 900) zählt die sagenhaften Könige von Upsala, die Ynglinge, und ihre seit 700 in Norwegen herrschenden Nachkommen durch 30 Geschlechter von den Göttern Njörd und Freyr angefangen auf und sagt von jedem, wie er starb, und meist auch, wo er begraben wurde. Aber obgleich Thjodolf noch ausführlichere Quellen gehabt haben muß, hat sich auf dem skandinavischen Festlande aus solchen Voraussetzungen keine Sagaliteratur entwickelt. Erst die Entfernung von der norwegischen Heimat und zugleich die Fühlung mit den großen Vorgängen in ihr gab den Isländern den Abstand und Anteil, die beide nötig waren, Königsgeschichte als wirkliche Geschichte und zugleich eigene Geschlechtergeschichte mit vorzeitkundlicher Einstellung zu treiben. Die Dichtungen der Skalden und mündlich weitergegebene Erinnerungen waren die wichtigsten Quellen. Berufserzähler griffen die Nachrichten auf und gestalteten sie weiter. Vom Ende des 12. Jahrhunderts an wurden diese Stoffe in längeren Prosaerzählungen ausgearbeitet, den Sagas. Aber über das Jahr 1031, in dem der Gode Snorri starb, gehen die alten Sagas meistens nicht hinaus. Die Schreibezeit setzt also erst etwa zwei Jahrhunderte nach der Einführung des Christentums (1000) ein. Die geschichtlichen Sagas haben meist Geistliche zu Verfassern, die Priester Sämundr und Ari sind die Väter der isländischen Geschichtsschreibung.

Die umfangreichen Prosawerke, die so entstehen, und vor allem die Familiengeschichten und Lebensbeschreibungen der großen Skalden entfalten vor uns das altnordische Leben als „Wahrheit und Dichtung". Das Keimblatt dieses Lebens ist die Familie. Ehre und Sippengefühl haben in ihr ihren Grund. Der Mann verkörpert beides nach außen, die Frau lebt es innerlicher. Die Ehe ist ein Vertrag, der im Einverständnisse mit der Braut geschlossen wird. Er soll Macht und Ehre der Sippe vergrößern, und die Frau teilt diese männliche Einstellung und steigert sie durch den Einsatz ihrer Persönlichkeit, hier wie bei Streit und Blutrache, zu denen sie oft am schärfsten schürt. Der Hochachtung des Mannes, dem sie ebenbürtig zur Seite steht, ist sie sicher. Sie ist unverletzlich und bloß ihrem Rufe verantwortlich. Von Liebe ist wenig die Rede, auch nicht von Kindesliebe. Sie findet sich von selbst, aber es widerstrebt der klaren und selbstsicheren Art dieser des heldischen Augenblicks in ihrem Leben harrenden Menschen, ihr Dasein auf persönlichen Gefühlen oder einem unbestimmten Glücksbedürfnis aufzubauen. Die öffentlichen Verhältnisse werden mit derselben innerlich durchglühten Kühle geregelt. Wir lernen das Recht aus zahlreichen aufwühlenden Begebenheiten kennen, auch Gesetze sind in umfänglicher Niederschrift erhalten. Der Rechtsgang setzt die Fehde fort, nur mit geistigeren Mitteln, und kann jeden Augenblick wieder in sie übergehen. Aber Fehden und Blutrache hindern nicht, daß ein vollwertiger, überschießender Nachwuchs ersteht. Erst mit dem Christentum wird es anders. Sein Einfluß auf den Norden war zunächst unheilvoll. Es zerstört den uralten Glauben an die Heiligkeit der Frau, die ihm als Werkzeug des Teufels gilt, gefährdet Familie und Sippe, indem es die Ahnen in die Hölle verbannt, und führt eine große Verrohung, Verelendung und Entsittlichung herbei, die sich vom 13. Jahrhundert an immer stärker bemerkbar macht und erst spät überwunden wird. Zwei Beispiele aus Norwegen mögen genügen: Olaf Tryggvasons viehische Grausamkeit gegen die Heiden, die er im Feuer verbrennen, von Hunden zerreißen, verstümmeln oder von hohen Felsen herabstürzen ließ, wenn sie nicht ihrem alten Glauben absagten. Sodann die Schändung der Grabhügel der Vorzeit, die man plünderte, als die Ehrfurcht vor den großen Toten dahin war; auch den Hügel von Oseberg haben Grabräuber heimgesucht und allen Schmuck daraus entwendet.

Die geschichtlichen Sagas, in denen die politischen Vorgänge im Zusammenhange mit der „Bekehrung" behandelt werden, und die Familiengeschichten, die Sagas im engeren Sinne, sind aber nicht bloß unerschöpfliche Quellen für unser Wissen vom germanischen Altertum, sondern zum großen Teil auch Meisterwerke der Erzählkunst. Sie haben Erzählern und Dramatikern der Neuzeit wesentliche Anregungen gegeben, und nichts kann rascher, zuverlässiger und vielseitiger auf das Germanische in einer seiner kennzeichnenden Ausprägungen hinführen als sie. Der innere Anteil des Erzählers ist fühlbar, aber Parteinahme wird vermieden. Wie in der Heldendichtung entwickeln sich aus den Handlungen und Reden die

Charaktere und aus diesen die Schicksale. Dem Zwecke, dies herauszustellen, wird auch das Beiwerk untergeordnet, und daher wird vieles, das wir gerne wissen möchten, nie berührt oder bloß gestreift. Auch das Christentum hat als Sieb gewirkt. Man sprach nicht gern vom Heidnischen, und besonders nicht von seinen höheren Formen, solang dergleichen noch wirksam war. Nur die Skalden, auch als sie schon längst Christen sind, leben noch in ihren schwierigen Anspielungen und werden verstanden. Auch das läßt nach, aber die absterbenden Reste erregen Anteil, und in günstigen Fällen kann der Erzähler seine Geschichte noch mit altertümlichen Einzelheiten zieren. Die Religion kommt dabei fast am schlechtesten weg. Hielte man sich an die isländische Saga, dann müßte Religiöses im altgermanischen Leben nur eine ganz geringe Rolle gespielt haben. Der rohe Aberglaube, die Furcht vor dem Wiedergänger und vor Schadenzauber beherrscht das Bild. Todeswunden werden sehr ausführlich und sachkundig beschrieben, aber Gedanken an die Götter oder an ein Jenseits dem Sterbenden kaum mehr je in den Mund gelegt. Auf den Kult, die Tempel, den höheren Glauben fallen bloß gelegentlich Streiflichter. Man würde es keiner dieser Sagagestalten zutrauen, daß sie für ihren Gott hätte sterben mögen. Auch Gunther und Hagen wären trotz der Marter im Wurmgarten als Märtyrer ihrer Religion kaum denkbar. Und doch sind in Norwegen dem Heidenglauben zahlreiche Blutzeugen entstanden. Schon dies verdeutlicht, wie weit die Saga und ihre Zeit vom altgermanischen religiösen Leben absteht.

Wohl hat man die zahlreichen Geschichten von den Göttern und die Heldenlieder noch gekannt, ja man dichtete an ihnen noch auf dem Pergament weiter, und das skaldische Prunkgedicht wandte sich sogar bereits christlichen Stoffen zu. Aber es war höchste Zeit, daß die alte Überlieferung aufgezeichnet wurde. Das Ergebnis ist die Liederedda und die Darbietung des eddischen und des skaldischen Wissensstoffes durch den Isländer Snorri Sturluson in der jüngeren Edda (Prosa-Edda), endlich die Verarbeitung des Sagenstoffes zu den ersten neun mythischen Büchern des Geschichtswerkes des dänischen Mönches Saxo, des Schreibers (Saxo Grammaticus). Die fast ein halbes Jahrtausend vorher von Karl, dem Frankenkaiser, veranstaltete Sammlung, die ebenfalls antiquarisch-historischen Antrieben verdankt war, ist bekanntlich christlichem Eifer zum Opfer gefallen. Gemeinsam ist Snorri und Saxo die Neigung, die Götter als vergöttlichte, zauberkundige Könige der Vorzeit aufzufassen. Aber während der Däne die Heldendichtung in Geschichte umdeuten will, wertet der Isländer die Skalden als Quelle der Geschichtsforschung aus und schafft in seiner Heimskringla eine norwegische Königsgeschichte von bleibendem geschichtswissenschaftlichem Werte.

3. Die Religion

In der Spätzeit des Nordens und in dem Gute, das sie noch in letzter Stunde birgt, liegt das Allermeiste und Lebendigste von dem beschlossen,

was sich vom altnordischen und damit zu einem wesentlichen Teile auch vom altgermanischen Glaubensleben überhaupt erhalten hat. Aber Religionsschriften sind die beiden Edden nicht. Die Dichter der Edda und die Skalden schöpfen gleichsam als Klassiker aus den verklärten Vorstellungen der geistig führenden Schichten des ausgehenden Germanentums und stehen damit ebenso über der gewöhnlichen Glaubenshaltung, wie die Saga mit ihrem Wiedergängerglauben und Hexenwahn und später die Kümmerformen des Volksglaubens tief unter diesem Durchschnitt stehen.

Und doch ist das eigentlich Treibende ganz ähnlich wie bei der Werkkunst auch bei der Dichtkunst die Religion; denn jede echte Kunst senkt ihre Wurzeln ins Religiöse hinab, und die geistesgeschichtlichen Vorgänge des Jahrtausends lockern auch das religiöse Denken. Allerdings liegt das Neue in der Religion nicht so zutage wie in Werkkunst und Dichtkunst, die beide in ihrer neuen, völkerwanderungszeitlichen und noch mehr in ihrer letzten, wikingerzeitlichen Gestaltung auf so einzigartige Weise von übereinstimmendem Formwillen getragen sind. Formen religiösen Gestaltens, die sich mit der Langzeile oder dem Stabreim, den Gipfelauftritten des Heldenliedes oder der Kenning, dem Flechtwerk, dem Tierschnörkel, der Mehrflächigkeit, den verknoteten Kreisen vergleichen ließen, wären schwer herauszustellen. Und doch: auch in der Religion gibt es Tiefendunkel, grelle Gegensätze, Verflechtung von Sinn und Widersinn. Aber die inneren Triebkräfte des Gestaltens ändern sich infolge der Entfremdung von den alten Stammesheiligtümern und Stammesverfassungen und des Vorherrschens des Kriegeradels und der Königshalle doch auch im Religiösen, und vom Südosten her dringen neue Göttergeschichten und Glaubensvorstellungen ein, die sich sehr wohl mit dem neuen Formenschatze der Zierkunst vergleichen lassen.

Trotzdem bleibt germanische Religiosität grundverschieden von allem, was wir vom Judentum, Christentum, Buddhismus, Islam, ja selbst der Mazdahlehre des Zoroaster her kennen. Um die germanische Zierkunst zu verstehen, muß man die Maßstäbe der uns geläufigen Bildkunst beiseitelassen, und ebenso bei der germanischen und schon der indogermanischen Religion die Maßstäbe der uns geläufigen Religionen. Man kann zwei große Gruppen unterscheiden: Moses, Jesus, Buddha, Mohammed, Zoroaster sind Religionsstifter und Heilande, auch das Judentum kennt bereits den Messias; das ist die jüngere Gruppe. Zur älteren gehört Jahwe als Stadtgott von Jerusalem und auch die römisch-griechische Religion der geschichtlichen Zeit mit ihren Stadtgottheiten, wie sie bis zu den Sumerern und Akkadern (Babyloniern) hin im Schwange waren und zu den alten städtischen Kulturen des Orients gehören. Weitet sich die Stadt zum Reiche, dann erhält der Stadtgott Weltgeltung, die Götter der unterworfenen Städte werden sein Hofstaat und walten ihrer Ämter. Die altgermanische Kultur hingegen ist ausdrücklich unstädtisch, die Heiligtümer liegen fern von den Siedlungen, auch noch in der Spätzeit sind die Feste ländlich. Die Gemeinschaft Odins und der 12 Asen um ihn ist

späte Angleichung an fremde Vorbilder, und alte Doppelgötter oder Götterdreiheiten gehen nicht auf Vorstellungen von einem Götterstaate, sondern auf solche von zwei oder drei göttlichen Brüdern oder von Vater, Mutter und Sohn zurück. Die altgermanische Religion stand der altiranischen und altindischen nahe und der frühen Mysterienreligion der Griechen und Thraker. Sie gehört damit zur älteren Schicht der indogermanischen Religionen und unterscheidet sich von der jüngeren Schicht der Erlöserreligionen und Stifterreligionen, obgleich sie sich ihr schließlich bemerkenswert nähert. Man kann z. B. Balder, diese Sonderschöpfung nordischer Spätzeit, mit Christus vergleichen, aber das Unterscheidende herrscht vor, denn Balder ist, wenn auch der erste Tote und das Vorbild des Menschen, so doch nicht Religionsstifter mit geschichtlichem Hintergrunde. Der Kultredner oder die Seherinnen der Germanen führen nicht auf germanische Religionsgründungen hin. Die Germanen bleiben bis zuletzt undogmatisch und ohne Klerus, und bis zuletzt setzen sie auch die Linie indogermanischer Religiosität aus ihrem Sonderwesen heraus folgerichtig fort.

Die indogermanische Religion hat zum Kerne die ehrfürchtige Einstellung zu den im Weltall wirksamen, ewig wandelbaren Mächten, die insbesondere als himmlische Lichtwesen höchst allgemeiner, überpersönlicher und beinahe unpersönlicher Art gedacht werden. Das Schicksal ist der größere oder kleinere Anteil des Menschen an dieser Lichtwelt, der ihm durch die Geburt bestimmt wird. Licht, Recht, Ordnung und Lauf der Welt sind ineinander begründet. Die Verehrung der Ahnen hängt mit diesem Lichtglauben, mit der Annahme göttlicher Abstammung des eigenen Geschlechtes und mit der Vorstellung zusammen, daß die Verklärten die Fruchtbarkeit der Feldflur regeln, selbst in die Flur, in Pflanzen und Tiere, eingehen und dadurch, daß die Menschen das Opfertier oder Jagdtier verzehren, oder auf der späteren Stufe des Ackerbaues den Ernteertrag, in den Leibern der Menschen als neuer Lebensanteil gezeugt werden. Hand in Hand mit solchen Lehren werden die Mächte unter fortschreitendem Verzicht auf das Überpersönliche, Unpersönliche, fast Physikalische an ihnen zu persönlichen Gottheiten umgedeutet, die bestimmte Gebiete des Lebens oder der Natur verwalten und den Menschen, durch Gebet oder Opfer angerufen, helfen. Der Ausdruck „Gott" wurzelt noch in der unpersönlichen Stufe. Er bedeutet „das Gerufene", womit der Wunsch des rufenden, betenden, opfernden Menschen, aber auch die Macht gemeint sein kann, in der die Möglichkeit der Erfüllung des Wunsches beschlossen liegt. Ferner bemüht man sich, durch sinnbildliche Handlungen, z. B. im Tanze, die Wirksamkeit der Mächte nachzubilden und dadurch zu unterstützen, oder auf sie Einfluß zu gewinnen und sie nach Wunsch zu lenken (Zauber). Gewisse Verrichtungen, z. B. das Flechten und Weben, dienen dem Zwecke, sich gegen die Unbill des Wetters, aber auch gegen sonstigen Angriff zu schützen. Ähnliches gilt für das Behauen mit der Axt, das Hämmern, die Abwehr mit dem Schwerte, mit der Lanze usw.

Daher heißen die Mächte noch spät, jedoch völlig im Sinne der unpersönlichen Stufe, „Hafte und Bande", und der Zaubernde kann durch Heften und Binden selbst Macht ausüben; oder es erhalten auf der persönlichen Stufe die Götter Werkzeuge als Sinnbilder ihrer Macht, oder die Schicksalsgöttinnen flechten, spinnen und weben.

Dieser indogermanischen Stufe entsprach die Religion der Bronzezeit noch sehr genau. Doch in den Felsritzungen kündigt sich schon die jüngere Stufe an, die späteren Gottheiten der Germanen bereiten sich vor, aber auf dem älteren Grunde von Zauberwesen, Jagdzauber und Flurzauber, Tanz und dramatischen Darbietungen zu Ehren der höheren Gewalten. Die frühe Eisenzeit bringt dann die volle Ausgestaltung dieser Götter, und die Zwillinge treten mit den Altersbünden und ihren Weihen beherrschend hervor. Aber hier meldet sich ein Neues an: die Weihen erhalten persönliches Gepräge. Sie dienen der Bewährung des Eingeweihten, der Prüfung seiner Tapferkeit im Dienste der Sippe und des Stammes. Sie stellen eine Lehre dar, die ihm Anteil an der Heilsordnung geben will, von der diese Lehre handelt. Die Opferhandlung an die persönliche Gottheit oder der Tanz, der den Lauf der Welt nachbildend fördern wollte, weitet sich zum Mysterium, und man beachte, daß das Wort Mysterium aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt Sakrament heißt. Das Schicksal des Menschen wird in einem vorbildlichen Schicksal, nämlich in dem des göttlichen Heilands und Retters aus Todesnot vor Augen gestellt, und das Unterpfand der Rettung ist die Wiederkehr des Toten, des Geopferten, als Boten aus dem Jenseits. Das etwa ist die Stufe der Menschenopfer im Fesselhaine der Semnonen und in der Dichtung von Helgi. Darin liegt bereits der Ansatz zu einer ähnlichen Verklärung des urtümlichen, roheren Brauches, wie sie im christlichen Meßopfer von Kleinasien und Iran her voll erfolgt ist; denn das heilige Abendmahl ist ein verklärtes Verzehren des vorbildlichen Gottmenschen, um seiner übernatürlichen Kraft teilhaftig zu werden, und die heilige Handlung der Messe stellt sinnbildlich den Opfertod des Heilands dar. Das feststellen bedeutet nicht, das Sakrament, d. h. Mysterium, die Weihe, zur Menschenfresserei herabzuzerren, sondern es rückt vielmehr die unvergleichliche Überwindung urtümlicher Triebe und die darin erreichte Vergeistigung erst ins rechte Licht. Die geistige Höhe des Semnonenopfers ging aber, scheint es, bei den gehäuften Menschenopfern des späteren nordischen Tempeldienstes bis auf geringe Reste vor der andringenden Verwilderung der Spätzeit verloren. Jedoch der Stein von Niederdollendorf (Taf. 55) belegt sehr verklärte Vorstellungen vom Toten und seinen Schicksalen auch noch an der Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert bei Franken und Alemannen. Auch wurden nicht bloß Gefangene oder Verbrecher geopfert. Die höhere Weihe war die Selbstopferung als Unterwerfung unter den Willen der Gottheit. Der König war für die Wohlfahrt des Volkes persönlich verantwortlich, und bei schwerem Mißwachs oder anderem äußersten Notstande mußte er schließlich sich selbst

den zürnenden Mächten darbringen. Und umgekehrt wurde der Leichnam eines Königs, unter dem stets Wohlstand geherrscht hatte, als Unterpfand dieses Segens auf die Gaue zur Bestattung verteilt, wie man die Stücke des Julebers in die Ackerfurche einpflügt. Das sind spät bezeugte, aber sehr altertümliche Züge höchster Strenge. Dennoch drückt sich Schuldbewußtsein in ihnen nicht als religiöse Zerknirschung aus. Das Selbstopfer ist sogar eine heldische, vorbedachte, glanzvolle Angelegenheit. In der Schuld oder dem Mangel göttlicher Gnade bewährt sich der Charakter, ja sie wird deshalb fast gewollt. Sündegefühl liegt diesen ungebrochenen, artsicheren Menschen nicht, und höher als die Unterwerfung unter den Willen der Götter gilt die Auflehnung gegen ihn. Das Gebet scheint sich auf Fluch, Segen, Bitten um bestimmte Gaben, gute Ernte, Schlachtenglück zu beschränken. Aber der Eid steht wegen seiner unabsehbaren Folgen in hohem Ansehen, insbesondere in Form der strengen Gelübde, die zu den Männerbünden und deren Festen gehörten. Während der Iranier sich vom unheimlichen Wolfe weg dem Hunde, dem Beschützer von Haus, Hof und Herde, zuwendet, sieht der Germane in dem Leichen benagenden Wolfe das Tier seiner Weihen und in der Schlacht sein Hochgeschick. Helgi tötet den Hunding, und ein rechter Held muß Wölfe und Raben atzen. Der eisernen Zeit gemäß vollzieht sich die Wendung ins Tragische, Schreckhafte, Wilde.

Das dritte Jahrtausend, die späte Eisenzeit, verliert dieses Gepräge nicht. Aber das Schreckhafte wird noch weiter vergeistigt und aus der Reihe der alten Götter des Nordens geht einer hervor, der nach mannigfacher Umwandlung und Bereicherung seines Wesens der beherrschende Gott des Jahrtausends und der Ausdruck des Fühlens des Kriegeradels ist: der Gott mit der Lanze — Wotan. Schon die Felsritzungen zeigen die heilige Lanze und ihren übergewaltigen, mit dem großen Zeugungsgliede ausgestatteten Träger, und die Fußstapfen, die auf das Wandern des Gottes deuten (Bild 59), und die Andeutung des Wagens mit den abgespannten Pferden neben ihm (vgl. Bild 61). Einer seiner Namen wird Gautr gelautet haben, d. h. der Fruchtbare, Zeugungskräftige. Und damit hängt der Name der Landschaft Götland (Gautenland) und der Volksname der Goten zusammen, die die junge, auf Wanderschaft ziehende Schar, der Weihefrühling des Volkes, waren. Sie verpflanzten ihren Gott erst an die Weichsel, dann nach dem Pontus, und dabei erwarb er neue Züge. Das Totenheer der Harier war schwerlich eine vereinzelte Erscheinung im Osten, und es war ebenfalls die Schar des Jungvolks. Im Osten herrschte auch der Werwolfglaube; die Verknüpfung des Gottes mit der Schar der Einherier und mit den Leichentieren des Schlachtfeldes konnte schon dort erfolgen. Zu Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. stehen die Siegrunen auf der burgundischen Lanze von Müncheberg (Bild 101, 102) im Osten der Mark Brandenburg und auf der wandalischen Lanze von Kowel in Wolhynien unter gotischem Einflusse. Man darf wohl diese Funde und das spätere Zeugnis der Schaumünzen (Taf. 73; vgl.

S. 48 f.) dahin deuten, daß der Lanzengott bereits sehr früh als Wodan galt, die Runenweisheit besitzen sollte und auch schon als Reiter gedacht war, wie ihn Anhänger (Taf. 72), der Reiterstein von Hornhausen (Bild 183) und die Prägeplatte von Wendel (Bild 184) darstellen. Noch in den Volkssagen sitzt Wodan einäugig mit dem Schlapphute und mit wallendem Mantel hoch zu Rosse und bannt das Feindesheer mit dem Wurfe seiner Lanze oder bringt den Eber oder andere kostbare Jagdbeute zur Strecke. Sein Gefolge sind die in der Schlacht Gefallenen und die Wölfe und Raben. Oft glaubt man auch, daß die Toten im heiligen Berge zechen und daß von da der Gott mit den Seinen ausreitet. Er ist aber nicht bloß Totengott, sondern auch Gott der Fruchtbarkeit; wo die wilde Jagd vorbeikommt, gibt es gute Ernte. Und noch späte Volkssagen und Volksbräuche berichten, wie die Jungmannschaft deutscher Gaue in schreckhafter Verkleidung in den Zwölften umzieht, auf den Höfen bewirtet wird und Fruchtbarkeit bringt. Wer in den Jagdruf einstimmt, erhält Anteil an der Jagdbeute und wird dadurch in das Gefolge aufgenommen, wie er auch durch einen Trunk im Jenseits Aufnahme findet und wie der Dichter seine Gabe dem Mete des Gottes verdankt. Das sind Züge aus südöstlicher Glaubenswelt. Auch Dionysos ist Gott des Rauschtrankes und der Mysterienweisheit und als Zagreus wilder Jäger. Eine thrakische Vorstufe muß zugrunde liegen, zu der weiterhin in Hellas Hermes, in Iran Mithras als Anführer der Schar der Toten, in Indien Rudra als wilder Jäger zu stellen ist. Und nur im älteren Südosten finden sich auch Spuren der Verknüpfung der Buchstabenreihe mit der Rauschtrankmystik, die anscheinend wieder auf ein thrakisches Ursprungsgebiet hinweisen. So hat die neue, von dem Gott Gautr ausgegangene Entwicklung im gotisch beeinflußten Südosten wohl schon alles einbezogen, was dem späteren Wotanglauben sein unvergängliches Gepräge gab. Doch konnte dieser Gott der seherischen Verzückung, des Zauberwortes und Schlachtentodes, seinen Siegeszug durch die germanische Welt nur halten, weil im Westen eine vermutlich wesensverwandte und doch auch schon verschiedene Göttergestalt, nämlich Erminaz, zu einem ähnlichen Allgotte gesteigert worden war, den die Römer als Hermes-Logos deuteten und mit dem Namen Merkurius wiedergaben. Die zahlreichen lateinischen Inschriften am Rhein, Main und Neckar, die die Verehrung des „Mercurius" betreffen, künden leider von den germanischen und den benachbarten keltischen Vorstellungen, die zugrunde lagen, fast nichts. Aber im niederdeutschen, niederländischen und friesischen Gebiete erhielt der bei den Römern dem Merkurius heilige Mittwoch den Namen Wodenstag, und diese Benennung geht auf das 3. oder spätestens 4. Jahrhundert n. Chr. zurück, da sie noch vor der Bekehrung erfolgt sein muß. Der Name Wotan-Woden ist daher älter. Da er den Gott als den seherisch Verzückten, seinen Willen mit rasendem Munde Kündenden, den Feind durch seinen Ruf in seinen Bann Zwingenden bezeichnet und später die allein aus südöstlicher Ent-

wicklung verständlichen Züge des wilden Jägers und des Runenzauberers an ihm haften, muß in ihm ein früher Ausgleich der westlichen und östlichen Entwicklung erfolgt sein, dessen Voraussetzung ein auch sonst beobachteter Kulturstrom ist, der vom germanischen Osten die Donau aufwärts bis an den Rhein und in den Nordwesten vordrang. Woden wurde sodann aus dem niedersächsischen Gebiete spätestens im 5. Jahrhundert nach dem Norden verpflanzt und erhielt dort den nur wenig abgewandelten Namen Odin. Aber die älteren nordischen Götter, der allmächtige Ase Thor, der fruchtbare Freyr und selbst Ullr, der glänzende Himmelsgott, weichen ihm nur wenig, wenn auch die schreckdurchzuckte Erhabenheit des Odinglaubens und die innere Zwiespältigkeit der Odingestalt die alte Götterwelt zutiefst aufrührt.

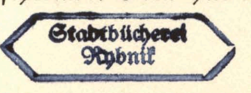
Mehr als der Glaube an andere Götter war der an Wotan reich an geheimnisvollem Gegensinn, der mit schonungslosem Mute durchdacht und in grellen Bildern herausgestellt wurde. Wer sich diesem Gotte verschreibt, verschreibt sich nicht bloß dem harten Kampfe, den Wunden und allen Schrecken, sondern dem Tode. In der übersteigerten Kampfesfreude liegt ein düsterer Ernst, ja etwas wie Lebensverneinung. Der Gott verleiht Sieg, aber man kann nicht immer siegen. Wotan will zum Schluß den Tod, und zwar den Schlachtentod. Der Alterstod oder Strohtod gilt als verächtlich. Der vorbildliche Held meidet ihn, indem er vorher aus freiem Entschlusse „zu Odin fährt", sich mit dem Speere zeichnet, erhenkt oder von einem Felsen stürzt. Aber meist fordert der Gott das Selbstopfer schon viel früher. Den langen Frieden stört er als böser Ratgeber. Er entzweit die Verwandten und ist voll Tücke, und doch seinem Erwählten über den Tod hinaus getreu. Der entscheidende Augenblick ist der, in dem er sich von seinem Schützling weg dem Feinde zuneigt. Dann steht der Mensch allein, und das ist die Probe auf seine Größe, und in ihr vollendet sich sein Hochgeschick. Es leidet nicht darunter, daß die Seele des Verlassenen zuletzt wilder Haß gegen den treulosen Gott erfüllt hat und daß sie, noch vom Schweiß und Blut des Kampfes bedeckt, nur widerwillig dem Zwang des Gottes oder mißtrauisch seiner Einladung ins Jenseits folgt.

Wo ist dieses Jenseits und was ist es wert? Es heißt Walhall, und das bedeutet „Leichenhalle", denn der walr ist die Gesamtheit der auf dem Schlachtfelde gebliebenen Toten, der gefallenen Pferde, der geborstenen Schilde, der zerbrochenen Waffen. Und Odins Saalbau ist recht luftig. Schilde sind die Schindeln, Speerschäfte die Sparren, Brünnen decken die Bank. Walhall ist das verklärte Grab des Kriegers auf breiter Heid, im weiten Feld. Vom Grabe, dem Grabhügel, dem Totenberg oder der Walstatt geht auch die wilde Jagd aus, der gespenstische Zug der Toten. Die Bildwebe von Övre Hogdal (Bild 219) zeigt im Streifen B das offene Grab, während die unheimlichen Gestalten schwärmen. Der Spuk des Schlachtfeldes ist jedesmal eine Art Auferstehung, und im Sinne dieses Glaubens ist jede Schlacht eine ewige Schlacht wie die in der Hildesage (S. 80). Alle Einherier kämpfen in Odins „Hof" Nacht um Nacht

(nicht Tag um Tag), erschlagen einander und reiten zum Frühstück wieder versühnt nach Walhall heim, um sich am Trunke zu erfreuen. Aber es ist ein sonderbarer Trunk, nämlich das Naß des Himmelsbaumes, das ihnen zuströmt, Tau, Regen und Reif. Wäre Odin kein so großer Zauberer, gar nie vermöchte er zu bewirken, daß Verwesung und Moder den Toten als die Herrlichkeit Walhalls erscheinen.

Der Weg vom Schlachtfelde nach Walhall kann nicht weit sein. Aber die Vorstellungen von einer weiten Jenseitsreise verbinden sich trotzdem mit dem Wodanglauben. Man konnte meinen, der Gott zwinge die Toten hinter sich unter seinen breiten Mantel und reite mit ihnen über Land und Meer zu seiner Behausung, oder er bringe alle, Freund und Feind, unter seinen Hut. Oder man konnte ihn als Fährmann auffassen, oder den Fährmann, der die Toten zu Schiffe ins Jenseits bringt, als Woden. Runensteine zeigen unten das Totenschiff mit windgeschwelltem Segel und darüber die Ankunft eines Reiters auf dem achtbeinigen Rosse in Walhall. Dieser Reiter ist aber vermutlich gar nicht Odin, sondern der Tote, dem Odin sein wunderbares Roß geliehen hat. Auch Balder erhält auf sein Totenschiff das Roß mit, auf dem er dann bei Hel einreitet. Und auch nach Walhall führt eine Brücke. Nicht jeder kann hinüber. Unten rauscht ein Strom, in dem Schwerter treiben. Endlich aber kann Odin die Walküren entsenden, die den gefallenen König auffordern: Nun laß uns reiten nach grünen Götterheimen, Odin zu schauen. Mitunter steht die Walküre zu dem Helden auch schon vor seinem Tode in einem geheimnisvollen Liebesverhältnis. Die Bestattung wird durch die Mitbestattung der Geliebten zu einer Art Totenhochzeit, und die im Tode Vereinten können zu neuen, ähnlichen Lebensläufen wiedergeboren werden. Hat die Walküre den Helden wider Odins Willen zu schonen versucht, dann erhält diese Wiedergeburt sogar das Gepräge einer Strafe. Aber eine Wiedergeburt im indischen Sinn und ein Durchwandern von Tierformen klingt nicht an. Das Wolfshemd des Helden, das Schwanenhemd oder Krähenkleid der Walküre begleiten ihre Träger keineswegs ein ganzes Leben hindurch. Auf ein höheres Dasein, das in das irdische hereinragt, deuten sie immerhin. Die Wölfe und Raben, die ein rechter Held atzen soll (vgl. Bild 146 und S. 66), sind in den Tieren geschaute Mächte, die ähnlich den Würmern im Grabe, aber ruhmvoller, walten. Auch im fernen Osten lassen die Magier und von ihnen beeinflußte Völker ihre Toten von den wilden Tieren fressen und dadurch gleichsam bestatten, nur daß der alte, kriegerische, männerbündische Sinn des Brauches dort längst nicht mehr verstanden wird, während die Einherier mit Odin und seinen Wölfen und Raben ein sehr geistiger, sehr starker Gefolgschaftsgedanke verknüpft.

Eine unio mystica, ein geheimnisvolles Einswerden des Wunschsohnes mit seinem göttlichen „Vater", leuchtet öfters auf. Das Mittel dazu ist außer der Liebesvereinigung mit der Walküre der Met oder das Äl (Bier), das sie darreicht, der Rauschtrank. Odin hat ihn geraubt, er ist ein Dieb,



er wurde gefangen, mit dem Speere durchbohrt und gehenkt; oder er wurde zwischen zwei Feuern geröstet. Trotzdem wußte er zu dem kostbaren Naß zu gelangen, gewann dadurch Kraft und Wissen und kam frei. Der Ton liegt nicht auf dem Leiden, sondern auf dem Wissen, aber die Tiefe dieses Wissens ist aus der des Leidens begründet. Das Selbstopfer an den Gott bedeutet, sein Leiden auf sich nehmen, um seines Wissens teilhaftig zu werden und zu seiner Herrlichkeit einzugehen. Der Hängegott und der Gekreuzigte sind beide leidende Erlöser, beide Verbrecher vor den Augen ihrer Welt, beide Erfüller einer überweltlichen Heilsordnung. Und in beiden Fällen geht sie von dem Tranke oder der Speise aus. Der Dichtermet Odins verdankt seine Kraft dem Blute eines weisen Urwesens. Und die Dichtung ist Weltbild. Die Welt aber will gerechtfertigt sein. Der ewige Kampf verlangt nach ewigem Sinn. Der Weltgott Odin glaubt aus eigenem zu handeln und handelt doch nur im Rahmen eines von den Mächten der Urzeit vorgebildeten Weltplanes, den er trotz seiner Weisheit vergebens zu ergründen und dessen Erfüllung er vergebens zu verhindern sucht, und der sich gerade dadurch erst erfüllt. Die Welt wird in vorbestimmten Abschnitten zusehends schlechter. Auch die Götter sind in dieses Geschehen verstrickt. Das Aussichtslose gibt ihrem Kampfe erst seine Größe. Ist das Maß der Toten voll, dann ist die Zeit vollendet. Die Seherin, die uns die ersten wie die letzten Dinge kündet, weiß, den riesischen Mächten der Urzeit verbunden, alles genau voraus. Die Welt wird im reinigenden Weltbrande untergehen, der sich aus dem letzten Kampfe entfacht, und aus den Fluten, die das Feuer gelöscht haben, wird neues Land emporsteigen, neue Götter — ohne Odin — werden auf dem Grase spielen, unbesät werden die Äcker tragen, streitloser Friede wird herrschen bis in fernste Zeit.

Eine Fülle neuer Vorstellungen ist in den Odinglauben der nordischen Spätzeit eingeflossen und hat ihn zu einem großangelegten Lehrgebäude erweitert: die Weltalter entarten, die toten Helden schwärmen zum letzten Kampfe aus, etwas wie Auferstehung und Weltgericht klingt an, die Welt wird erlöst, indem der Weltgott untergeht, das Böse schlägt ins Gute, der Streit in Friede um. Es sind Gedanken, wie sie am besten aus den iranisch-gnostischen Vorformen und Nebenformen des Christentums und besonders den Lehren der Manichäer und Mandäer verständlich werden. Solche Lehren haben auf dem Ostwege in verschiedenen Wellen ständig auf den Wodanglauben und die nordische Götterlehre eingewirkt. Der gefesselte Loki und der Utgardaloki, der in der Schilderung des Saxo dem Riesen Geirröd entspricht, dieser in eine finstere Höhle der Unterwelt gebannte Unhold, stammt nicht aus altgermanischer Sage, sondern ist iranisches Lehngut und hat seine Gegenstücke im Kaukasus. Die deutsche an Wodan anknüpfende Sage vom Kaiser im Berge geht über die germanische Vorstellung, daß die Toten im Berge oder Grabhügel weilen, weit hinaus, denn sie weist in künftiges Weltgeschehen, kündet von überhandnehmendem Übel und deutet auf die letzte Schlacht hin, und das alles ist ebenfalls Lehngut, das im iranischen Orient wurzelt. Dort auch

glaubte man, daß der Seele in der Todesstunde ihre Frömmigkeit in der Gestalt eines schönen Mädchens entgegentritt, sie aus den Banden des Leibes befreit und über eine gefährliche Brücke ins Paradies geleitet. Den Walküren entsprechen die Huris der Moslim, und der mohammedanische Kriegerhimmel hat ebenso wie die Rauschtrankmystik der persischen Dichter altiranische Voraussetzungen. Doch hindert dies nicht, daß die Walküren als dämonische Wirkerinnen der Schlacht und manches andere an den späteren Einschlägen des Wodanglaubens auch seine rein nordische Vorgeschichte hat. Die fremden Vorstellungen werden nur aufgegriffen, sofern Heimisches da ist, das ihnen entspricht, und das Fremdgut gibt, indem es zum Lehngut wird, den Anstoß, das Eigengut gründlich auszugestalten. So ist doch alles zugleich germanisch und nordisch geblieben.

Auch auf den Grabbrauch erstrecken sich die Einflüsse des Ostens. Man erhöhte den Aufwand des Begräbnisses und bestattete im Hügel Frau, Gefolge, Lieblingstiere des Verstorbenen mit. Die Sitte reicht durch ganz Innerasien und China bis Japan und findet sich schon früh bei den Skythen und in Ur. Herodot erzählt von den Königsgräbern der Skythen, in denen die Frau, der Mundschenk, Marschall und Truchseß, Pferde und viele Schätze mitbestattet wurden, daß man ein Jahr nach der Bestattung fünfzig Knechte mit ihren Pferden tötete und auf Stangen um den Hügel aufrichtete, der dadurch von einem Gefolge toter Reiter umgeben war. Der Brauch scheint in gemilderter Form fortbestanden zu haben. Die Bahre des Attila umritten die besten hunnischen (gotischen?) Reiter in kunstvollen Gängen und besangen dabei sein Leben (453 n. Chr.). Auch den Grabhügel des Beowulf umritten zwölf Edelinge, den Toten preisend (Dichtung des 8. Jahrhunderts). Aber die Mitbestattung von Menschen wurde ebenfalls geübt. Die der Witwe ist bereits im 4. Jahrhundert von den Herulern und durch einen Fund derselben Zeit in Norwegen belegt. Allgemeine Sitte war sie keineswegs und auch nicht die Witwenverbrennung, die aus der Baldersage bei Nanna, aus der Nibelungensage bei Brunhild und aus dem indischen Brauche bekannt ist.

Einblick in einen ähnlichen Grabbrauch des schwedisch-norwegischen Königsgeschlechtes der Ynglinge gibt die Bestattung von Oseberg im Fjord von Oslo (850 n. Chr). Königin Asa, die Großmutter des Harald Schönhaar, war hier beigesetzt. Der Hügel war über der Yacht der Königin errichtet. Auf dem Schiffe (Behn 38) hatte man ihr die Grabkammer zurecht gezimmert und mit Ruhebetten ausgestattet. Die Leiche lag unterdessen in einer vorläufigen Grabhütte. Erst am Tage des Begräbnisses, das von einem großen Leichenschmause, dem Erbmahle, begleitet war, wurde die Königin, eine Frau von etwa fünfzig Jahren, und die etwa dreißigjährige Magd, die sich entschlossen hatte, mit ihrer Herrin zu sterben, in feierlichem Zuge zu Schiffe gebracht. Ein Vermummter mit dem ersten der fünf auf dem Schiffe gefundenen Tierköpfe (vgl. Bild 197) schritt voran. Er legte den Tierkopf dann auf dem Schiffe im Vordersteven nieder. So führte er den Zug, den der wohl mit Ochsen bespannte

massige Prunkwagen (Bild 191) eröffnete. Dieser war mit Tuch ausgeschlagen, ein Bett stand in ihm, darin lag die Leiche der Königin, geschmückt und in prächtigen Gewändern; die Dienerin saß vielleicht bei ihr, mit einer Brettchenweberei beschäftigt, die sich unvollendet noch im Wagenkasten fand. Zwei Tierkopfträger schritten dem Wagen voran, zwei folgten ihm. Die Tierköpfe waren paarweise mit einer Rassel ausgestattet (Bild 199), deren Lärm das Bellen der Tiere darstellen und böse Geister verscheuchen sollte. Das eine Paar wurde im Süden, das andere im Norden der Ostseite der Grabkammer niedergelegt. Den Wagen geleitend denken wir uns die Opferpriesterin und ihr Gefolge. Seinen dauernden Platz fand der Wagen vor der Grabkammer, mit den Hinterrädern an ihren südlichen Giebel anstehend, das Bett (Bild 194) in ihr. Die Ochsen wurden an der Backbordseite geschlachtet, der eine im Achterschiff, der andere im Vorderschiff. Dort war ein großes Bett vorbereitet, bemalt mit Zauberzeichen (Bild 195). Dahinein legte man den Kopf des im Vorderschiff geopferten Ochsen. Es scheint, daß dieses Bett und zwei weitere, deren Reste sich hier fanden, Gegenstand einer umständlichen heiligen Handlung waren, die sich irgendwie auf die Leiche und ihre dem Tode geweihte Begleiterin bezog. Neben dem großen Bette fand sich ein Trog mit einer Bahre. Hinter dem Wagen fuhren im Leichenzuge die vier Schlitten (vgl. Behn 40), von Pferden, wahrscheinlich vierspännig, über den Moorgrund gezogen, umsprungen von Hunden und geleitet von den Angehörigen der Toten. Die Schlitten, deren drei prächtig beschnitzt waren, enthielten wohl das Grabgut, die Eisentruhen mit den kostbaren Gewanden, den Webstuhl, die für den Achterteil des Schiffes bestimmte Kücheneinrichtung samt der Handmühle und die vielen anderen Gegenstände, die sich noch fanden. Die Schlittenkästen waren, wie es scheint mit Absicht, auf nicht zu ihnen passende Kufen gesetzt, die Deichseln wurden auf dem Schiffe verteilt. Ein Schlitten stand ganz vorn quer im Schiffe mit dem Boden und den Kufen nach oben. Das Grabgut schaffte man an seine Stelle. Die Pferde wurden in Schweiß gejagt und getötet, die Leiber ohne Geschirr an verschiedene Stellen des Schiffes gelegt. Etlichen waren die Köpfe abgehackt, die man an einer anderen Stelle im Vorderschiffe gesammelt hat. Im ganzen fanden sich mindestens fünfzehn Pferde und vier Hunde. Der spannendste Augenblick war aber gewiß die Opferung der Dienerin in der Grabkammer, wahrscheinlich begleitet von dem Bellen der Tierköpfe, d. h. von dem Lärm der mit ihnen verbundenen Rasseln. Jetzt konnte man die Grabkammer schließen, die Bestattung mit den bereitliegenden Steinen zudecken und den Hügel darüber aufschichten.

Trotz der Fülle der Einzelheiten ist nicht ohne weiteres ersichtlich, ob diese Bestattung im Zeichen des Glaubens an eine bestimmte Gottheit stand und welche das war. Aber da es sich um die Ynglinge handelt, die sich von dem Gotte Yngwi (Freyr) herleiteten, könnte die Verehrung des Freyr hereinwirken, obgleich eines der Gewebe der Königin einen Reiter

zeigt, der dem Baume mit den Gehenkten zureitet, also doch wohl Odin sein soll (Bild 201). Ein zweites Gewebe (Bild 202) zeigt priesterliche Gestalten zwischen Wagen schreitend, von einem Stabträger geführt, vielleicht geradezu ein Begräbnis. Die Gestalten muten hasdingisch an (vgl. S. 32), es scheinen Priester im Weiberkleide, ähnlich wie beim Kivikgrabe, wo auch Opferungen erfolgten. Der Prunkwagen mit der Königin und der todgeweihten Dienerin könnte von der Art jener Wagen sein, mit denen Freyr oder Nerthus ihre Umzüge hielten, und bei Nerthus endete dieser Umzug bekanntlich mit der Opferung der Knechte, die die Gottheit betreut hatten. Da von Freyr erzählt wurde, daß er den Riesen Beli, d. h. den Brüller, tötete, könnte das Stierhaupt im Bette mit dieser Tat des Gottes und einer an sie geknüpften Verheißung zusammenhängen. Freyr war als Gott der Fruchtbarkeit gewiß auch den Mächten des Totenreiches verbunden, die die Saat und das neue Leben aufsprießen lassen. Die Aschenurne von Issendorf (Bild 71) trägt als Deckel (Hut) den Eber, das heilige Tier des Freyr. Man denke auch an Balder und Nanna bei Hel. Freyr galt sogar als „Weltgott" und König Frodi, in dem sich sein Wesen wiederholt, galt als der Herrscher, der der Welt das goldene Zeitalter und den Frieden bringt, aber beides durch Übermut und Habgier verscherzt. Etwas der Lehre vom Weltuntergange Entsprechendes ist in Oseberg zu fühlen. Das Schiff war an einem großen Steine vertäut, als habe man es gegen das Hereinbrechen einer Flut sichern wollen (Bild 190). Oder das Totenschiff soll am Ende der Zeit so leicht nicht loskommen (vgl. zu Bild 203). Die rasselnden dämonischen Hundeköpfe und anderen Tierköpfe, an der Ostseite der Grabkammer nehmen sich wie Vorboten der dämonischen Wölfe aus, die nach der Edda im Osten heranwachsen und den Weltuntergang herbeibellen. Sie sind mit verknoteten Kreisen übersponnen und gleichsam gefesselt, ähnlich wie das Schiff.

Am wenigsten von den neuen Gedanken berührt wird Thor, und doch arbeitet man auch bei ihm die gegensätzlichen Züge heraus. Er ist Eidgott und waltet des Eidringes und muß trotzdem durch die Ströme waten wie ein Meineidiger. Worin sein Verschulden besteht, läßt sich nur vermuten: irgendeinen Vertrag mit dem Unhold, den er der ganzen Welt zu Nutz tötet, hat er beschworen und doch gebrochen. Solche Gedanken werden in aller Stille gehegt und großgezogen. Der Unhold legt auf den Schatz, den er hütet oder in sich birgt, im Sterben seinen Fluch. Die tiefsinnige, schon im alten Hellas bekannte Sage vom Fluchgolde tritt an den Anfang der Nibelungendichtung. In den Helden wiederholen sich die Götter. Sigfrid tötet den Drachen wie Thor und erinnert bei seinem eigenen Tode an Balder und Helgi, der einäugige Hagen als sein Mörder an Wodan. Oder in Starkad wird der Kampfgott selbst, „der starke Hödr", zum Vorbilde des wikingischen Reckentums und seiner Tragik. Drei Leben werden dem Starkad zuteil, aber in jedem muß er eine Meintat begehen; drei große Siege erficht er, aber aus jedem kommt er mit einer gräßlichen Wunde heim; er ist ein großer Dichter, aber er

vergißt alles. Schuld daran ist der Widerstreit der Götter. Odin, der Gott der Krieger, bestimmt ihm das Gute, Thor, der Gott der Bauern, die der Krieg schädigt, das Böse. Wer wird sich als stärker erweisen und welchem darf man mehr trauen? Die Dichter des Kriegeradels stellten ihren Gott heraus und ließen ihn sogar dem Bauerngott in höhnendem und etwas lockerem Scheltgespräche gegenübertreten. Aber das Volk stand ganz entschieden bei Thor. Mit Thors Hammer (Bild 188) wird die Braut geweiht (vgl. Bild 62), aber auch der Leichnam auf dem Holzstoß. Sein Hammerzeichen gibt dem in gemeinsamem Mahl verzehrten Bock neues Leben. Nach Thors heiligem Kessel und seinem Opferstein heißen zahllose Nordleute Thorkessel (Thorketil) und Thorstein. Er ist der allmächtige Ase. Solche Ansprüche der großen Götter zwingen, sie gegeneinander auszugleichen. Man verehrt sie zu dreien in einem Heiligtum oder trinkt bei den großen Festen ihrem Rang entsprechend ihre Minne.

Die Glaubensinhalte und Glaubenseinrichtungen, die so erwachsen waren und einander durchwachsen hatten, standen miteinander in stetem Wettbewerbe und nährten die Zweifelsucht. Dazu kam, daß die Hingabe des Kriegeradels an Erfolg und Leistung trotz aller idealistischen Neigungen gar nicht so selten das Bleigewicht einer sehr materialistischen Gesinnung in sich trug. Man war schon zu aufgeklärt, um nicht zu bemerken, daß man über das Geglaubte keine Gewißheit hatte und daß es fraglich war, ob die Götter wirklich helfen konnten. So bekommt man es fertig, die Hinrichtung der Jomswikinger zum gleichsam wissenschaftlichen Versuch zu gestalten, ob das Bewußtsein den Tod überdauere. Der Geköpfte soll mit dem Messer noch nach vorn zeigen, aber es fällt aus seiner Hand zu Boden. Allzuleicht auch verwechselte man den Gott mit seinem Bildnisse; konnte das Götterbild ungestraft zerstört werden, dann vermochte der Gott nicht, ihm widerfahrenen Schimpf zu rächen. Als König Eadwin von Northumberland im Jahre 626 den Rat einberuft, der über die Annahme des Christentums entscheiden soll, ist es der Oberpriester Koifi, der sich zuerst vom Glauben der Ahnen abwendet. Er habe sichtlich keinen Nutzen. Denn keiner habe ihm gewissenhafter obgelegen und trotzdem hätten alle anderen größere Ehren vom König erhalten und in ihren Taten mehr Glück gehabt. Koifi, der bisher bloß auf einer Stute reiten durfte, besteigt einen Hengst und stürzt im Anreiten mit seiner Lanze das Götterbild. Aber dazu kam es nur, weil auch ein anderer Rat des Königs die Ungewißheiten der alten Glaubenswelt betont und der neuen Botschaft sich in bedingter Form zugeneigt hatte, weil sie Gewißheit versprach. Das Gleichnis vom Menschenleben, das er dabei gab, bezeugt den Tiefsinn seines arteigenen Denkens, dem er trotzdem im Innersten zugewandt blieb. Die Ungewißheit des Menschenlebens erinnerte ihn an Wintertage, wenn der König mit den Seinen in warmer Halle sitzt, während draußen Regen, Schnee und Stürme tosen. Da flattert ein Sperling schnell durch den Saal, bei der einen Türe herein und bei der anderen wieder hinaus. Solange er drinnen ist, wird er von den Winterstürmen nicht gezaust. Aber die

kurze Frist heiterer Ruhe ist im Augenblick vorbei. Vom Winter zum Winter zurückeilend entschwindet er den Augen. So kurz ist das Menschenleben — was aber vorangeht und was folgt, ist uns völlig verborgen.

Das Gleichnis dieses angelsächsischen Aldermans ist kein Einfall aus dem Stegreif, sondern es wurzelt in überlieferten Vorstellungen, und nur die elegische Wendung wird das Eigentum der müden Spätzeit sein. Die Türen versinnbildlichen Geburt und Tod, der Winter die uns unergründliche „wahre" Welt mit allen ihren geheimen Schrecken (Utgard), die warme Halle aber und das trauliche Feuer diese Welt, in der wir nur zu Gaste sind (Mitgard). Das Gleichnis spricht damit Gedanken der Mittwinterzeit („von Winter zu Winter") aus, in der sich das Sinnen, das im Sommer nach außen ging, einwärts gewendet hat, und in der, wie man meinte, die Seelen der Verstorbenen als Vögel oder selbst als Schmetterlinge dem gewohnten Herdfeuer wieder zuflattern, um an dem Treiben der Lebenden Anteil zu nehmen und Ehrungen von ihnen zu empfangen. Und als Gleichnis von wahrhaft philosophischer Tiefe kann es sich mit dem berühmten Höhlengleichnis Platons sehr wohl messen, ja die grundsätzlichen Unterschiede sind kennzeichnend. Platon vergleicht die Seele einem Gefesselten in lichtloser Höhle, der an der Wand bloß die Schatten der Wesen sieht, die draußen vorbeihuschen. Die Welt ist ihm ein Strafort, die lichtspendende und wärmende Sonne scheint außerhalb. Der Germane hingegen stellt das Feuer in die Mitte und die Seele flattert ihm zu und die Halle ist ein behaglicher, wenn auch sturmumtoster Aufenthalt. Ja, das deutsche Märchen schildert noch, wie die durch argen Zauber verwandelte Königin drei Nächte als Ente durch den Gossenstein hereinschwimmt, am Feuer ihr feuchtes Gefieder trocknet und klagend nach ihrem Kinde fragt, bis sie beim dritten Male erlöst wird. Ungebrochener germanischer Sinn hatte gewiß seine Freude ebenso am Behagen dieser Halle wie an den sie umgebenden Gefahren, und welche Welt dabei die „wahre" sei und in welcher sich seines Lebens Sinn erfüllt (z. B. Burgundenland oder Etzels Hof), darüber gab es gewiß allerhand hintersinnige Gedanken, die man gerade in den langen Winternächten, wenn die Ahnen einkehren und die Götter nahe sind, zwischen Sinn und Gegensinn zu tieferer Bedeutung zu steigern wußte. Der Germane müßte nicht der heldische Mensch gewesen sein, als der er uns überall entgegentritt, wenn er nicht im Diesseits das Jenseits, in Mitgard bereits Utgard und dessen gefährliche, rätselhafte, aber schon vorbedachte und dadurch auch vorbeherrschte Ordnung erahnt hätte. Schier die ganze germanische Wissensdichtung dreht sich um solch geheimnisvoll in sich verschränkten Sinn. Thor geht selbdritt zu Utgardaloki und kämpft in dessen Halle gegen Blendwerk, in dem sich das Wesen dieser Welt und seine göttliche Macht über sie im voraus kundtut: Ebbe und Flut, Feuer und Alter und die Weltenschlange. Wo der Wodansglaube herrscht, gilt Entsprechendes; über jeder Herrscherhalle lag etwas vom Schimmer und von den Geheimnissen Walhalls.

V. Und wir

Das dritte und letzte Jahrtausend germanischer Kultur war von Grund auf zwiespältig. Das alte noch unbedingt germanische Geschehen klang in den großen Schöpfungen der Völkerwanderung und Wikingerzeit aus, und ein neues, nur mehr bedingt germanisches, schon umgestaltetes und nicht mehr einheitliches Werden, das Deutschtum, wächst in das Herz Europas hinein und sichert sich gegen den Osten durch dessen Kolonisation und durch die Abwehr der Mongolenstürme. Diese von unheilvollen Rissen durchfurchte und doch zukunftschwangere Kehrseite des Jahrtausends ist zwar noch germanisch nach der Rasse, nach der Sprache des Volkes und nach einem wesentlichen, aber allerdings immer mehr verklingenden Teile der Volksüberlieferung, der Bräuche, Sagen, Lieder; aber die Schicht der Gebildeten entfremdet sich diesem Grunde, obgleich das Beste ihrer Kraft aus ihm gezogen ist, und verliert sich bis zur Selbstentäußerung an fremde Vorbilder.

Im nächsten, vierten Jahrtausend, in dem wir leben, wird es nur vorübergehend und nur scheinbar besser. Die alten vier Risse im Siedlungsgebiet, in der Kultureinstellung, in der Gesellschaftsordnung, in der Religion verharschen nur oberflächlich und neue, nachträgliche wie der katholisch-evangelische, treten hinzu. Selbst dort, wo sich das Deutschtum wieder aus seinem Eigengut festigt wie in der Sprache, als das Latein des Mittelalters zurückgedrängt wird, bleibt der ekle Schwarm der fremdsprachlichen Kunstausdrücke in Ehren, und voll Dünkel glaubt man dieser Künstelei nicht entraten zu können, um die Wissenschaft nur recht nachdrücklich dem Volke zu entfremden. Es trägt sich viel an Kultur, auch an unvergänglich hoher Kultur, in Deutschland, in deutscher Sprache und mit deutschen Mitteln zu, und dicke Handbücher verzeichnen es mit nicht unberechtigtem Stolz; aber die Geschichte dieser „Kultur in Deutschland" ist deshalb noch keineswegs eine Geschichte eigentlich „deutscher Kultur", es sei denn, man wolle, ein sehr ernstes Wort umprägend, unter deutscher Kulturgeschichte den regelrecht fortschreitenden Verlust deutschen Wesens verstehen. Kein Geringerer als Lagarde klagte: „Unsere klassische Literatur des vorigen Jahrhunderts ist in den Personen einzelner ihrer Träger, aber nicht als Literatur deutsch: sie ist kosmopolitisch einerseits, sie strebt andererseits nach griechischen und römischen Idealen." Von der nachklassischen Literatur kann man auch das bald nicht mehr sagen. Der Humanismus verblaßt und das internationale Judentum erhebt sein Haupt, die Humanität wird zum Zerrbilde ihrer selbst und das Volk erstickt im überschießenden Nachwuchs der Minderwertigen, die man künstlich hochzieht. Das letzte Gut der Nation, die Rasse selbst, ist in Gefahr. Noch ehe infolge der alle Ansätze immer

wieder knickenden Schicksalsschläge der Jahrhunderte eine echte deutsche Kultur ernsthaft hat anheben können, war der Bestand deutscher Kultur auch nur in dem bisherigen und allerdings keineswegs gering zu schätzenden Sinne von Grund auf in Frage gestellt. Deutsch sein heißt, von der Vergangenheit her beurteilt: mit jenen vier verhängnisvollen Rissen und etlichen inzwischen hinzugekommenen und ihren Folgen noch immer nicht fertig geworden sein und an diesem Schicksal tragen. Deutsch sein heiße aber fortan: altes Unheil bannen und der einheitlichen, glücklicheren Zukunft Raum schaffen. Noch immer haben sich alle feindlichen Gewalten außen und innen mit sicherem Fühlen und klarem Wollen dagegen verbündet, daß wir gesunden. Aber noch keinem Geschlechte standen die zur Gesundung nötigen Einsichten in solchem Ausmaße zu Gebote wie dem unsern, nämlich die Rassehygiene, der Überblick über die Kulturgeschichte der Menschheit und den entscheidenden Anteil der nordischen Rasse an ihr, der Blick auf das erst jetzt in seiner ganzen Bedeutung erkennbare germanische Altertum und unser Wissen um den Ursprung der Quellströme unseres Volkstums in diesem Erbgute und um den Reichtum, dessen wir da walten können. All dieses Wissen hat jedoch, wie Wissen überhaupt, bloß Sinn und Wert, sofern es willenbildend wirkt. Wenden wir es richtig und entschlossen an, dann können wir, wenn auch ein Jahrtausend zu spät, so doch jetzt endlich erst recht durchgreifen und die uralten Schäden abstellen, wenn wir nur wollen.

Welche Rasse zu pflegen ist, läßt sich lediglich aus der Kulturgeschichte begründen, denn hier treten die Schöpfungen und Leistungen der nordischen Rasse in einem weltumspannenden Verlaufe zutage. Alle unsere Begriffe von Kultur sind historische Begriffe, aber die meisten davon sind flach, solang es ihnen an historischen Ausblicken und Hintergründen fehlt, kurz an historischer Perspektive. Diese ergibt sich erst, wenn man dem Europa von heute auf den Grund geht und zur germanischen, ja schließlich indogermanischen Wurzel unseres Deutschtums vordringt. Der indogermanische Sprachstamm, die zugehörige Kultur und die nordische Rasse fallen im wesentlichen zusammen. Die Germanen fügen sich als altes und vollwertiges Glied in die Reihe jener Völker ein, die in der Kultur der Menschheit seit sehr frühen Zeiten die führenden und das politische und geistige Antlitz der Welt gestaltenden gewesen sind. Wie die Inder, Iranier, Griechen und alle die andern Blut vom selben Blute sind wie wir, so sind auch ihre großen Geistesschöpfungen Geist vom selben Geiste wie die unseren, die Sänge der Weden, die Weisheit der Upanischaden, die religiösen Gedanken des Zoroaster, die Ursprünge des Christentums, aber auch die Philosophie Platons, die Dichtungen Homers, der Aufstieg der Naturwissenschaften schon im griechischen Altertum — all das uns wesensverwandt und von uns fortgeführt, alles Mahnungen zu ernstester Selbstbesinnung und Bescheidenheit, und doch auch alles Wegweiser in unsere wahre geistige Zukunft.

Ungeahnt bereichert von der Schau der Kulturtaten der uns verwandten alten Völker wenden wir den Blick in unsere eigene, gleich alte und nicht minder eigenartige Vergangenheit. Von ihr wissen wir heute schon so viel, daß es sich längst nicht mehr mit einigen zusammenfassenden Sätzen abtun läßt. Und wir stehen durch das, was sich zwischen uns und unsere Vorzeit geschoben hat, trotz aller Wesensverwandtschaft doch auch so weit von ihr ab, daß wir sie uns erst wieder zurückerobern müssen, wie sich unser Nachwuchs bisher an den höheren Schulen das griechische und römische Altertum immer erst wieder erobern mußte. Aber das humanistische Bildungsideal vermag uns als Deutsche auf die Dauer nicht zu befriedigen, auch wenn wir wieder Schulen erhielten, an denen es wahrhaft vermittelt würde, wovon bekanntlich schon lang nicht mehr die Rede sein kann. Vielmehr fordern wir Durchdringung der Schule mit deutschem Stoff und deutschem Geist nach Darbietung und Inhalt so weit, daß die Antike in den richtigen, noch immer Richtung gebenden Abstand von uns rückt und uns zu unserem Eigensten und zu einem neuen geistigen Gestalten, an dem alle Schichten unseres Volkes in gehöriger Abstufung teilhaben können, auf der bisher vorenthaltenen heimischen Grundlage Anregung und — Raum gibt. So wird an die Stelle des absterbenden Humanismus, nachdem er seine Sendung im Leben unseres Volkes erfüllt hat, wahrhaft deutsche Bildung und eine ihr angemessene tatkräftige Erziehung treten können.

Deutschtum nicht ein Ruhekissen, auf dem wir lorbeerbekränzt entschlummern, sondern Deutschtum eine Aufgabe, die an uns harte, ungewohnte Forderungen stellt, aber auch aller Verheißungen voll ist — man lasse sich von diesem Gedanken nicht überwältigen, sondern versuche ihn zu hegen. Es gilt, unser Volkstum in Pflege zu nehmen, die schädigenden, alles überwuchernden Einschläge fernzuhalten. Diesen Entschluß aber höhnt man als Purismus. Man sagt: chemisch reines Wasser ist schal und schädlich, chemisch reines Deutschtum wäre unerträglich, pedantisch, reizlos; erst in der Mannigfaltigkeit der Einschläge liegt die Kultur. Daß daran etwas Wahres ist, wissen wir hinreichend, nur fühlen wir uns schon zum Bersten voll dieser Mannigfaltigkeiten und zerrissen von ihnen, und wir werden auch gut daran tun, die Typhusbazillen nicht in die Kommissionen für Brunnenreinigung hineinzuwählen. Oder man sagt: Kultur muß von selbst wachsen, man kann sie nicht künstlich erzeugen. Aber das ist eine richtige Binsenwahrheit, denn die Verhältnisse bei uns sind solche, daß eher dumpfe Wiesen und Moorflächen, Ödland mit Sumpffieber und Irrlichtern sich einstellen, wenn man alles so treiben oder vielmehr verrotten läßt, wie es will — aber kein Urwald und gewiß kein Garten. Oder man sagt: ihr wollt das Rad der Geschichte zurückdrehen und vollzogene Tatsachen tilgen, und das kann man nicht. Allein, was hat die Geschichte mit einem Rad, das lebendige Werden und Vergehen mit einer seelenlosen Bewegung gemein? Und muß man wirklich alle Tatsachen hinnehmen? Wir bekommen es nicht fertig und werden es,

solang wir Deutsche sind, nicht fertig bekommen, uns auf den Boden dieser angeblich vollendeten Tatsachen zu stellen und auf die Revision eines mehr als tausendjährigen Prozesses zu verzichten, nach dem wir um das Erbgut unserer Ahnen betrogen und in einer Zwangsjacke festgeschnürt bleiben sollen, in der die edelsten Glieder unseres Leibes verwachsen. Glücklicherweise sind die betreffenden Tatsachen noch lange nicht vollzogen! Die Rasse unserer Ahnen, ihre Sprache, ihr Volkstum leben fort, ja auch ihre geistig-sittliche Haltung. Trotz der unablässigen und erbitterten Versuche, all dies auszurotten, leuchtet das Vorbild einer endlich in sich einheitlichen deutschen Bildung und Erziehung immer mächtiger in den Besten unseres Volkes auf und nährt die Sehnsucht, den alten Zwiespalt zu überwinden. Soll aber der „Prozeß" „revidiert" werden, dann brauchen wir die Akten und die Aufnahme des Ahnenerbes und den Nachweis, wohin es verzettelt wurde, und die Belege für alle Entgleisungen des Verfahrens. Und dann gilt es, die Beweisanträge zu stellen und unsere Forderungen daraus abzuleiten. Das werden alles zunächst Forderungen an uns selbst sein müssen: in den tausendjährigen Angelegenheiten einer faulen Kultur nicht anders wie in den weltbewegenden Fragen eines faulen Friedens. Revisionisten sind wir hier wie dort, auf der ganzen Linie, und eins hängt am andern. Aber man verwechsle nur ja nicht Revision und Reaktion. Wir wollen morsch Gewordenes nicht künstlich wieder aufrichten, Leichname nicht galvanisieren und auch keine Räder zurückdrehen. Revisionen führen niemals den alten Zustand wieder herbei, sondern schaffen stets zwangsläufig einen neuen, berichtigten, mit neuen, jetzt erst winkenden Möglichkeiten. Und alle Erneuerung von Staat, Verwaltung, Wirtschaft kann nur den Rahmen schaffen und muß taub bleiben, wenn nicht der Kern eines wahrhaften, endlich in sich ausgeglichenen, folgerechten Volkstums in diese schützende Hülle hineinwächst. Zwei Grundfragen beschäftigen daher die Gemüter der Besten: unser Verhältnis als Deutsche zum Christentum und unser Verhältnis als Deutsche zum Germanentum.

Die Geschichte des Christentums ist uns gerade durch vorwiegend deutsche Geistesarbeit allmählich deutlicher geworden. Wir beginnen Einblick zu gewinnen in den geistesgeschichtlich entscheidenden Vorgang, wie Bibel und Christentum aus den religiösen und sittlichen Gedanken der uns blutsverwandten Iranier und besonders der alten Perser, aus der Religion des Zoroaster, ihren Vorstufen und Nebenformen, befruchtet wurden. Und es tritt die völlig neue Einsicht hinzu, wie die christliche Lehre vom Heiland und Retter aus Todesnot schon in dem frühurgermanischen Zwillingsglauben der ausgehenden Bronzezeit und den zugehörigen Weihen ihren bedeutsamen Vorboten hatte. Ein Blick auf die Weltgeschichte zeigt uns dann, wie vom Norden die Germanen, vom Südosten die Parther, die Erben der altpersischen Überlieferung, das Römerreich bedrohten und wie die Iranier es geistig — zuletzt im Christentume —, die Germanen es politisch durchsetzen. Die Iranier erlagen den Arabern

und den Mongolen, aber sie gaben dem ganzen neuen Orient sein Gepräge; die Germanen, äußerlich siegreich, erlagen dem Einflusse Roms. Aber sogar nach dem ihnen dadurch zugestoßenen Bruche wurden wir Deutsche im Rittertum und in unserer Mystik noch einmal von iranischer Kultur durchpulst. Bahnbrecher unseres nationalen Gedankens haben schon immer ihren Geist auf Iran gerichtet, so Arndt, so, und noch entschiedener, Lagarde. Wir müssen hindurchdringen bis zu den ersten Quellen und uns aus ihnen über Wesentliches und Zufälliges, uns Verwandtes und Fremdes an unserem Glauben und Sinnen belehren. Daß Iranier und Germanen, in vielem einander so nahe verwandt, über das trennende Römertum hinweg zu ihren letzten gemeinsamen Gründen zurückfinden, könnte die späte Erfüllung eines großen, weltgeschichtlich-geistesgeschichtlichen Planes der Schöpfung sein.

Die andere Aufgabe ist die Genesung des deutschen Wesens am germanischen. Alle Reptilien in den Sümpfen unseres Vaterlandes zischeln einander zu: Germanentümelei! Wir sind doch Deutsche und wollen uns nicht germanisieren! Wir wollen weder die Germanen nachahmen noch überhaupt — nachahmen, sagen sie, wir wollen im Eigenen wurzeln. Jedoch, haben sie denn bisher im Eigenen gewurzelt, und laufen denn nicht gerade diese Art Eigenbolde bewußt und unbewußt um die nächste Ecke herum ganz wahllos, planlos, urteilslos, willenlos jeder an sie herangebrachten Fremdtümelei nach, dem Marxismus und dem Bolschewismus, der Jazzbande und den Amerikanern, der Mazdaznanlehre und der ernsten Bibelforschung, dem Buddhismus und der Astrologie, und meist mehrerem davon zugleich und unerachtet aller offensichtlichen Widersprüche; denn im Widerspruch, sagen sie, liegt die Entelechie des Lebens?! Obgleich es ganz unmöglich und von niemand beabsichtigt ist, wieder Germanen aus uns zu machen, schützt man diesen Unsinn vor, um zu hintertreiben, daß wir zum Germanischen in Theorie und Praxis unserer Kultur das richtige, man kann vielleicht sagen, kulturtechnische, selbstbewußte, beherrschte Verhältnis finden und die ewigen Werte unserer Vorzeit auf breiter Linie zurückerobern. Das eigene Altertum nachzuahmen wäre nicht schöpferisch, aber das griechisch-römische haben wir durch Jahrhunderte nachgeahmt, und wir hätten ohne das weder Schiller noch Goethe noch unsere klassische Literatur. Hermann und Dorothea, Reineke Fuchs sind in Hexametern gedichtet, die Iphigenie ist ein antiker Stoff in antikisierendem Gewand, der fünffüßige Jambus die deutsche Art, sich mit dem jambischen Trimeter der griechischen Tragiker abzufinden. So ganz trostlos braucht das Nachahmen nicht zu enden, selbst wenn es sich auf teilweise schon recht fremd Gewordenes versteift. Unsere Sprache hat durch die fremden Versmaße, unser Empfinden durch die gehaltvollen stammverwandten Sagenstoffe der Griechen viel an Bildsamkeit gewonnen, ohne daß diese Einschläge Alleinherrschaft erzwangen und die schöpferischen Kräfte unserer Dichter ertöteten. So würde eine neue Dichtung in Langzeilen und Stäben, geschult an den strengen Form-

gesetzen der Edda und des Hildebrandliedes und geläutert an den noch kaum gehobenen und doch wesensverwandten Werten unserer Volksdichtung unmöglich bloß einfach nachahmen können, sondern sogleich die stärksten Antriebe zu einem unbedingt Neuen erhalten, und das erst recht, wenn Dichter kämen, die nicht mehr Artisten sein würden, sondern unsere Vorzeit in jeder Hinsicht ernst nehmen wollen. Ist doch die Langzeile dem gehobenen Tonfalle auch unserer heutigen Sprache noch angemessen wie nichts anderes, der Stabreim in Wendungen wie Kind und Kegel, Mann und Maus noch im Schwange, und selbst die Kenning nicht erstorben. Denn wenn ich sage: der Lügenwald rauscht, versteht jeder, welche Zeitungen ich meine. Was hätte es für Rückert bedeutet, wenn er auf die Skalden gestoßen wäre, und was für die Erschließung germanischen Altertums, wenn er sie uns durch seine unvergleichliche Sprachkunst nähergebracht hätte! Und was mühte sich Arno Holz, unserer Sprache neue Ausdrucksformen zu erobern, ohne daß er ahnte, wieviel noch ungenützte alte zu Gebote stehen. Jedoch, wie sollen Dichter auf die wuchsrechten Möglichkeiten verfallen, solang unsere Bildung grundsätzlich davon ablenkt.

Ein anderes Gebiet des Nachahmens war die Bildhauerei nicht erst von den Zeiten Winckelmanns und Thorwaldsens an. Da die Farben der griechischen Bildwerke in der Erde vergangen waren, erfand man damals, unbekümmert um die farbigen Kunstwerke in den Kirchen, die Theorie der reinen Form. So bevölkern farblose Mißverständnisse unsere Bauten und jeder Grieche müßte darüber lachen. Aber das Verständnis für Formen wurde dabei doch geschult, und manch Neues trat aus Eigenem hinzu. Wer solche Fälle häufen wollte, würde sehen: es schickt sich nie ganz aus Eigenem und immer nur durch Aufgreifen und Steigern schon vorhandener Ansätze und Vorstufen. Und in diesem Sinne wäre es auch kaum zu verwerfen, sich bei Schmuck aller Art von germanischer Zierkunst anregen zu lassen und die Bildkunst dazu passend zu gestalten. Es ginge nicht darum, Nachbildungen germanischer Schmuckstücke, die alles, auch die Schäden und die Patina treulich wiedergeben, zu tragen, sondern darum, Neues im Geiste des Alten zu schaffen und für geeignete Gelegenheiten und so, daß keine germanentümelnde Mode daraus wird. Erst dabei würde man auch allmählich lernen, was man an dem Erhaltenen hat und welche Anregungen in ihm schlummern. Aber das wäre, wie man uns stets von neuem und daher für viele überzeugend zurechtweisen wird, kindisch. Hingegen sei es nicht verboten, im Herrenzimmer den Kopf des Echnaton oder der Nofretete aufzustellen und aus Teetassen zu trinken, die in einer deutschen Fabrik hergestellt sind und chinesische Muster tragen. Will man über einer Pforte eine Inschrift anbringen, dann darf sie griechisch sein, und wenn sie deutsch ist, stört es nicht, sie in lateinischer Steinschrift hinzusetzen. Aber Runen wären wieder sträflich. Dieses Absprechen genügt, und die durchaus lösbare Aufgabe, die gemeingermanische Runenreihe unserem Lautbestande anzupassen, kann niemandem aufgehen, ob-

gleich sich aus den Runen eine neue, festliche und wirklich deutsche Schrift und zugleich eine wuchsrechte Rechtschreibung entwickeln könnte, während auch unsere Bruchschrift unserem Lautbestande bekanntlich nicht gerecht wird und daher nur in sehr vorläufigem Sinne als deutsche Schrift hingenommen werden kann.

Erwägungen solcher Art anstellen heißt aber überall mit dem Kopf an die Wand stoßen. Die Hoffnung, daß das schließlich vielleicht doch der Wand schaden könnte, ist leider gering. Erst wenn die Kenntnis des germanischen Altertums weit hinausdringt ins ganze Volk, kann diese Wand des dumpfen, törichten, kenntnislosen Widerstands nachgeben. Aber es genügt nicht, dem Gesetz der Trägheit gehorchend, sich auf äußerliches Kenntnisnehmen zu beschränken und sich das entscheidende innere Kenntnisnehmen zu ersparen. Soll bei der Vorzeitkunde nicht mehr herauskommen, als daß schon die alten Germanen „eine hohe Kultur" hatten und „keine Barbaren waren"? Woran wollt ihr die Höhe einer Kultur messen, und was stellt ihr euch darunter vor? Ist eure eigne Kultur etwa schon gar so hoch? Und kann man die germanische, ein Geschehen von drei Jahrtausenden und über weite Räume hinweg, so in Bausch und Bogen abtun? Wäre der Humanismus dadurch zu ersetzen gewesen, daß man jedem Schüler eingeprägt hätte: schon die Griechen und die Römer hatten eine hohe Kultur? Kann man über Kant und seine Philosophie damit hinwegkommen, daß man weiß: er war ein bedeutender Mann? Und erzielt man mit jenem anderen Verfahren mehr, als über die Germanen — hinwegzukommen? Nein, erst wenn man sich in ihre höchst mannigfaltigen Kulturschöpfungen und in das Geistig-Sittliche, das von ihnen ausgeht, vertieft, können sich Bildungswerte einstellen. Oder sollen wir uns mit den Germanen beschäftigen, weil sie dereinst schon in Gegenden gesiedelt haben, die jetzt liebe Nachbarn beanspruchen? Gewiß ist es notwendig, dergleichen am rechten Orte herauszustellen und entstellende Anmaßungen zurückzuweisen. Aber Besitz will verdient und verteidigt sein. Wir haben kein sonderliches Recht, uns dabei auf die Germanen zu berufen, wenn uns die Germanen im übrigen „Hekuba" sind.

Volkskunde und Altertumskunde müssen so betrieben werden, daß die in diesem Stoffe schlummernden Ewigkeitswerte hervortreten und bildend auf die jungen Menschen, denen sie nahegebracht werden, einwirken können. Ohne das sind die Töpfe in den Museen Gelehrtenkram, erregt das Gold nur gieriges Staunen, öffnen sich zwar die Gräber und reden die Steine zu einigen Liebhabern, aber von den Pfeilspitzen ertönt nicht Aarruf und die Seele des Volkes bleibt ungerührt. Auch damals schon kochte man, bestellte Äcker, konnte weben. Ja, aber in dieser Notdurft erschöpfte sich das Leben eben nicht, sondern man rang auch mit letzten Fragen und fand wesenhafte Lösungen, die auch für uns etwas bedeuten; und wenn das nicht ahnbar, fühlbar, greifbar wird, aus den Felsritzungen der Bronzezeit oder dem Funde von Oseberg, aus den Geräten und aus der Gesellschaftsordnung, aus der Frühgeschichte und

aus der Heldendichtung, aus den uralt-heiligen Stoffen des echten Volksliedes und aus den Resten der alten Religion, dann bleibt es bei einer Häufung achtenswerten Gerümpels in den Schausammlungen und Textausgaben.

Ein marxistischer Gewerkschaftsführer nennt seine Tochter, weil solche Namen Mode sind, Hilde, aber er weiß nicht, daß das „Kampf" heißt, und wüßte er es, dann dächte er an seinen Klassenkampf. Oder die Juden lieben den Namen Sigfrid, um sich zu tarnen. Ein ehrliches, ernsthaftes Verhältnis zu solchen Namen fehlt, und die wenigsten haben eine Ahnung von den Ausdrucksmöglichkeiten unseres heimischen Namengutes. Und doch hängt an der Ausweitung solcher Kenntnisse viel. Denn das erste Hindernis, in die Edda einzudringen, sind die Namen, das zweite die reichen, unbekannten Stoffe. Anspielungen darauf prallen ab, die Schule hat nicht vorgearbeitet. Aber von Jason und Medea, Hephaistos und Athena, Perikles und Aspasia, Abraham und Sara, Isaak und Rebekka, Simson und Delila weiß jeder, Bildwerke, die dergleichen darstellen, werden sofort verstanden, Probleme, die in den Stoffen schlummern, werden mitempfunden. Christus im Olymp war für einen großen Künstler ein würdiger Vorwurf, aber der andere: Christus in Walhall, ist noch nicht behandelt, und welche gewaltige innere Auseinandersetzung müßte vorangehen, damit er bewältigt werden könnte! Denn zwischen der Wodanreligion und dem Christentum bestehen unerachtet des Trennenden doch auch tiefe innere Beziehungen. Sie heben und sich mit ihnen auseinandersetzen kann aber ein Künstler nur, wenn er mit Menschen rechnen kann, in denen ähnliche Gedanken schon irgendwie fällig geworden sind, wie auch selbst die Sonne nicht gleich jedes Eis schmelzen kann, sondern nur schon hinreichend erwärmtes.

Mit Recht werden wir also auch nach der Schule rufen. Die Voraussetzung ist aber eine angemessene Lehrerbildung, die mehr leistet, als daß aus einem neuen Fach geprüft wird. Die breiten Brücken zur Volkskunde, zum Märchen, Volkslied, Kinderspiel, Volksrätsel, zur Volkskunst und zum Volksbrauch sind zu schlagen, die Möglichkeiten eines neuen Kulturgestaltens aus dem wiedererschlossenen Geiste des alten sind herauszuarbeiten. Eine Menge guter, einführender Werke liegt bereits vor, weitere werden, wenn der Bedarf wächst, sich anschließen. Und wenn die Kenntnisse zunehmen, wird auch das Urteil sicherer, der Wille fester werden, und die völkischen Schund- und Schwindelbücher werden es immer schwerer haben, die Aufmerksamkeit von den Ergebnissen der Forschung abzulenken. Weder der große Bär der Felsritzungen 200000 Jahre v. Chr. (!), noch das nie vorhanden gewesene Atlantis des Ozeans und das dort urgeoffenbarte gnostische Christentum 10000 Jahre v. Chr., noch die angebliche Urbibel der Ariogermanen oder ähnliche neue Sensationen werden mehr gute Geschäfte sein. Astrologie, Geheimwissenschaften als angeblich wertvolle Glaubensinhalte in die Vorzeit hineintragen, geschichtlich unmögliche Vorstellungen ihr zuschreiben, die Sprach-

wissenschaft durch mutwillige, von abgrundtiefer sprachlicher Unbildung zeugende Sprachdeutereien in Verruf bringen, ist Verrat an den wachsenden Werten unseres Volkstums.

Aber gesetzt, dem Rufe nach der Schule, nach geordnetem und der Erneuerung unserer Kultur, ja ihrer ersten wuchsrechten Entfaltung dienendem Wissensaufbau und Bildungswesen wäre nun stattgegeben, so wäre dennoch das Nötige noch lange nicht geschehen. Was nützt uns ein Wissen um die Tugenden der alten Griechen, ja selbst eine gewisse Ergriffenheit von ihnen, wenn nicht verlangt würde, sie auch zu üben, wenn im Gymnasium der Turnsaal fehlte, oder wenn die Griechen zwar die musischen Künste pflegten, aber nicht die Gymnasiasten! Es hat daher seine volle Richtigkeit, daß wir als Ergänzung zur Bildung die Erziehung, zur Schule die Jugendbünde brauchen, in denen sich die Überlieferungen der alten Jungmännerbünde und Jungmädchenbünde, der Schmiede und der Spinnstube, auf der unserer Zeit entsprechenden Kulturstufe fortsetzen können. Nicht Altertümelei ist zu erstreben, sondern die Schaffung eines artrechten Rahmens, damit der alte Geist zu völlig neuen Taten ausholen kann. Wenn der Nachwuchs Leib und Geist stählen, Fliegen und Schießen lernt, wenn er der Abstufung der Begabungen entsprechend ein gediegenes naturwissenschaftliches und technisches, geschichtliches und politisches Wissen und Können sich erwirbt, wenn er Rassenfragen ernst nimmt und Kulturtaten wertet, dann wird alles Einzelwissen und Einzelkönnen ganz von selbst wieder seine rechte Stelle zum Ganzen des Volkes finden, und dann wird auch nicht der Germanist den Ton angeben, sondern der gebildete und daher deutschbewußte Lehrer, und dann wird das Germanische auch nicht mehr ein künstlich herangetragenes Fremdtum sein, sondern sich folgerichtig in einem aus den alten Wurzeln genährten Eigentum fortsetzen.

Da haben wir die Funde aus der Vorzeit und die Versuche, aus ihnen Germanen und Germaninnen in voller Tracht, den Schmuck, die Häuser, Gegenstände der Einrichtung und Ausrüstung wieder herzustellen. Die Wissenschaft führt und Künstler können in ihren Dienst treten. Aber leider bricht das Streben, die germanische Vorzeit als etwas Geheimnisvolles, Vorbildliches, Packendes hinzustellen, immer wieder in wenig gepflegter Form durch. Es ist eine gefahrvolle Sache, wenn ein Maler die Schicksalsgöttin, ein Bildhauer den Asenfürsten, ein Dramatiker oder gar ein Filmregisseur die Nibelungen gestalten, ein Schriftsteller den Zug der Kimbern schildern, ein Verseschmied von Balder oder Wieland dichten will, oder wenn bei einem Fest der Redner auf Volksbrauch und Altertum zu sprechen kommt. Man fordert wohl geschichtliche Treue, auch innere Treue, aber man ist sich keineswegs im klaren, in welchen Grenzen sie sich zu halten hat. Shakespeares Julius Cäsar ist Engländer, die niederländischen Maler stellen die biblischen Gestalten als Bauern ihrer Heimat hin. Ähnliche Unbefangenheit gegenüber den Germanen finden wir nicht, ja die Wissenschaft verbietet, auf Luren zu blasen, weil wir nicht

genau genug wissen können, wie man das einstens tat. Und doch ist es klar, daß eine einfache, altertümliche Volksweise auf Luren uns eine wenn auch nicht verbürgbar richtige, ja in einem gewissen Sinne eine verbürgbar unrichtige, so doch vollere Vorstellung zu geben vermag als das stumm daliegende Instrument. Jedoch auch in den zahllosen Fällen, in denen alles Wesentliche zur Hand ist, wird es selten genutzt. Die Museen können über Kleidung, Gerät, Hausbau und vieles andere für die verschiedenen Zeiten recht reichlich Aufschluß geben, aber die Künstler verschmähen gewöhnlich den Trunk aus der Quelle und meinen, sie könnten aus sich schöpfen, wo sie doch nach dem Gange der üblichen Bildung auf diese Aufgabe gar nicht vorbereitet sein können, und lehnen die Berührung mit dem Altertume ab, als müßte das der Tod ihrer Gestaltungskraft sein. Es sind immer nur die wenigen bekannteren Stoffe, auf die man verfällt, als ob es nichts weiter gäbe, indes eine ungeahnte Mannigfaltigkeit unverwertet daliegt. Mit Absicht gebe ich ein Beispiel, das so gut wie unbekannt ist: das große Bild von dem dänischen Helden Hrolf Kraki, der mit den Seinen, von den Schweden verfolgt, über die Fyrisebene reitet und das erbeutete Gold mit verschwenderischen Händen den Verfolgern als glitzernde Saat hinstreut. Und sie gieren danach und greifen zu, und selbst der schwedische König beugt sich vom Pferde, um eines der Kleinode zu erhaschen, und Hrolf gibt ihm dabei den Schandhieb in den Hintern. Welch farbenreiches bewegtes Bild und welch tiefer Inhalt: der echte Held und das seiner würdige Gefolge verachtet das Gold; der Ruhm, die Heldentat gilt alles. Und daneben der raffende Geist der Gegner und die Demütigung, die stracks aus ihm folgt. Man wende nicht ein, solche Bilder würden nicht verstanden werden, weil man diese Sage nicht kennt. Es stelle sie nur ein wahrer Künstler aus dem Geiste nordischer Gesinnung vor uns hin, und wir wollen sehen, welches Gemüt unergriffen bliebe.

Wie es beim Wiederaufgreifen des alten Gutes zugehen kann, zeigt im großen die Geschichte der Oper, die eine bewußte humanistische Neuschöpfung des antiken Dramas im Geiste der italienischen Renaissance war, und in einem richtunggebenden Einzelfalle zeigte es Richard Wagner. Für viele gilt er als eine Verheißung, die keine Fortsetzung gefunden hat. Aber das liegt an seiner Größe und an der Zeit, die auf ihn folgte und die von ihm nicht zu lernen wußte, weil sie glaubte, sie brauche ihm bloß etwas abzulernen, oder weil sie sogar bewußt von ihm wegkommen wollte, aber die Mühe scheute, über ihn hinauszukommen. Das Vorbildliche an ihm ist jedoch noch mehr als seine künstlerischen Schöpfungen, sein Ringen um den inneren Sinn des germanischen Altertums und der nordischen Rasse, und sein Eindringen in dieses Altertum und dessen Überlieferungen. Ein Künstler, der heute denselben Willen und annähernd ein ähnliches Können mitbrächte, könnte leicht noch unvergleichlich tiefer dringen und noch entscheidender unserem Wollen neue Richtung geben. Alle Schätze, deren er bedarf, liegen bereit, alle Nahrung seiner

Seele, die ihr die Kraft zu höchstem Geistesfluge verleihen müßte, ist zur Stelle. Zeit und Ewigkeit warten auf ihn.

Aber wie weit steht die Wirklichkeit ab von solch berechtigten Hoffnungen, Erwartungen, Forderungen! Wie es jetzt geht, mißlingen gewöhnlich schon die ersten Schritte. Die Ausschmückung nimmt man lieber von der Bühne, samt den Flügelhelmen der Götter, trägt moderne Impressionen in die Vorzeit und überlegt sich selten, selbst nur in welchem Jahrtausend man sich halten will und was dazu paßt oder gerade dann unmöglich ist. Eine rechte Liebe steht kaum dahinter, oft auch nicht Ehrfurcht, meist sogar nicht einmal Wahrhaftigkeit.

Das verachtete und verlachte Heidentum ist gerade gut genug, da oder dort einen armseligen Effekt oder eine kümmerliche Sensation zu bieten, und stellt man es bei Festen dar, so wird es nicht ernst genommen oder es muß bei einem äußerlichen Herausstellen eines Altertümlichen, erst der Erklärung Bedürftigen und daher nicht aus sich selbst heraus Wirksamen bleiben, im übrigen verabscheut man es wie Pferdefleisch. Längst weiß man nicht mehr, daß die Kirche das Pferdefleisch verbot, weil es das vornehmliche Opferfleisch des germanischen Heidentums war, aber die Geringschätzung, ja der „Ekel" sind geblieben. Bloß die Isländer haben sich darin keine Vorschriften machen lassen und sind trotzdem gute Christen geworden. Und doch wie überholt ist das alles! Kein Gymnasialdirektor hat je mit seinen Schülern dem Zeus Stiere geopfert, und eine deutsche, das germanische Ahnenerbe würdigende Bildung wird auch gewiß nicht dazu führen, wieder Pferde zu opfern. Je tiefer man aus dem einstigen Gehalt germanischer Religion zu schöpfen vermag, desto weniger wird dergleichen die Folge sein, denn inneres Verstehen schließt äußerliches Nachahmen erst recht aus, ganz wie bei der Zeusreligion der Griechen, in die Einblick zu gewinnen ebenfalls dauernden Bildungswert hatte und hat. Aber man nehme solche Gebilde wie sie sind und lege nicht in sie hinein, was sie nicht waren, ja man verschließe sich auch nicht den abschreckenden Zügen, die sie aufweisen. Das gilt im einzelnen wie im ganzen. Was nützt es, die Treue der Germanen, ihr Gefolgschaftswesen, die hohe Stellung der Frau bei ihnen, ihr Recht zu rühmen und ihre Fehler, ihre Streitsucht, ihre Trunksucht, ihre Spielsucht, ihre Nachäfferei des Fremden, wo dergleichen auftritt, zu bemänteln, statt Licht und Schatten gegeneinander abzuwägen und aus dem einen für das andere und für alle Folgen zu lernen! Nicht ein Idealbild brauchen wir, sondern das Germanentum als weltgeschichtliche und noch lange nicht erschöpfte Persönlichkeit, die uns Richtung geben kann. Ihre Schwächen und ihr Versagen gehören dazu ebenso wie ihre Größe, und alles Unbeherrschte daran muß uns Aufgabe werden, es beherrschen und dadurch uns selbst erfüllen zu können.

Zwei Dinge zeigt die eigene Vergangenheit und die Weltgeschichte, in die sie, mitgestaltend und mitgestaltet, verflochten ist: Kultur als Besitz, der sich aus verschiedenen Einschlägen stets neu aufbaut und stets neu zu

behaupten ist, und Kultur als letztes, innerliches, in der Ferne winkendes Ziel. In beiden Arten aber ist sie der Wesensausdruck der sie tragenden Rasse. Verfällt dieser Wesensausdruck, dann ist auch die Rasse in Gefahr, und pflegt man die Rasse, dann muß man auch anheben, die ihr angemessenen und in Verfall geratenen Formen wieder herzustellen, um der Rasse Luft zu schaffen und die schädigenden Einflüsse von ihr fernzuhalten. Leider ist die Erkenntnis immer noch zu wenig verbreitet, wie dies beides Hand in Hand gehen muß: Rassehygiene und Erneuerung der geistigen Erbwerte der Nation. Man hofft, daß es genügt, die Rasse zu verbessern, und daß sie sich dann schon selbst den neuen Wesensausdruck schaffen wird. Aber das ist ein vermessentliches Vertrauen, denn gerade die besten Rassenanlagen können der verruchtesten Quertreiberei Vorspanndienste leisten, und man darf sich des Nutzens, daß wir auf Kulturfragen Begriffe mit historischer Perspektive anwenden können, nicht begeben. Wir bessern nicht bloß an Symptomen, wenn wir Schäden und Fehlläufe abstellen. Neben den Erbwerten der Rasse sind, ihnen gleichwertig, die Überlieferungswerte des Volkstums, auch sie ein rassisch mitbestimmtes, hochheiliges Erbgut, zu pflegen. Und man darf nicht aus materialistischem Optimismus blind sein gegen die zerstörenden Leiden, denen unsere Rasse durch das Übermaß der ihr bald ein Jahrtausend lang aufgezwungenen und einander vielfach widersprechenden zivilisatorischen Einschläge ausgesetzt war. Sind wir jedoch entschlossen, Überfremdung abzuwehren und das Eigene herauszustellen und ihm Geltung zu verschaffen, dann stehen wir überall vor neuen Entscheidungen. Jede Zeit hat ihre eigene Not. Können wir auch das Germanische nicht einfach nachahmen, so brauchen wir doch seinen Wesenskern, um zu unserem besseren, zukunftsstarken Selbst zu finden. Eine künftige deutsche Bildung und Erziehung wird unseren Ort als Deutsche auch von den Germanen her unter verwandten und fremden Völkern bestimmen, das Germanische bis in unser Deutschtum hinein verfolgen und seine immer wieder verschütteten, unvergänglichen Werte heben.

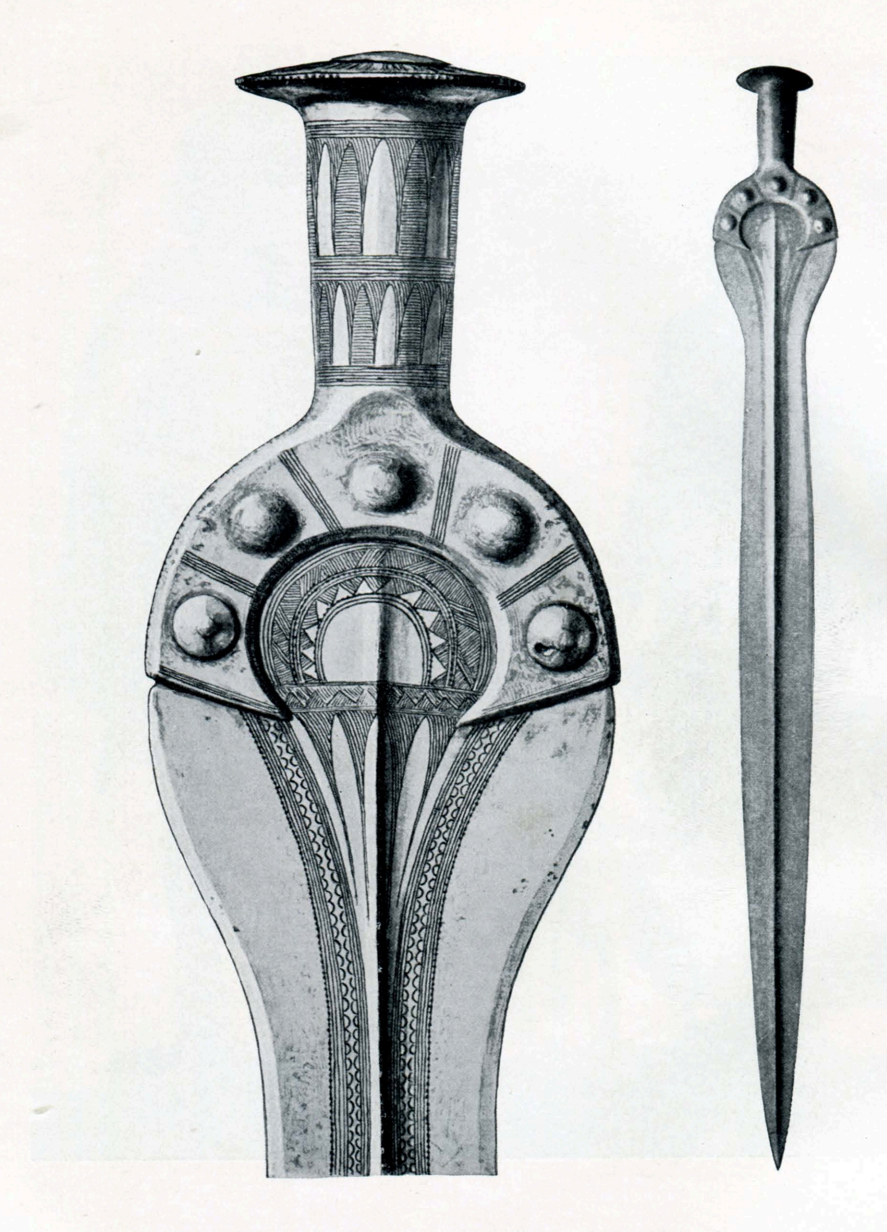
Das Sinnen und Denken unserer Ahnen, entfaltet in unserer Geschichte und uns dargelegt in ihrem geistigen Gestalten, ist für den, der es ernst nimmt, ein Sternenhimmel auf seiner Seele Grund, nach dessen geheimnisvoller Lichtbotschaft er das sturmumtoste Schifflein der Gegenwart mit festem Vertrauen in eine gottverhängte Zukunft lenken wird.

Bildtafeln



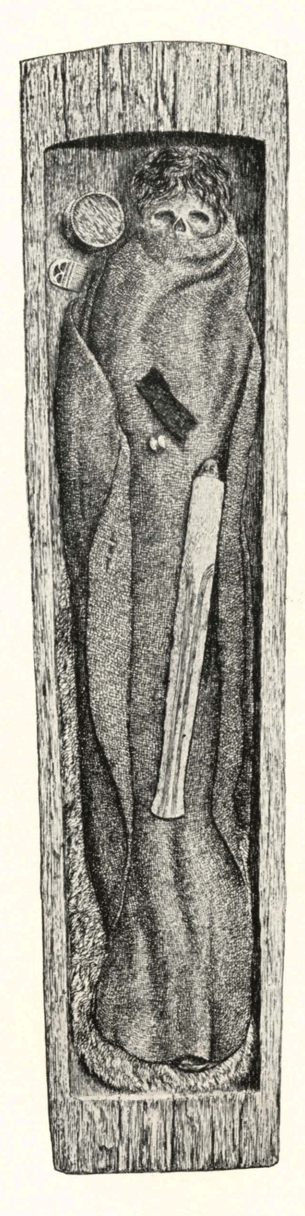
Germanen der frühen Bronzezeit
von Künstlerhand nach den Funden dargestellt.

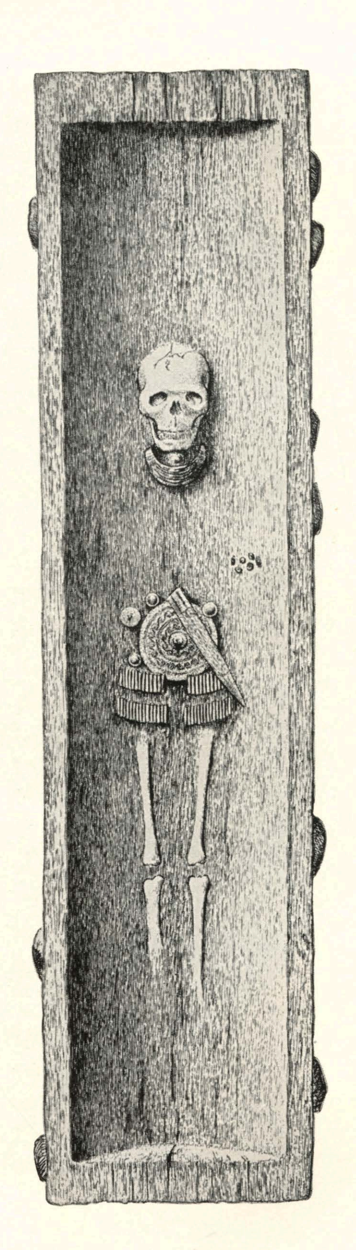
Tafel I Bild I/2



Schwert von Thorupgaarde, Laaland (um 1600 v. Chr.)

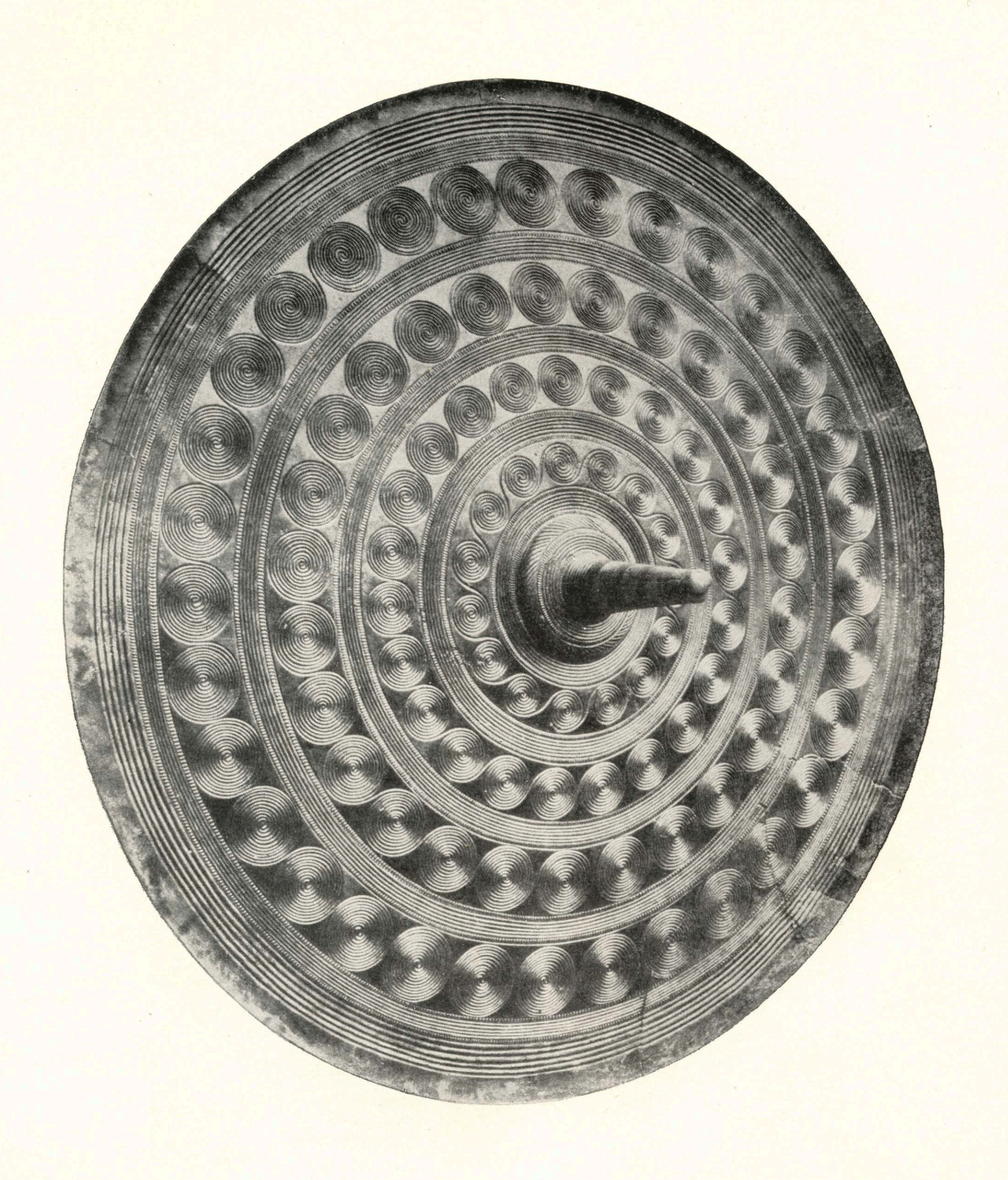
Die Schwerter der Bronzezeit sind verlängerte Dolche, Stichwaffen und nicht Hiebwaffen. Wegen ihrer vornehmen Form sind sie vielleicht die edelste Schöpfung germanischer Erzschmiedekunst. Griff und Blatt sind gesondert gegossen und vernietet. Die fünf Nieten unseres Stückes sind in die Verzierung einbezogen, die Flechtwerk nachahmt und mit feinstem Gefühle für die inneren Spannungsverhältnisse der Formen deren Linienfluß begleitet und unterstreicht. Die Spirale tritt erst später auf.





Jütländische Eichensärge (um 1500 v. Chr.)

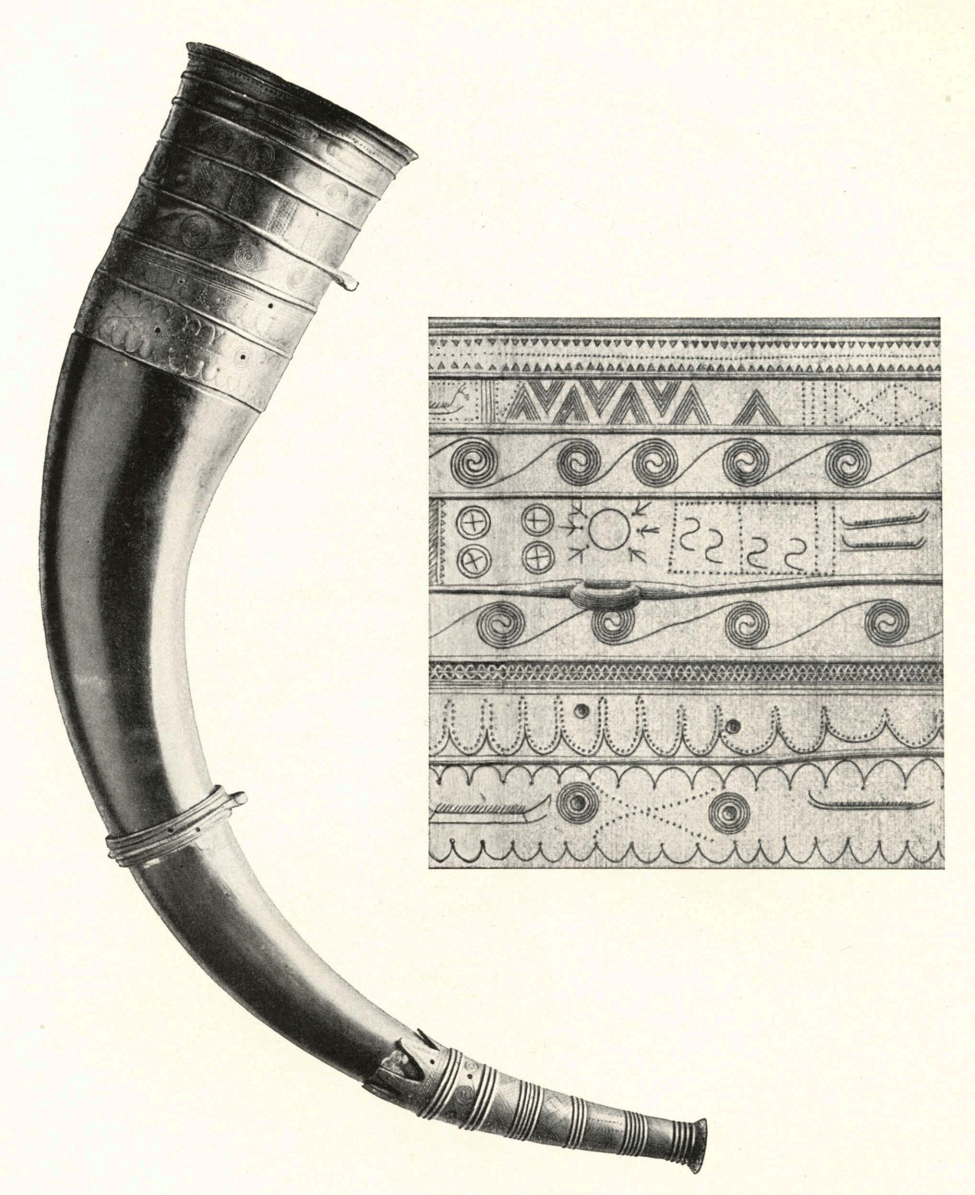
Links die Bestattung eines Mannes, rechts die einer Frau. Der Tote liegt in seinen Mantel gehüllt auf einer Rindshaut und war auch mit einer solchen zugedeckt. Zu Häupten hat er eine Spanschachtel (für die Mütze) und den Kamm. Das Schwert steckt in der Scheide. Die Tote trägt Halsschmuck, Gürtelplatte und Dolch; darunter Reste eines Quastenbehänges. Diese Särge waren im Moore unter Steine gepackt und mit dem Hügel überschüttet. Die Gerbsäure der Eiche hat alles vortrefflich erhalten.



Gürtelscheibe von Langestrup, Seeland (um 1500 v. Chr.)

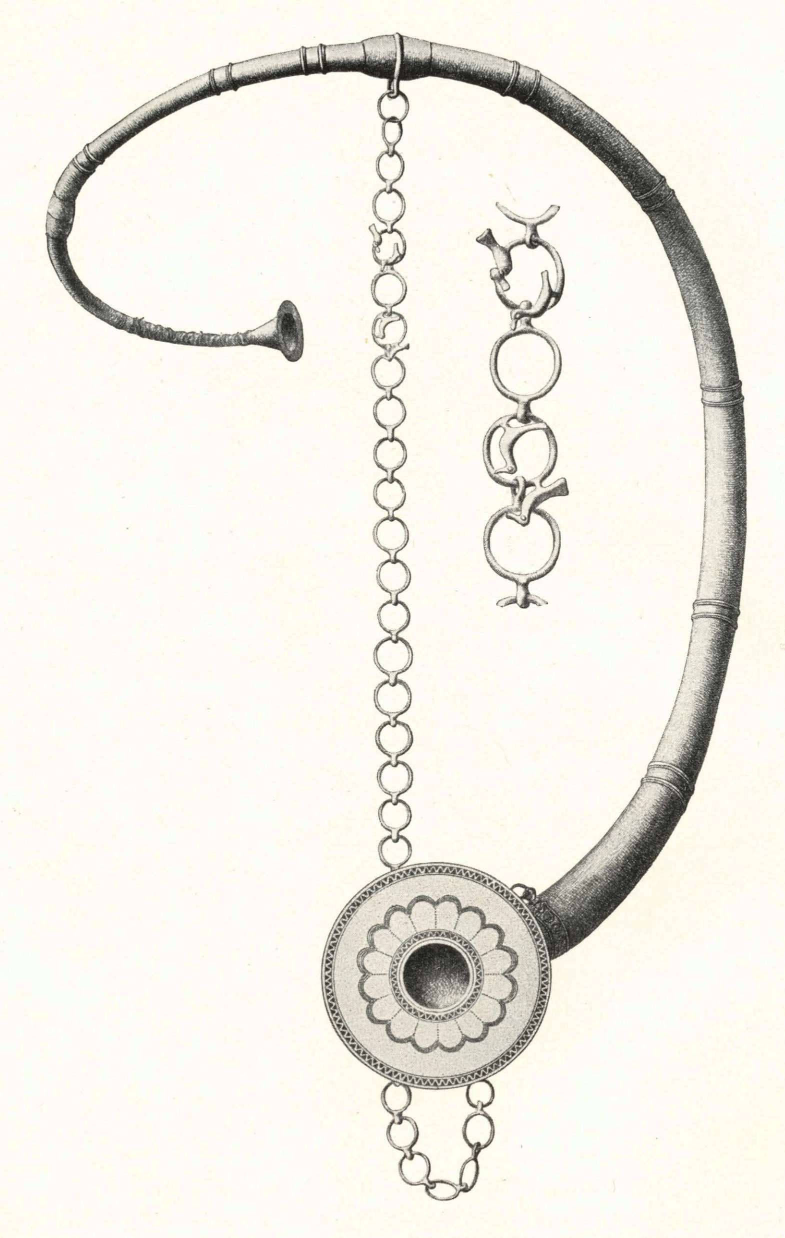
Äußerst dünn gegossene, schwach gewölbte Bronzescheibe. Zwischen sorgfältig gerieften Kreisringen rollen in vier gleichmittigen Bändern die Spiralen mit wunderbar schimmernder Gleichförmigkeit alle in derselben Richtung und gegen die Mitte immer dichter dahin. Die Linien wurden in zahllosen Einzelschlägen mittels einer Bronzepunze geführt, die von Zeit zu Zeit nachgeschärft werden mußte. Die Scheibe diente dem Schutze des Leibes, der Dorn verlieh der Trägerin eine gewisse Unnahbarkeit.

Tafel 4 Bild 7



Horn von Wismar, Mecklenburg (um 1400 v. Chr.)

Bloß die bronzenen Beschläge sind erhalten. Das Horn wurde an einer Schnur getragen, die durch die beiden Ösen lief. Die sechs Ringe des Schallstückes sind mit Zierat, Zeichen und Bildwerk reich bedacht. In dem abgerollt herausgezeichneten Teile sieht man im dritten Ringe vom Schallrande weg vier Räder, einen Kreis und um ihn sechs Gestalten, wohl die Andeutung eines Wagens, Kessels und der in ihn Geopferten. Es folgen in einem Gehege vier Zeichen, die man als die Opferpriesterinnen im umhegten Haine deuten könnte, der auf einer Insel liegt, an der die Schiffe von rechts her anlegen.



Lure von Maltbäk, südliches Jütland (vor 1000 v. Chr.)

Diese Blashörner äußerster technischer Vollendung (vgl. S. 28) standen im Dienste der Götter. Sie wurden stets paarig gefunden, und zwar im entgegengesetzten Sinne geschwungen. Vgl. Bild 48. Die vier Vögelchen an der Kette, in der Mitte vergrößert herausgezeichnet, deuten auf Einfluß der Hallstattkultur, der sich auch sonst im Zierwerke dieser Zeit schon beobachten läßt.



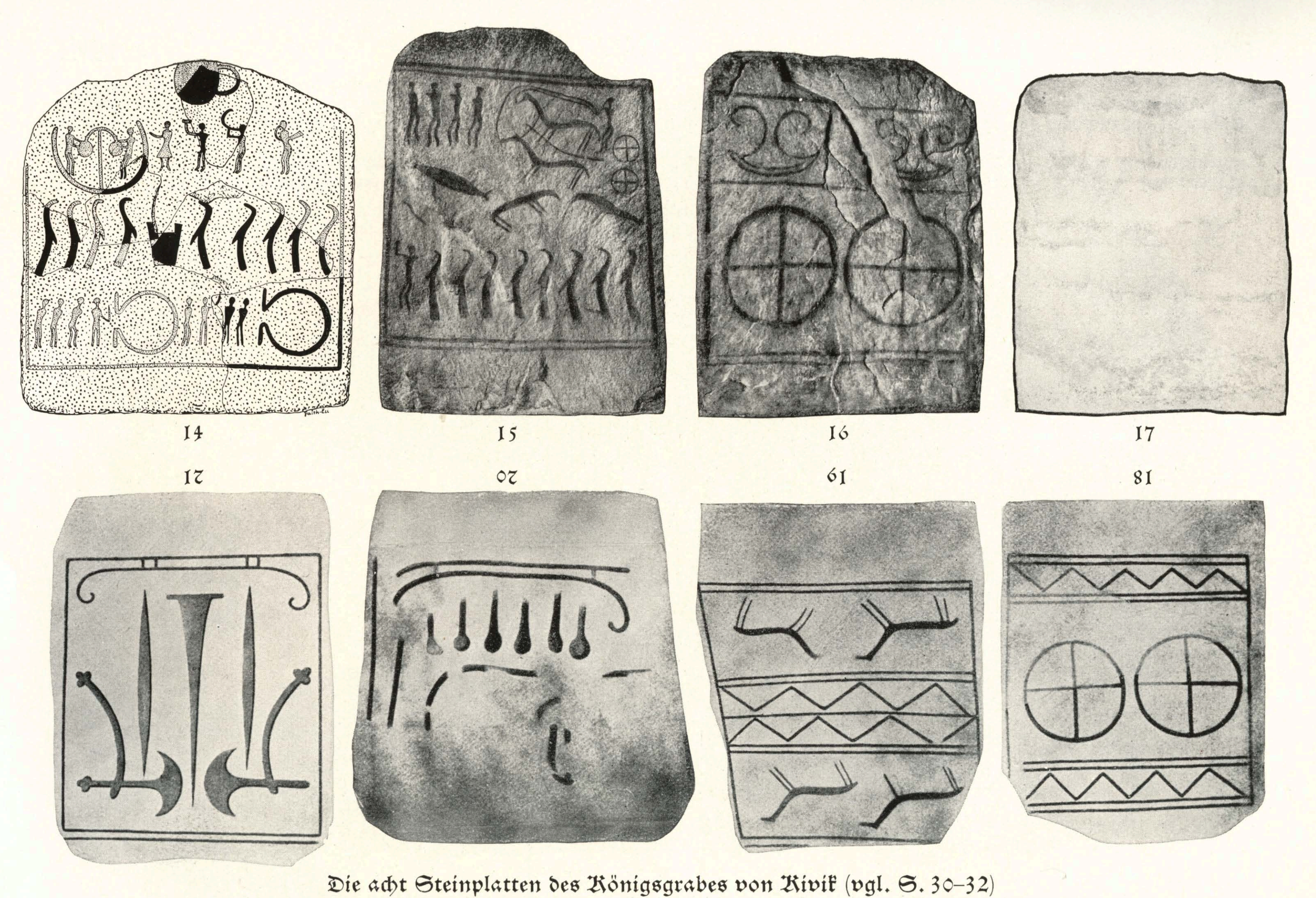
Königsgrab von Seddin (um 1000 v. Chr.)

Auf der welligen Landschaft der Priegnitzer Grundmoräne im Nordwesten der Mark Brandenburg stand dieser 40 m hohe Grabhügel, den die Sage den Hinzerberg nannte. Hier sollte der Hünenkönig Hinz in einem kupfernen, silbernen und goldenen Sarge liegen. Das Grab war auf der Suche nach diesem Schatze schon mehrfach durchwühlt und dann als Steinbruch verwendet worden, als 1899 zwei Arbeiter die Grabkammer entdeckten. Sie war aus einander überkragenden Steinen gewölbt, 1,60 m hoch und 2 m breit, neuneckig, innen weiß und rot bemalt, namentlich am oberen Rande. Die drei „Särge" bewahrheiteten sich, soweit man die steinerne Kammer als ersten, die Tonurne, in der die Bronzeurne stand, als zweiten, und die Bronzeurne mit den Brandresten des Toten als dritten Sarg nimmt. Der Tote war, wie die Nähte seines Schädels auswiesen, 30–40 Jahre alt. Neben seiner Urne stak ein Bronzeschwert, die verkleinerte Nachbildung des wirklichen, mit der Spitze nach oben im Sande. In zwei weiteren Urnen waren die Brandreste je einer Frau, einer älteren von 20–30 Jahren, und einer jüngeren von knapp 20 Jahren, wohl ihrer Magd. Beide sind ihrem Herrn in den Tod gefolgt. Man hatte den Toten auch noch Gefäße aus Ton und Bronze, Geräte, Ringe, Kamm, Scheermesser und Bartzange und, damals noch eine Seltenheit, selbst zwei Eisennadeln beigegeben. Der ganze Fund ist im Märkischen Museum in Berlin zu sehen. Obiges Aquarell des Technikers Pütz ist 1899 gemalt und zeigt den Hügel noch umgeben von dem Bannkreise um ihn herum gesetzter Steine.



Königsgrab von Kivik an der Ostspitze Schonens. Vgl. S. 30—32

Tafel 8 Bild 13

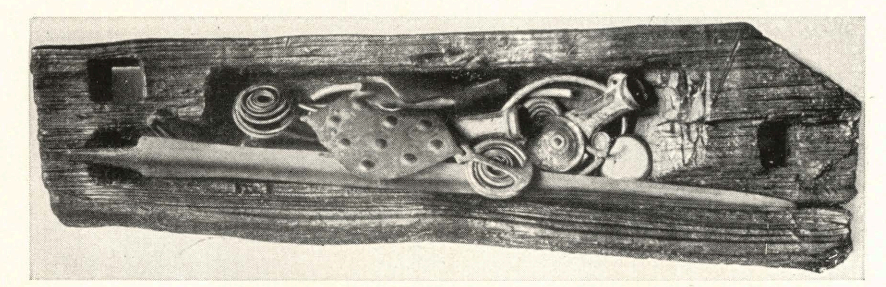


Die acht Steinplatten des Königsgrabes von Kivik (vgl. S. 30–32)

Die Steinplatten sind z. T. verloren und mußten nach sehr verschiedenartigen Vorlagen und alten Zeichnungen wiedergegeben werden. Sie sind so, wie sie im Grabe an den Längswänden aufragten (Taf. 8), gegenständig ausgebreitet.

Tafel 9

Bild 14–21



Häuser und Truhe (um 1000 v. Chr.)

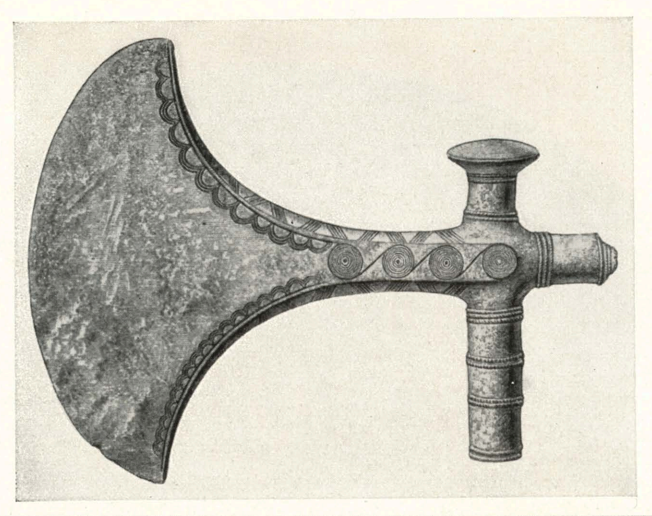
Bild 22. Bronzezeitliche Halle mit acht Nebengebäuden von Buch (Berlin). Wenn auch nicht geradezu germanisch, sondern eher illyrisch, kann sie doch germanische Verhältnisse veranschaulichen, vgl. S. 21. Die enge Reihung der Häuser ist ein Ausnahmefall; für gewöhnlich lagen sie einzeln.

Bild 23. Bronzezeitlicher Musterkoffer. Ein Eichenstamm geteilt und ausgehöhlt, mit Einschnitten für das Durchziehen zusammenhaltender Riemen, dient als Behälter für Musterstücke, nach denen man bei dem Händler aus der Werkstatt Schwertklingen, Äxte, Spangen und anderes Gerät bestellen kann.



Goldenes Hängebecken von Sophienhof, Kreis Demmin (um 800 v. Chr.)

Diese Dosen waren vermutlich Schmuckbehälter, und die kleinen wurden von der Frau am Gürtel getragen. Die Spirale ist bereits durch einen neuen, ebenfalls fortlaufenden Zierat ersetzt, der auf dem Wettstreite von umrahmender Linie und freibleibendem Grunde beruht. In der Mitte trägt ein von Zotteln umstrahlter Schild das Hakenkreuz, dessen Arme zweimal umgebogen sind. Ins Eckige übertragen kehrt diese Form auf dem Steine von Kårstad in Norwegen (Bild 103) wieder. Vgl. S. 23 f.

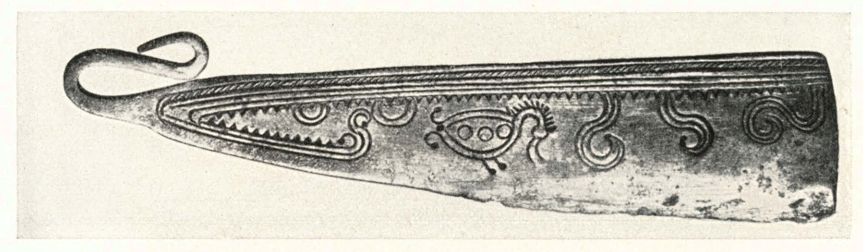




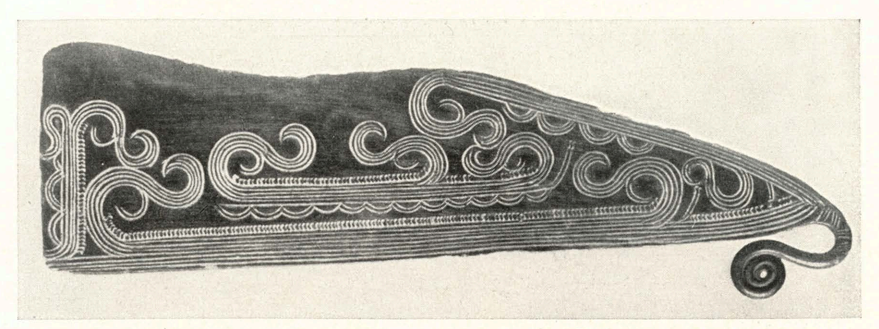
Allerhand Waffen

Bild 25. Prunkaxt der frühen Bronzezeit; Bronze auf Tonkern gegossen. Solche Äxte wurden öfters paarig gefunden, den Zwillingsgöttern oder Zwillingskönigen entsprechend, deren Herrscherzeichen sie wohl waren (vgl. Bild 57, 60 und 219 D).

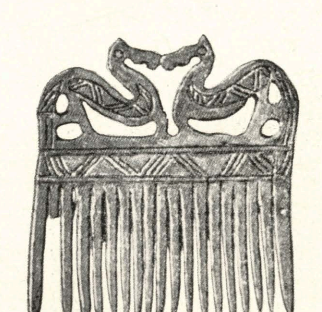
Bild 26. Waffen der späten Bronzezeit. Die Schutzwaffen, Schild und Helm, widerstrebten germanischem Wesen. Erst spät dringen sie ein und aus der Fremde. Es braucht mehr als anderthalb Jahrtausende, bis sich in germanischer Dichtung Helmfreude meldet.



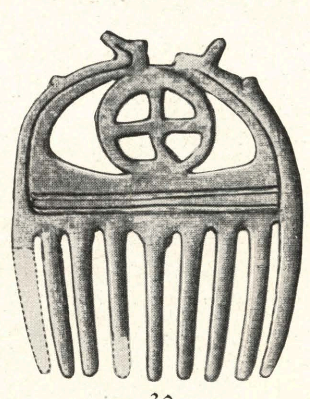
27



28



29



30

Schabmesser und Kämme

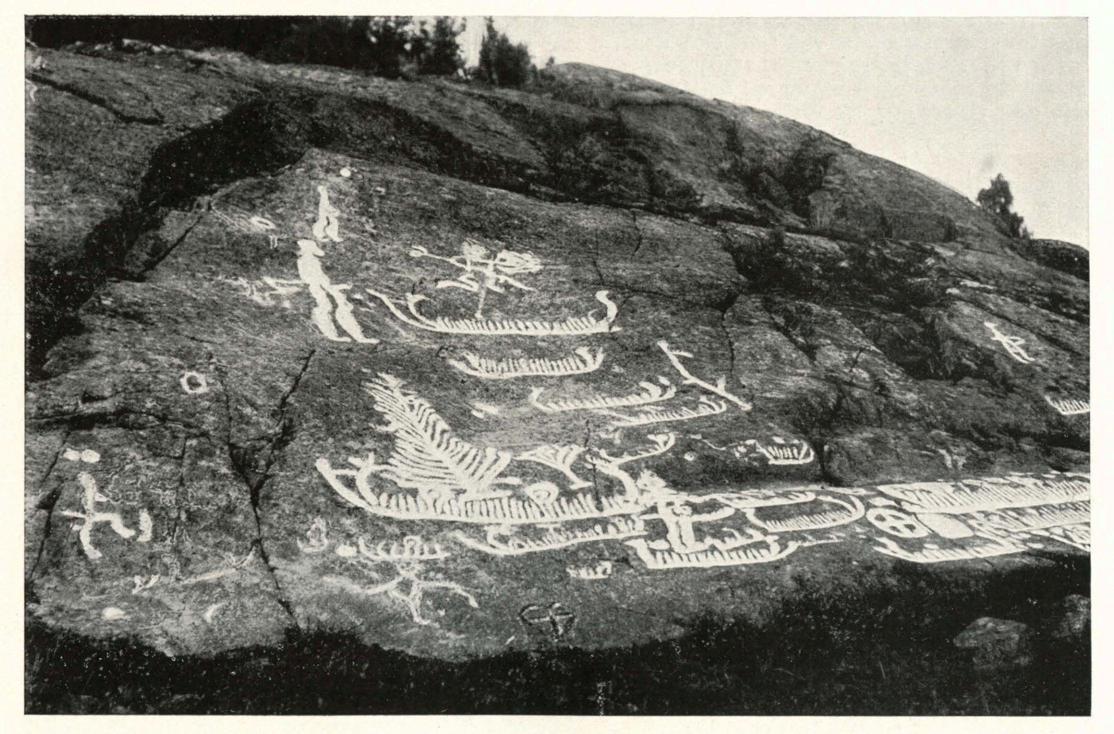
Die Schabmesser finden sich meist zusammen mit Nippzangen zum Entfernen etwa noch stehengebliebener Härchen. Die Männer in den Eichensärgen sind bartlos. Das Barthaar wurde vermutlich mit ätzenden Seifen vorbehandelt. Die Bronzeschneide konnte man durch Hämmern wesentlich härten. Die Verzierungen auf der Klinge deuten meist auf die Verehrung der Zwillinge (vgl. Bild 56—58) und die zugehörigen Weihen (S. 48 f.). In Bild 27 dürften die beiden gekrümmten Stäbe neben dem Vogel ebenfalls die Zwillinge darstellen. Schermesser der reichverzierten Art treten erst in der jüngeren Bronzezeit auf.

Zum Bartscheren gehört die Haarpflege. Die beiden gegenständigen Pferde auf dem Kamme (Bild 29) sind wieder die heiligen Tiere der Zwillingsgötter (vgl. Bild 109). In Bild 30 begegnet außer schiffsschnabelartigen Tieren das heilige Rad (vgl. Bild 40). Beide Stücke gehören der älteren Bronzezeit an.



Tongefäß der jüngeren Bronzezeit aus Südjütland

Im obersten Streifen unter dem Halse ist eine Reihe Vögel eingeritzt, die den Einfluß der Hallstattkultur verraten. Im Streifen unter ihnen läßt das Bogenmuster unter dem Henkel ein Feld mit drei Menschengestalten frei. Zwei davon schreiten so nahe nebeneinander, daß sich ihre Beine überkeuzen. Die dritte, rechts, schreitet einzeln. Sie hält die dreifingrigen Arme abwärts gebogen, ähnlich die Gestalt links, an der aber nur der eine Arm mit drei Fingern zu erkennen ist. Es scheint, trotz des Bruches, daß es im ganzen 9 Finger sein sollten. Über den Dreifinger vgl. Bild 65, 112 und 124.



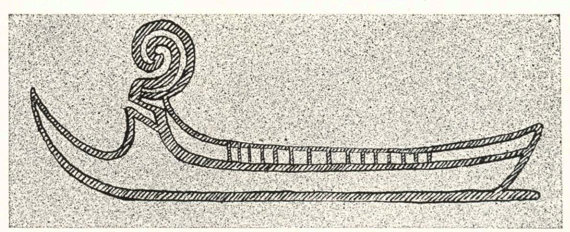
Felsritzung von Lökeberg, Bohuslän (Schweden)

Die von den Gletschern der Eiszeit blankgescheuerten, meist fast waagrechten Granitflächen in Bohuslän, Östergötland und anderen Landschaften Südschwedens sind, wo sie alte Feldflur umhegen, mit den geheimnisvollen Felsritzungen oft geradezu übersät. Häufig wurden sie im Laufe der Jahrtausende von Rasen und Buschwerk überwuchert und traten erst wieder zutage, wenn diese schützende Decke entfernt wurde. Damit die in den Fels geritzten Bilder gut ersichtlich werden, pflegt man sie vor der Aufnahme mit Kreide zu füllen. Eine Einzelheit unseres Bildes ist als Bild 43 herausgezeichnet und erläutert.

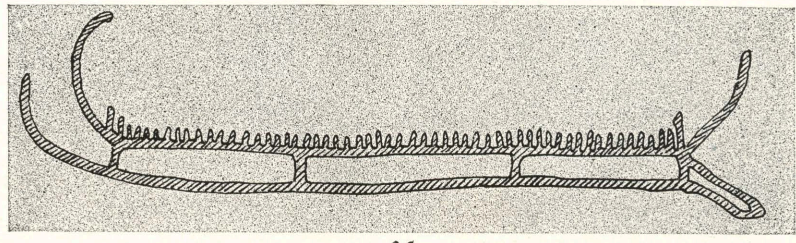


Felsritzung von Tunge, Bohuslän (Schweden)

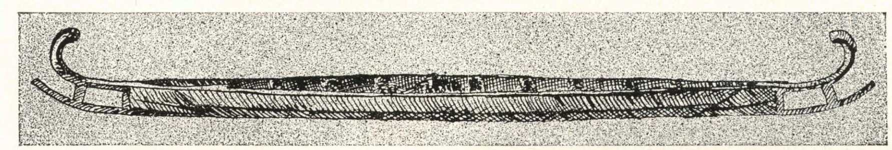
Die Arme des Hakenkreuzes stehen in Wirklichkeit im rechten Winkel. Das Bild ist durch die Aufnahme von der Seite verkürzt. Das Hakenkreuz ist rechtsläufig und endet in Spiralen. Es ist der älteste Beleg für dieses Heilszeichen im germanischen Norden (um 1500 v. Chr.). Das eckige Hakenkreuz kommt erst etwa anderthalb Jahrtausende später vor (Bild 98, 99; 102). Die Felsritzung zeigt auch noch die Andeutung von Schiffen mit Spiralen an den Steven und zwei gut gezeichnete Schiffe; im oberen schwingt ein Mann die Keule, im unteren sieht man eine Gestalt mit erhobenen Armen und links über ihr Fußstapfen.



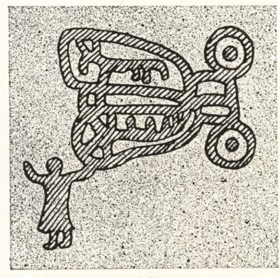
34



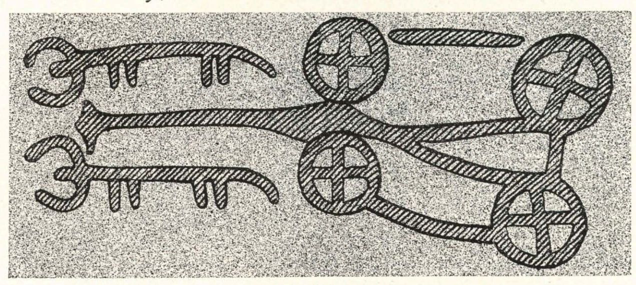
35



36



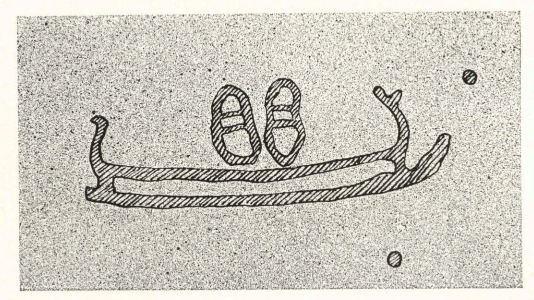
37



38

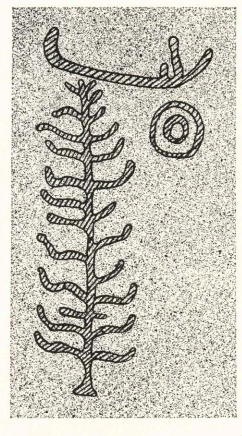
Schiff und Wagen

Bild 34. Schiff mit stark gebautem, spiralverziertem Vordersteven und Rammspitze. Der Bordrand gerippt. — Bild 35. Schiff mit beweglichem Steuer. Vom Schiffsleibe sind nur die Spanten angedeutet. Die Fellbespannung wird meist als unwesentlich weggelassen. Von den Stäben, die das Flechtwerk der Schiffswände tragen, sind bloß über den Bordrand emporragende Enden eingezeichnet. — Bild 36. Das älteste in Resten erhaltene Schiff des Nordens (um 100 v. Chr.), etwa 13 m lang. Die Form ist noch bronzezeitlich, die Wände sind schon aus Holz, die Planken mit Stricken aneinandergenäht, die Löcher mit Harz verkittet. Eisen ist nicht verwendet. Das Boot wurde von etwa 20 Rudern gepaddelt, das Steuerruder hatte eine breite Schaufel. Wie das Boot von Nydam (Bild 105) enthielt auch dieses zahlreiche Waffen, Lanzen, Schwerter und Schilde. Nach dem Moorfunde von Hirschsprung auf der jetzt dänischen Insel Alsen. — Bild 37. Zweirädriger Kampfwagen. Die Pferde und Räder sind wie bei einer Kinderzeichnung nach beiden Seiten aufgeklappt. Das Zaumzeug umrahmt das Gespann, das der Besitzer des Wagens mit erhobenen Händen am Zügel hält. — Bild 38. Vierrädriger Wagen, von Ochsen gezogen. Versuch, zu einer Seitenansicht zu gelangen.



Heilige Schiffe mit Sinnbildern

Bild 39. Fellbespanntes Schiff, der Schiffsleib mit Zierwerk bemalt. Im Schiffe die beiden heiligen Äxte, die Sinnbilder der Zwillingsgötter. Daneben ein Schild. Über dem Schiffe rechts Vogel und menschliche Gestalt (Dreifinger). Links ragt der Hinterteil eines anderen Schiffes mit anhängendem Boote herein. Auf diesem Schiffe zwei Gestalten in dramatischer Handlung. — Bild 40. Schiff mit dem heiligen vierspeichigen Rade. — Bild 41. Schiff mit zwei Fußstapfen (Schuhabdrücken). Die Schuhe wurden mit einem Riemen, der unten über die Sohle lief, an den Fuß gebunden. Die Stapfen deuten auf weite Wege oder auf die Anwesenheit des „Wanderers" im Schiffe. Vgl. Bild 61.

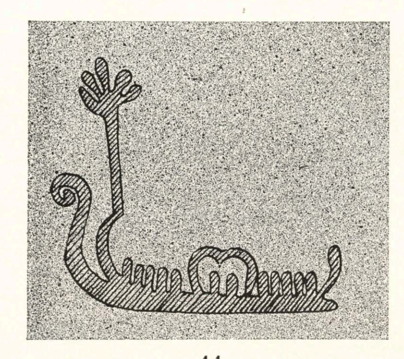


42

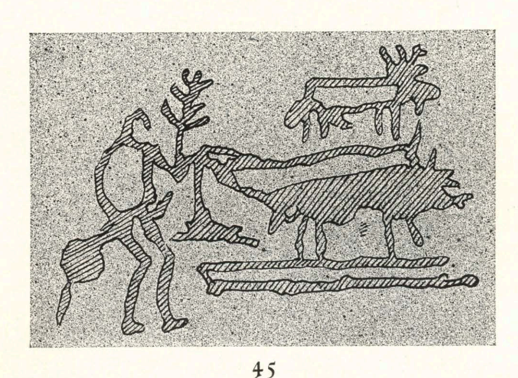




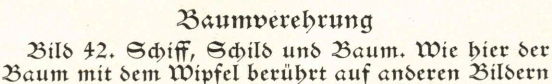
43



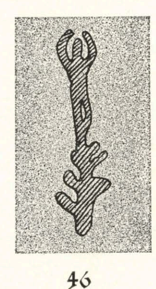
44



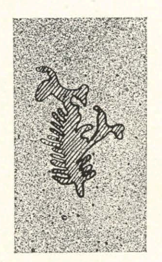
45



Baumverehrung



46



47

Bild 42. Schiff, Schild und Baum. Wie hier der Baum mit dem Wipfel berührt auf anderen Bildern ein Mann mit dem Kopfe das Schiff (vgl. Bild 54). Sinn: Der Kampfbaum (häufige Kenning für Krieger) bringt das Schiff zum Opfer dar.

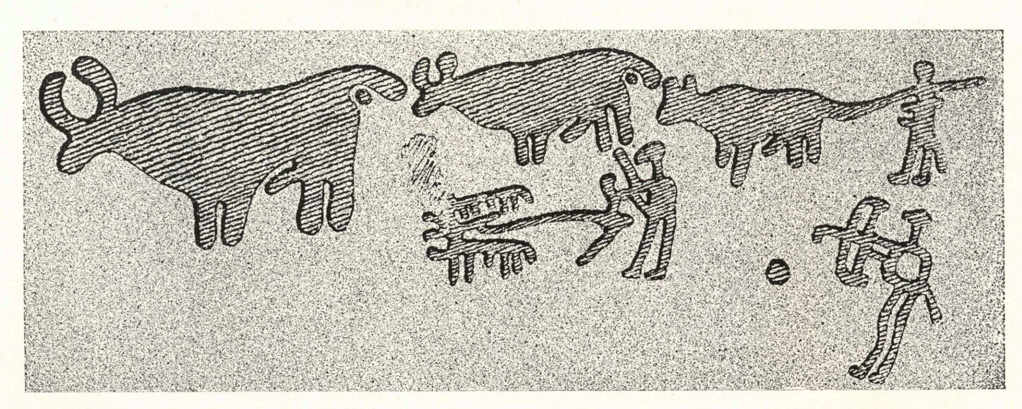
Bild 43. Über dem Schiffe ein großer grüner und ein kleiner dürrer Baum (vgl. Bild 48). Aus dem Schiffe ragen zwei Keulen auf, ebenso wie die Bäume Sinnbilder der Zwillingsgötter (Einzelheit von Bild 32).

Bild 44. Schiff mit fünffingrigem Zweige am Vordersteven, zweimal fünf Bordpflöcken und unter einer Überdachung zwei weiteren Pflöcken, wieder Sinnbildern der Zwillinge als Ansen (Asen), d. h. Pflöcke.

Bild 45. Der Pflüger mit Samenbeutel und Queckreis treibt die Ochsen an. Queckreis heißt im Volksmunde ein belaubtes Reis, dessen Schläge quecken d. h. Leben wecken sollen. Zwei Furchen sind gezogen, die dritte ist begonnen.

Bild 46. Baumgeist im Wipfel seines Baumes mit betend erhobenen Händen.

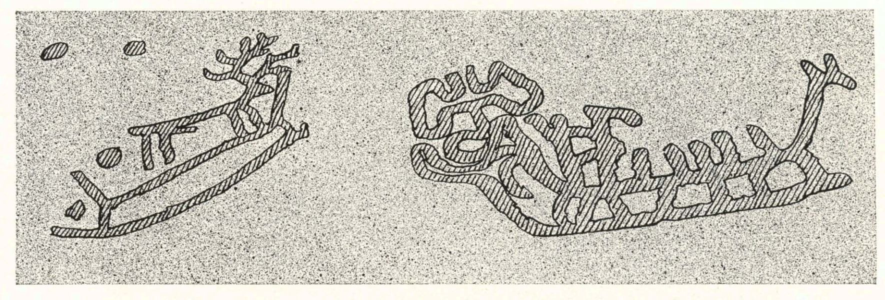
Bild 47. Der Baum (Weltenbaum) mit den beiden Vögeln. „Zwei schönbefiederte verbundene Freunde . . . der eine speist die süße Beere, der andre schaut nicht essend nur herab" (Rigweda I 164, 20).



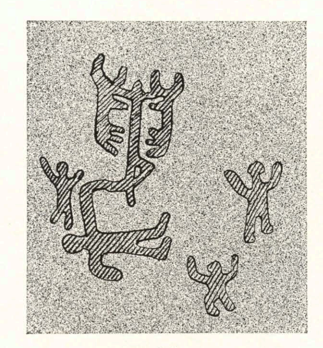
Wachstumszauber

Bild 48. Im Schiffe ein halber und ein ganzer Baum (vgl. Bild 43). Das Schiff umstehen Lurenbläser mit Hörnerhelmen.

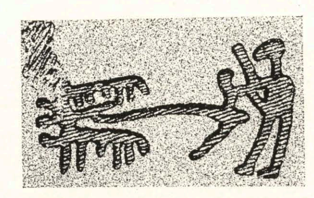
Bild 49. Oben zwei übergroße Stiere und ein Hengst, vom Hirten getrieben. Darunter der Pflüger, seine Tiere in Seitenansicht. Hinter ihm der Schütze. Sein Schuß soll das Wachstum der Saat fördern. Man vergleiche unser Pfingstschießen.



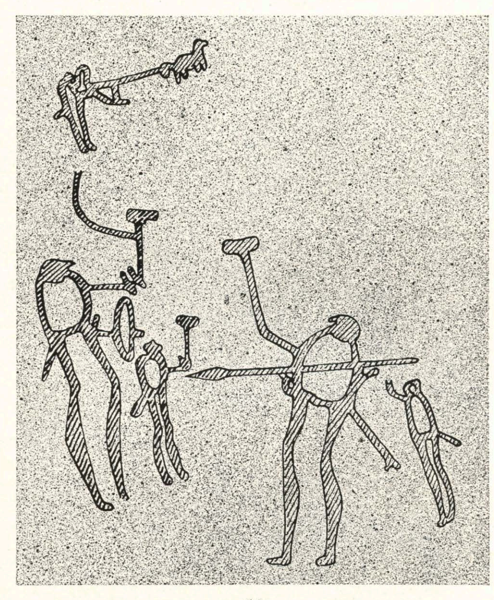
50



51



52



53

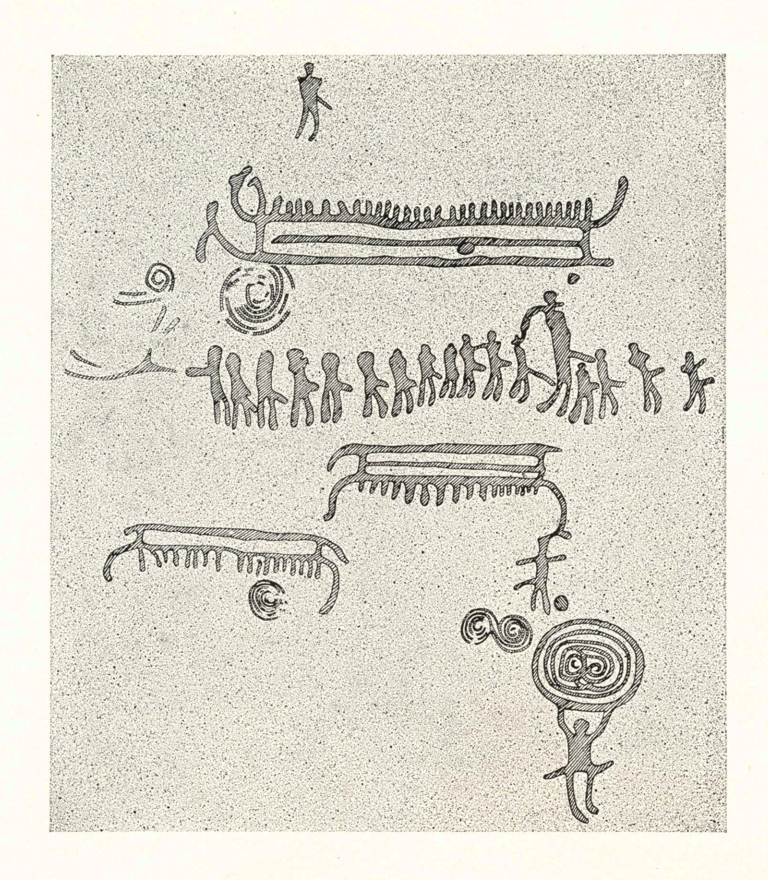
Jagd- und Flur-Zauber

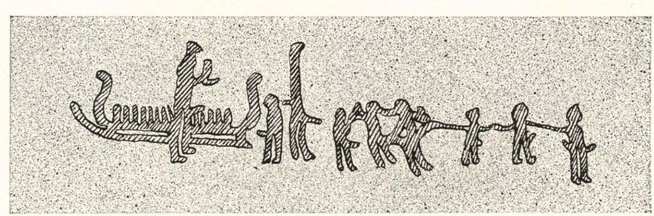
Bild 50 (Jagdzauber). Rechts Paar im Boote. Der Mann wirft die Fangschlinge rücklings nach der Erscheinung des Hirsches, die sich im Boote links zeigt. Die Frau ist durch den Haarschopf gekennzeichnet (vgl. Bild 62). Mann und Frau wollen durch ihr Tun die Fruchtbarkeit des Wildes fördern und sich den Wildsegen sichern.

Bild 51. Die heilige Handlung des Pflügens von begleitenden Gestalten umjubelt. Die Pflugtiere sind nach Art einer Kinderzeichnung nach beiden Seiten aufgeklappt.

Bild 52. Pflüger mit Gespann, Hakenpflug und Stecken.

Bild 53 (Flurzauber). Ein mit Bogen und Axt und ein mit Lanze und Axt bewaffneter Schwertträger kämpfen, von zwei anderen begleitet; von der Axt des Mannes zur Linken geht eine Linie zu den Beinen des Pflügers. Sie will andeuten, daß sich die Kraft des zur zauberhaften Unterstützung des Pflügens vollführten Kampfes auf Furche und Saat überträgt. Vgl. die Axtweihe in Bild 62.

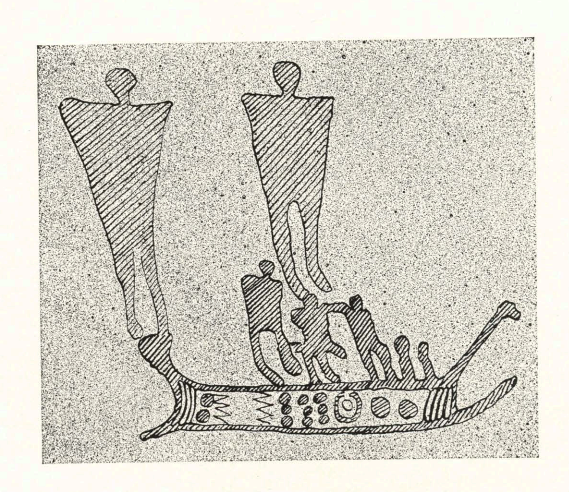


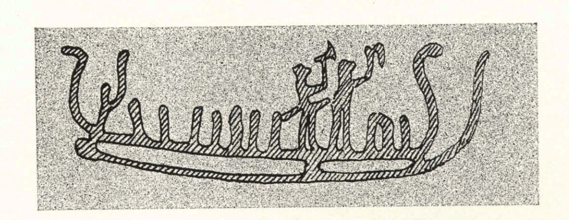


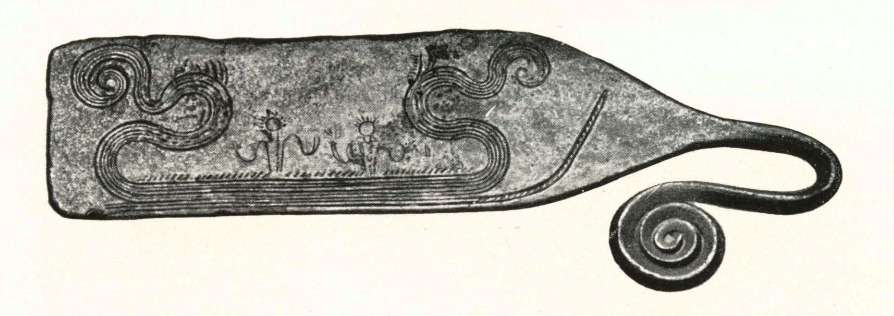
Aufzüge und Tänze

Bild 54. Zwischen Schiffen, die nach oben und unten aufgeklappt gezeichnet sind, bewegt sich ein Aufzug mit einer riesigen Puppe, die der Mann hinter ihr lenkt. Vermutlich waren solche Puppen aus Flechtwerk hergestellt und wurden zum Schlusse verbrannt, wie heute noch der „Winter" oder „Tod" bei Volksfesten. Unten ein Schildschwinger, der die heilige Handlung zauberisch unterstützt. Über ihm die Doppel-Spirale, ein Sinnbild des aufsteigenden und sinkenden Lebens. Bei den Schiffen Schilde. Über dem aufrechten und unter dem abwärtsgekehrten Schiffe je ein Zwillingsgott, der untere in der Haltung eines das Schiff als Opfer Darbringenden.

Bild 55. Bei dem Schiffe zwei übergroße Gestalten, die Zwillinge, zwischen ihnen eine kleinere, dritte. Daneben ein Reigen von sechs Männern.







Die göttlichen Zwillinge

Bild 56. Über dem fellbespannten, mit Zierwerk bemalten Schiffe erscheinen als gespenstische, übergroße Gestalten die Zwillinge, die Retter der Schiffer aus Sturmgefahr.

Bild 57. Im Schiffe die Zwillinge, mit erhobenen Äxten dahinfahrend.

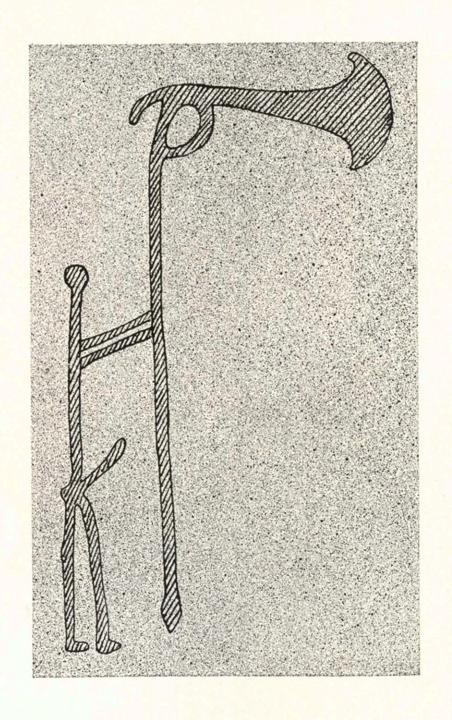
Bild 58. Schabmesser mit Darstellung des Schiffes, in dem die Zwillinge mit strahlenumkränzten Häuptern und beschwörend erhobenen Armen sitzen. Ende der Bronzezeit (um 900 v. Chr.).



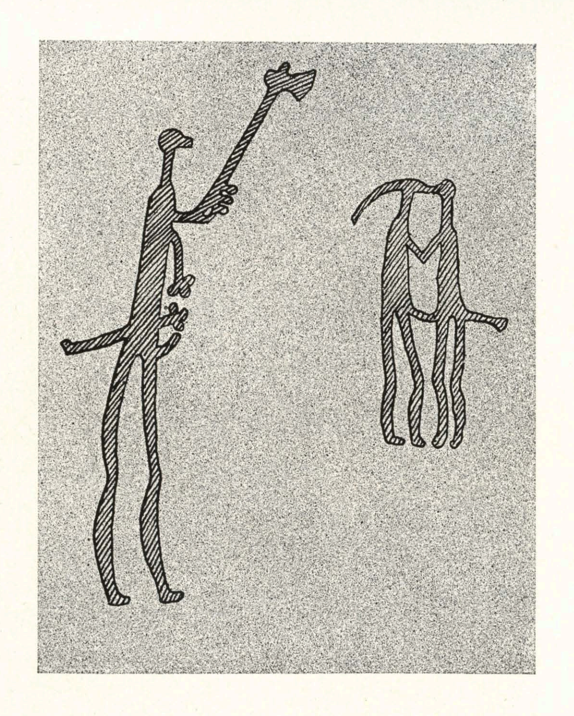
Der Speergott

Über zwei Meter hoch ist dieser mit Ohrgehängen gezierte Riese in den Felsen geritzt, winzig zu seinen Füßen das Pferd mit der Andeutung des Wagenrades, oder gar das Reiterpaar und das Schiff zu seinen Häupten über seinem gewaltigen Speere. In der Linken hält er einen Riemen, wohl als Schleuder. Unter dem Arme befindet sich ein schwer erklärbares Gebilde, das durch eine Stange in ein zerbrochenes Schiff endet. Vor diesem Speergotte sind die Stapfen seiner Füße. Man muß den Axtgott in Bild 61 vergleichen. Beide Bilder sind Zug um Zug ähnlich aufgebaut, und die beiden Gottheiten sind noch nicht allzu stark voneinander verschieden.

Tafel 24 Bild 59





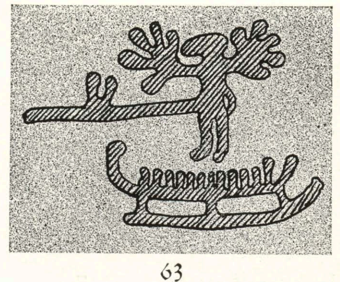


Der Axtgott

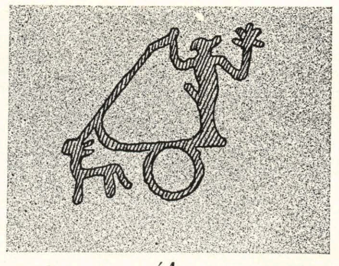
Bild 60. Die heilige Axt als Sinnbild des Gottes, nach Art einer Standarte von ihrem Träger hingepflanzt.

Bild 61. Der Gott, fünffingrig, schwingt die Axt. Er trägt Halsband und Schwert. Unten seine Fußstapfen und der Wagen. Die abgeschirrten Pferde neben (hinter) ihm angedeutet (vgl. Bild 59). Oben bei der Axt zwei Männer, vielleicht die Zwillingsgötter, die Söhne des Axtgottes. Dazwischen „Wolf und Rabe“ (?).

Bild 62. Der Axtgott oder sein Priester weiht das Paar. Der Mann ist durch das Schwert, die Frau durch den Haarschopf bezeichnet (vgl. Bild 50). Im Thrymliede der Edda sagt der Gott Thor: „Bringt mir den Hammer, die Braut zu weihen!“



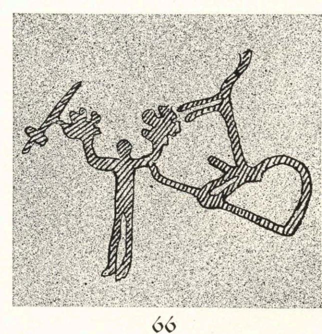
63



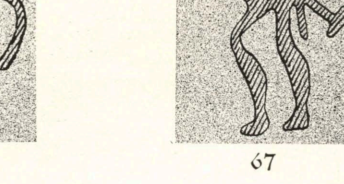
64



65



66



67

Fünffinger

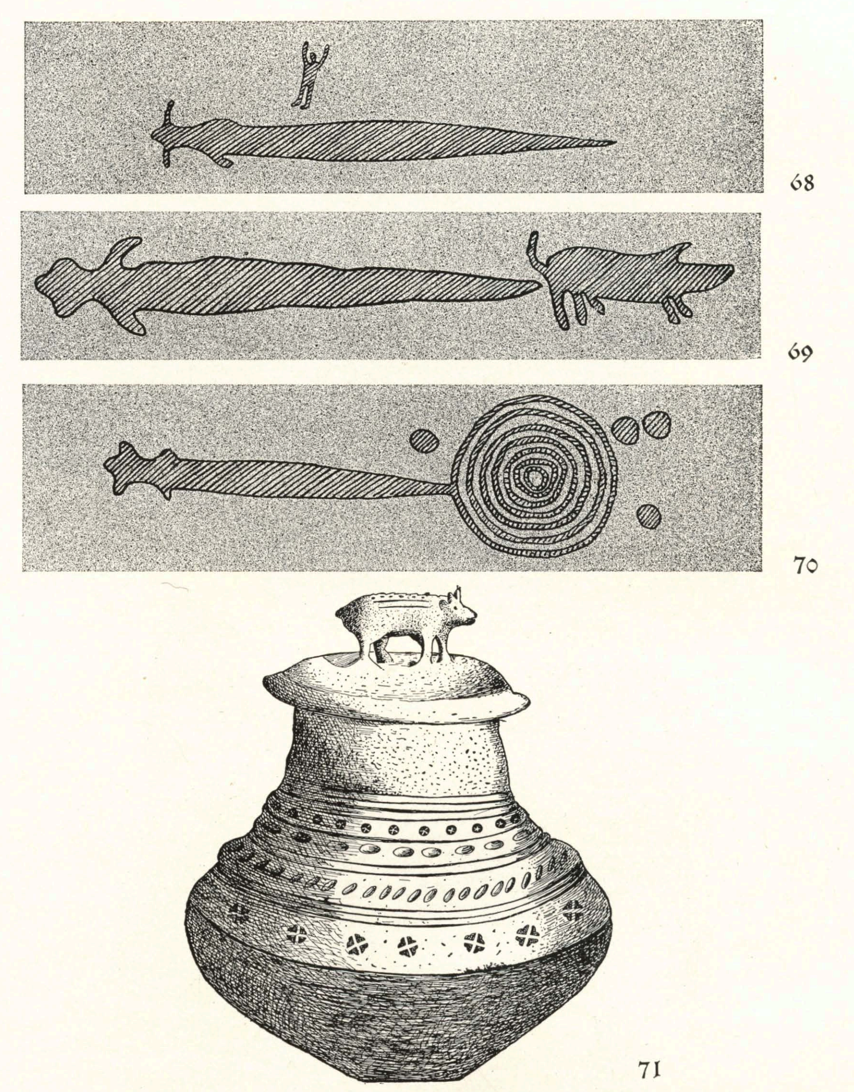
Bild 63. Der fünffingrige Gott mit den großen Händen und riesigem, tierköpfigem Geschlechtsteil über dem Schiffe.

Bild 64. Fünffinger lenkt seinen Kampfwagen.

Bild 65. Fünffinger, hinter ihm sein dreifingriger Begleiter, daneben nach links hin seine beiden Söhne, die Zwillingsgötter.

Bild 66. Fünffinger mit der Axt, durch eine Leine mit seinem Hengste verbunden.

Bild 67. Gott mit zwei Äxten (Hämmern,) Hörnerhelm und Tiermaske.



Schwertgott und Ebergott

Bild 68. Das Schwert als Sinnbild des Himmels- und Kriegsgottes Tiwaz (später altnordisch Tyr, deutsch Ziu), davor ein anbetender Mensch.

Bild 69. Das Schwert (der Schwertgott) im Gegensatz zum Eber (Ebergott), von dem später die Eberschlachtordnung sich herleitet, bei der die mit den Schilden aneinander schließenden, mit den Schwertern vordrängenden Mannen den Rüssel des Ebers bilden.

Bild 70. Das Schwert im Gegensatze zum schützenden Schilde.

Bild 71. Altsächsische Urne von Issendorf (um 450 n. Chr.). Der Deckel ist ihr schützender Helm. Er trägt die Eberzier.

Bild 68–71 nach bronzezeitlichen Felzritzungen Östergötlands, Bild 71 völkerwanderungszeitlich.





Speicherurnen (um 800 v. Chr.)

Die Reste des Toten aus der Leichenverbrennung galten als kostbarer Schatz, den man gut verwahren wollte zu späterem Gebrauche, d. h. wohl für eine Wiederbelebung im Jenseits oder für eine Art Auferstehung. Daher gab man den Urnen die Gestalt von Speichern oder Vorratshütten, die auf den Hausbau damaliger Zeit Licht werfen.

Bild 72. Urne von Aschersleben bei Magdeburg. Lehmhütte mit Strohdach.

Bild 73. Urne von Obliwitz, Kreis Lauenburg, Hinterpommern. Fachwerkbau mit Strohdach, auf Füßen. Vgl. das Haus auf Bild 230.



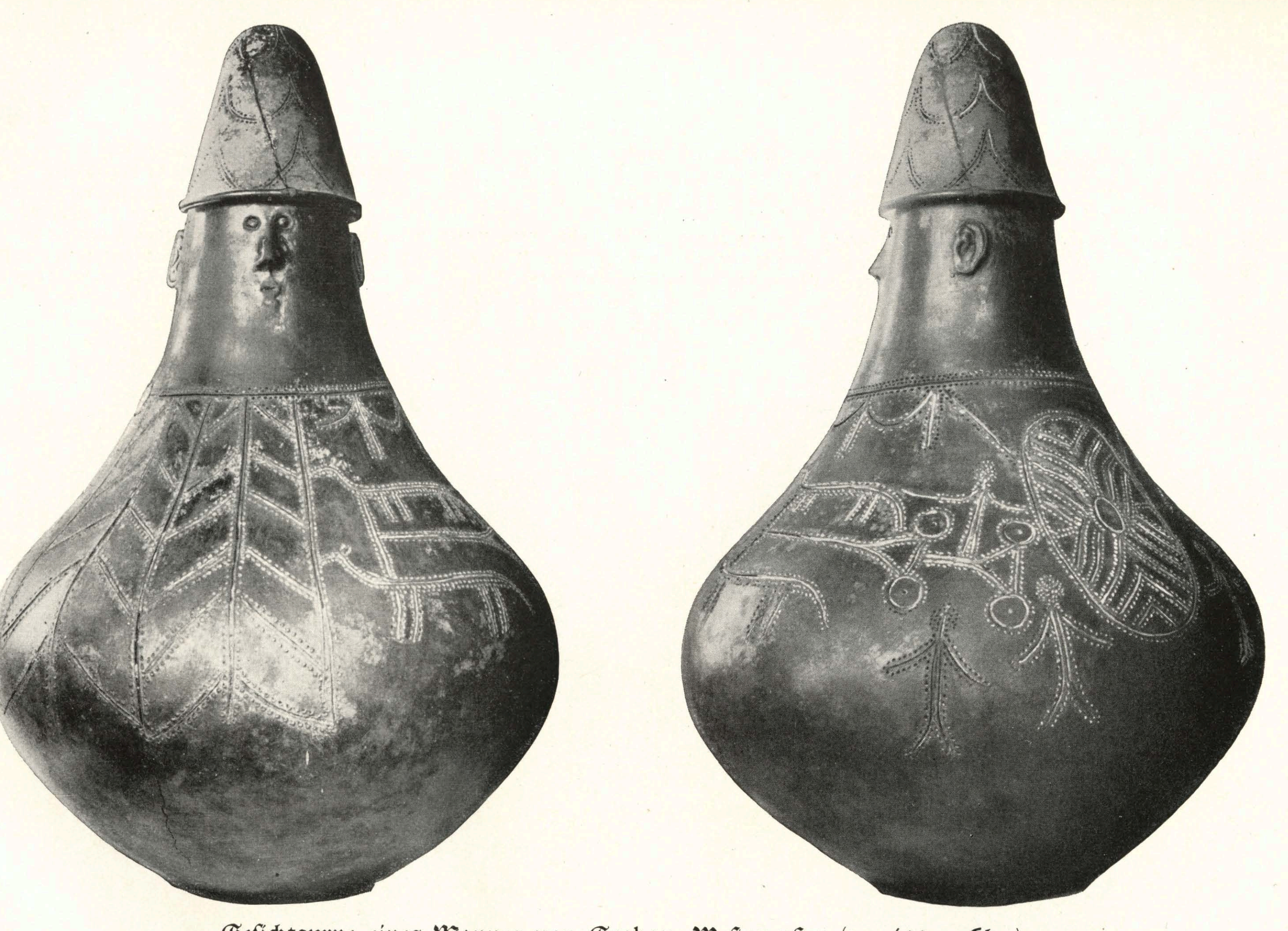


Gesichtsurnen der frühen Eisenzeit (um 600 v. Chr.)

Sie dienten der Aufbewahrung der Brandreste des Toten und wurden in Steinkisten beigesetzt.

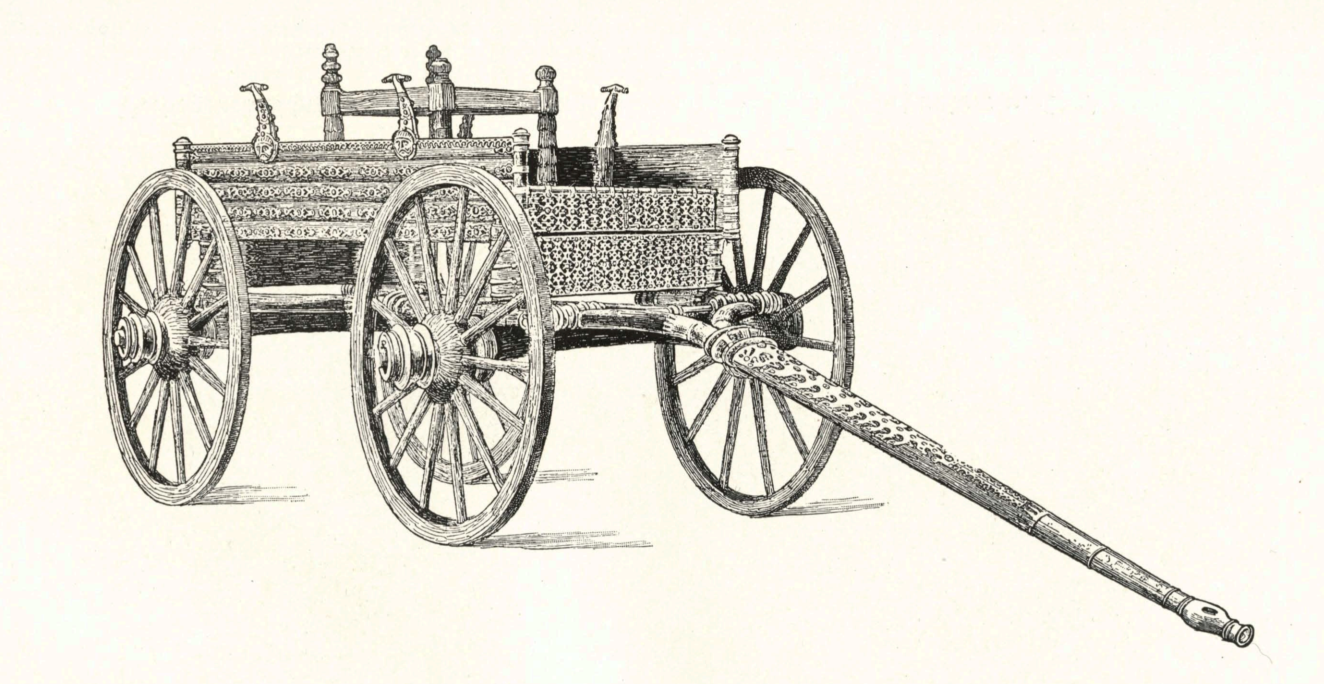
Bild 74. Urne von Frestede in Holstein. Der Henkel ist als Schnabel eines Eulengesichtes aufgefaßt, das man an dem Gefäße anbrachte, um schädliche Einflüsse abzuwehren. Man beachte die hohe Stufe der Kunst, die sich in dem dämonischen Ausdrucke mit den sparsamsten Mitteln ausspricht.

Bild 75. Gesichtsurne einer Frau aus Rheda bei Danzig. Der Deckel ist als Hut aufgefaßt. Der Ringhalskragen, die Spange (links), der Kamm (rechts wohl an den Gürtel gehängt), sind eingeritzt, zu unterst ist auch der Nabel eingedrückt. Die dreizweigige Verzierung an der Stelle des Mundes (kein Bart) ist noch nicht befriedigend erklärt. Die Ohrgehänge sind aus Bernstein und Glasperlen gefügt.



Gesichtsurne eines Mannes von Grabau, Westpreußen (um 600 v. Chr.)

Von vorne und von der Seite. Der Tote trägt eine hohe Mütze mit dreistufigem Muster. Den Leib der Urne zieren Tannenzweigmuster und eine figürliche Darstellung. Zwei Pferde ziehen einen vierrädrigen Wagen, auf dem ein Mann steht. Mit der Rechten schwingt er die Peitsche, in der Linken hält er einen mächtigen, mit Flechtwerk verzierten Schild; drei Gestalten geleiten ihn. Soll das darstellen, wie der Tote durch das Feuer des Scheiterhaufens geläutert die Fahrt ins Jenseits antritt?



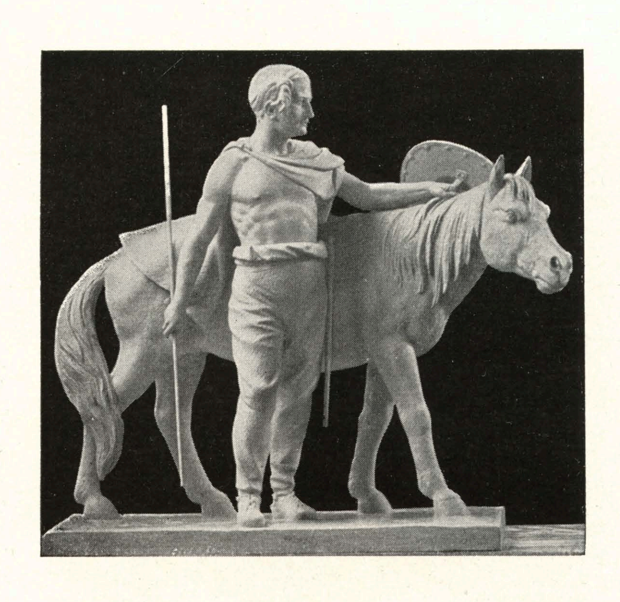
Wagen von Deibjerg, Jütland (4. Jahrhundert v. Chr.)

Es waren zwei gleiche Wagen aus Eschenholz, die man im Moore fand; aber nur der eine ist hinreichend gut erhalten. Das Holz ist überall mit dünnem Bronzezierat beschlagen, an den Seiten des Wagens sind je zwei Menschenköpfe angebracht, in deren Augen einst funkelnde Steine saßen. Der Zierat steht unter dem Einflusse des La-Tène-Stiles. In der Mitte des Wagenkastens ragt ein Gestühle auf. Ein ähnlicher Wagen von Fünen diente dazu, die Leiche zum Scheiterhaufen zu führen. Er wurde mit ihr verbrannt, und seine Reste samt denen der reichen Ausstattung des Toten barg man in einem großen Eisenkessel. Vgl. Bild 191.



Verbogenes Schwert von Meisdorf am Harz, Sachsen (2.—1. Jahrhundert v. Chr.)

Wollte man dem Toten sein Schwert in die Urne, die seine Brandreste aufnahm, mitgeben, so mußte man es zusammenbiegen, was bei dem auf dem Brandstoße verglühten Eisen nicht so schwer war. Aber gewiß spielte dabei auch der Gedanke herein, die Waffe unbrauchbar zu machen für jeden andern und dadurch zugleich brauchbar fürs Jenseits, in dem es ganz anders zugeht als in dieser Welt.

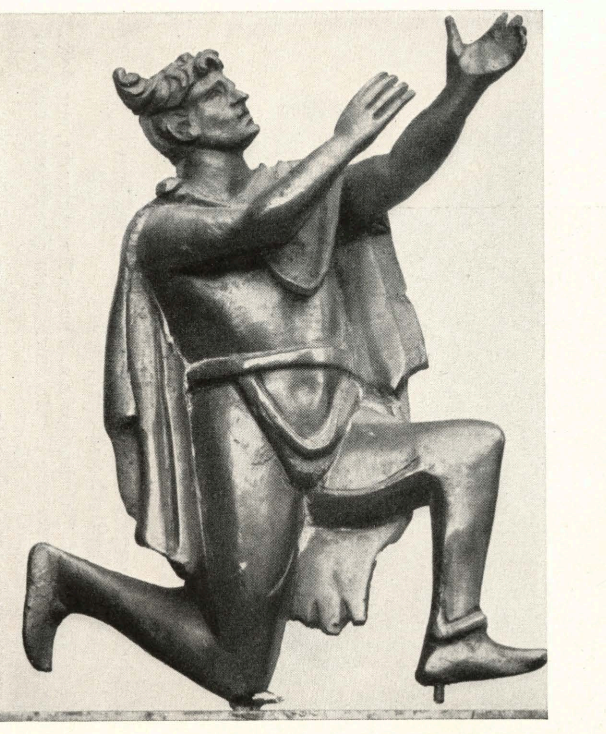


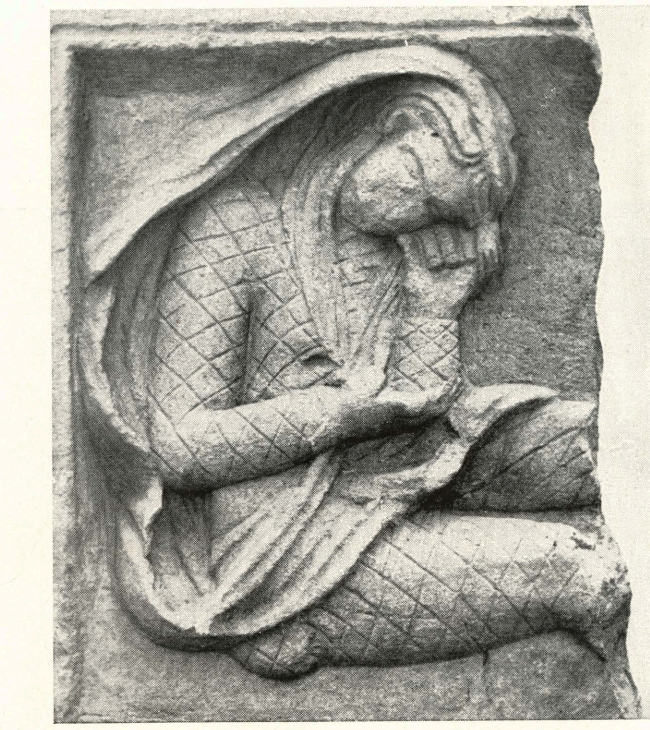


Germanen der Römerzeit nach Funden und Denkmälern von Künstlerhand dargestellt

Bild 80. Germanischer Reiter des 1. Jahrhunderts n. Chr. in Kriegstracht, mit Hose, Schuhen, Mäntelchen, Lanze, Schwert und Schild, swebischem Haarknoten und dem kleinen, aber ausdauernden Pferde.

Bild 81. Markomannenfamilie des 2. Jahrhunderts n. Chr. auf Grund der Darstellungen der Markussäule in Rom.



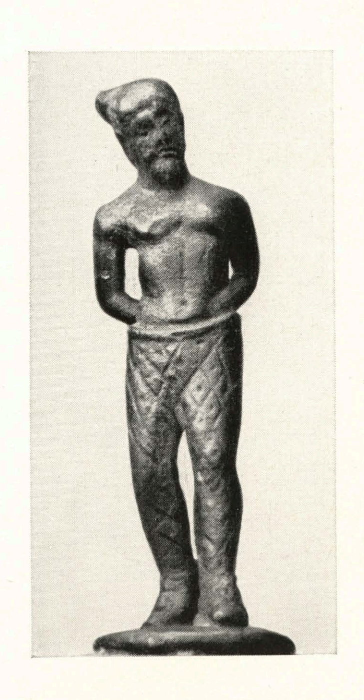


Germanen im Spiegel römischer Kunst (I. Jahrhundert n. Chr.)

Bild 82. Bittflehender Swebe mit Haarknoten, Mantel, und enganliegender, an den Knöcheln umgekrempelter Hose, schmalem Gürtel; der Nabel liegt bloß.

Bild 83. Kalksteinrelief vom Sockel eines Säulenumganges im Mainzer Legionslager. Trauernde Germanin mit Schleier und rautengemusterter Hemdhose. Vgl. Bild 85. Das Muster und die enganliegende lange Hose deuten auf Einfluß des Ostens. Es ist fraglich, ob hier eine wirkliche weibliche Tracht oder ob die Germanin als Verkörperung ihres Landes in Männertracht wiedergegeben ist, wie bei ähnlichen römischen Bildern der Armenia, Parthia, Dacia, Gallia usw.







Germanen im Spiegel römischer Kunst (1. und 2. Jahrhundert n. Chr.)

Bild 84. Gemme des Augustus (Onyx). Die Gestalten stehen milchweiß auf schwarzem Grund. Die Römer errichten ein Siegeszeichen. Links sieht es der Germane in edlem Zorne neben seinem trauernden Weibe sitzend, während sich rechts der Kelte vor dem Römer demütigt und ein anderer die sich ihm darbietende Keltin an den Haaren zu sich zerrt.

Bild 85. Kleine Bronze (1. Jahrhundert n. Chr.). Gefesselter Germane mit swebischem Haarknoten, nacktem Oberkörper und rautengemusterter Hose (vgl. Bild 83).

Bild 86. Kleine Bronze (2. Jahrhundert n. Chr.). Germane mit Leibrock, Gürtel, Hose und Strumpfschuhen.



Germanischer Fürst mit Gefolge

Ausschnitt aus einem Bilde der Trajanssäule (Rom). Der Fürst hat die Linke sprechend erhoben. Er und der Mann, dessen Kopf rechts über ihm hervorragt, tragen das Haar zu einem Knoten gedreht. Alle haben Mäntel, die über der rechten Schulter mit Schmuckstücken zusammengehalten sind. Der Künstler war sichtlich mit Erfolg bestrebt, die Köpfe zu unterscheiden, und brachte zugleich die überraschende Übereinstimmung rassereiner Abstammung zum Ausdrucke. Der edelste Kopf ist der oberste. An den meisten sind leider die Nasen beschädigt. Man pflegt diese Gruppe, die mit Kaiser Trajan verhandelt, als Bastarnen zu bezeichnen. Aber eine Bastardbevölkerung sieht kaum so einheitlich aus. Eher werden es Skiren sein, d. h. ein Teil dieses germanischen, nach dem Südosten vorgedrungenen Stammes, der sich rein erhalten hat (vgl. S. 42f.).



Überfall auf ein germanisches Dorf (von der Markussäule in Rom)

Das Dorf ist oben durch zwei Rundhütten angedeutet. Die Türen stehen offen, die Bewohner sind geflohen. Hinter der einen Hütte ein bittflehender Germane. Unten enteilt eine Germanin mit ihrem Söhnchen, der Mann ist gefallen, ein Römer sucht sie am Haare zu ergreifen.

Tafel 37 | Bild 88

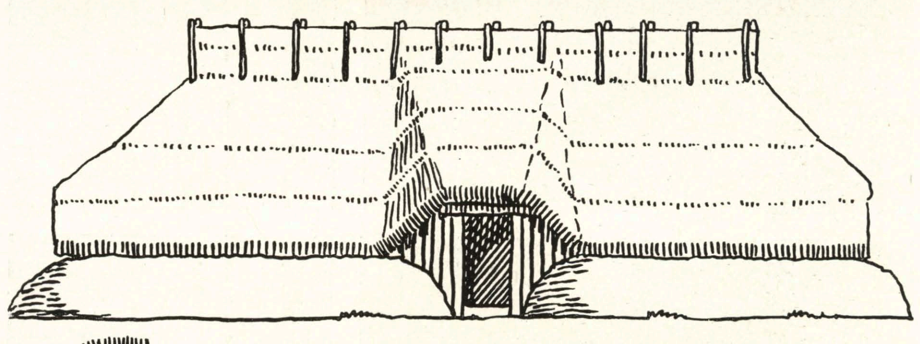


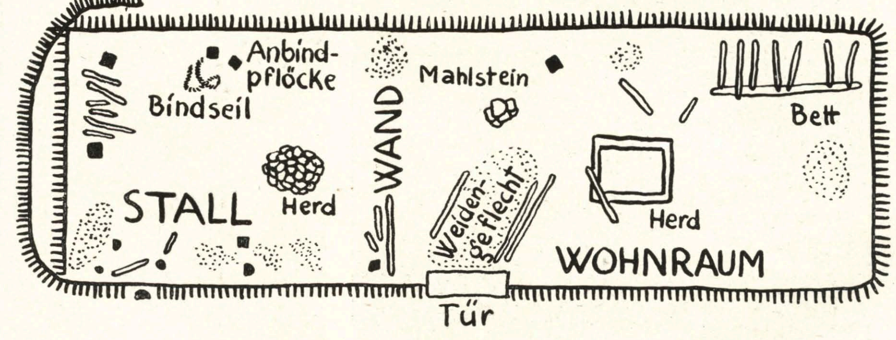
Der Perserkönig Schahpur I. und Kaiser Valerianus (260 n. Chr.)

Felsrelief von Naksch-i-Rostahm bei Persepolis. Der geschlagene Kaiser Roms auf den Knien bittflehend vor dem in flatternden Gewändern anreitenden, mit der Krone Irans geschmückten Großkönige des den Germanen stammverwandten Brudervolkes des Orients. Dieses Bild liegt außerhalb des Bereichs der altgermanischen Kultur. Aber die Triumphe der Perser (Parther) über die Römer sind das weltgeschichtliche Gegengewicht zu denen der Römer über die Germanen. Vgl. S. 54 f. Wie die Römer auf ihren Säulen ihre Siege über die Germanen, so ließen die großen Perserkönige aus dem Geschlechte der Sasaniden auf den Felswänden ihrer Heimat in figurenreichen Bildstreifen ihre Siege über die Römer verewigen.

Tafel 38 Bild 89







Haus von Ginderup. NW-Jütland (um die Zeitenwende)

Es lagen 7 Häuser übereinander, 4 nur noch durch die Lehmböden, 3 auch durch Brandreste der Wände nachweisbar. Die Wände waren aus Rasenstücken errichtet und innen mit Holz verkleidet. Das Dach war mit Heidetorf gedeckt. Darunter hing die Strohmatte an den dünnen Latten. Die Häuser waren 12–15 m lang, der Eingang wies nach Westen.



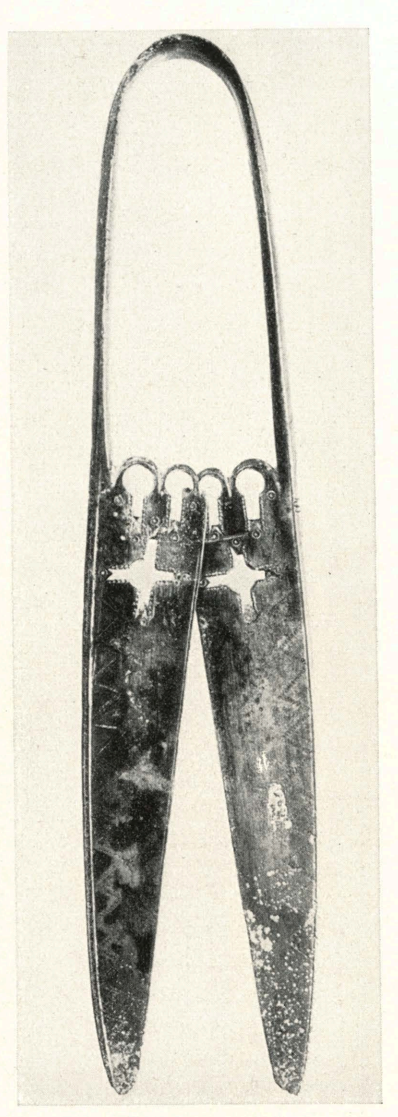
93 94 95 96 97

Steinmetzübungen und Sinnbilder von den Wänden des römischen Steinbruches am Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim in der Pfalz (1.–4. Jahrhundert)

Vgl. S. 51.



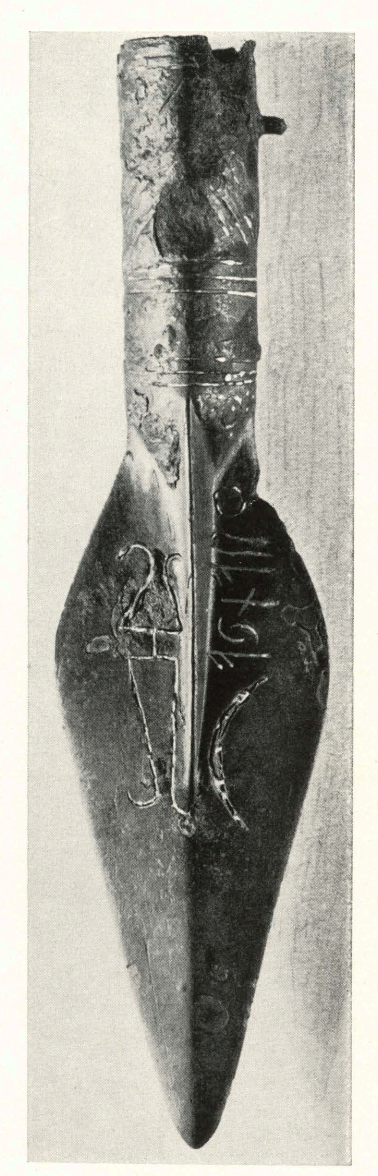
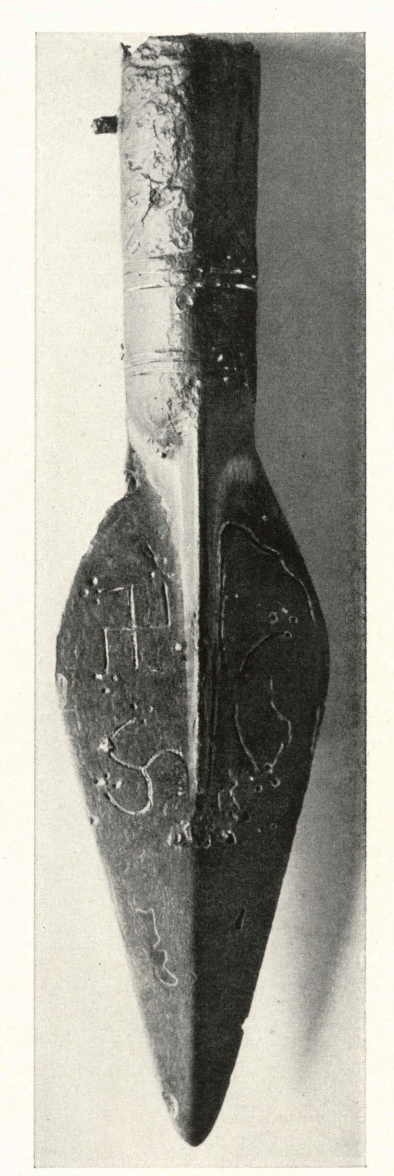




Geräte des 2. Jahrhunderts

Die vornehm geformten, glänzend schwarzen Urnen dieser Zeit tragen an der Schulter als Flechtband den einfachen oder gekreuzten, fortlaufende Hakenkreuze ergebenden Mäander (Bild 99). Das altehrwürdige schützende Heilszeichen des Hakenkreuzes tritt jedoch auch einzeln auf (Bild 98). Die Westgermanen erzeugten das Ziermuster durch Abrollen eines gezähnten Rädchens (Bild 98), die Ostgermanen ritzten es in Strichen (Bild 99). Die Schere von Poggendorf (Kreis Stralsund) trägt zierlichen Zickzack, eingeschlagne Kreise, ausgesparte Stege und Kreuze in durchbrochener Arbeit (Bild 100).

Tafel 41 — Bild 98–100

Lanzenspitze von Müncheberg (3. Jahrhundert)

Die eine Seite trägt links das (antike) Blitzzeichen, rechts die Runen-Inschrift ranja. Der norwegischen Lanzenspitze von Övre Stabu (3. Jahrh. n. Chr.) ist raunijaʀ (Erprober) eingeritzt. An der Tülle der Lanzenspitze von Wendel (Bild 169, 170) kauern kleine Eber. Der wühlende Eberrüssel heißt altnordisch rani. Der Eberhauer erinnert in seiner Form an die Sichel, beide verwunden. Die andere Seite zeigt links Dreischenkel (rechtsläufig, Heilszeichen für den Besitzer der Waffe) und Hakenkreuz (linksläufig, Unheilszeichen für den Feind); rechts, leider stark abgeblättert, noch die Andeutung einer Art Nachen, darin wieder die Mondsichel. Auf dieser Seite enden die Linien aller Zeichen in Punktdreiecke.

Tafel 42 Bild 101/102



Ritzung von Kårstad im Nordfjord (3. Jahrhundert n. Chr.)

Die Felsblöcke (zusammen 3,75 m lang und 1,17 m hoch) wurden 1898 bei Anlage einer Straße an Ort und Stelle abgesprengt und in eine Uferböschung eingefügt. Die Ritzung wurde 1927 gefunden und in das Museum in Bergen gebracht. Alle Teile der Ritzung sind auf dieselbe Art ausgeführt und daher gleichzeitig. Das Hakenkreuz steht hier ähnlich wie in der Felsritzung von Tunge (Bild 33), nur hat es die eckige Form der späteren Eisenzeit (vgl. S. 23 f.), ist linksläufig und an den Enden zum Gegensinne gewendet. Die Boote gleichen dem von Alsen (Bild 36). Sie sind paarig, und darin könnte der Wunsch nach Fruchtbarkeit liegen. Die oberen Boote haben nämlich gegabelte, die unteren kolbige Steven, und alte Schiffsbezeichnungen unterscheiden „Ochsen" und „Kühe". Die nach links laufenden Runen ek aljamarkiʀ baijiʀ werden am besten als Einheit gedeutet: „Ich, der aus der andern Mark, der Bojer (habe es geritzt)". Über die Bojer vgl. S. 43.

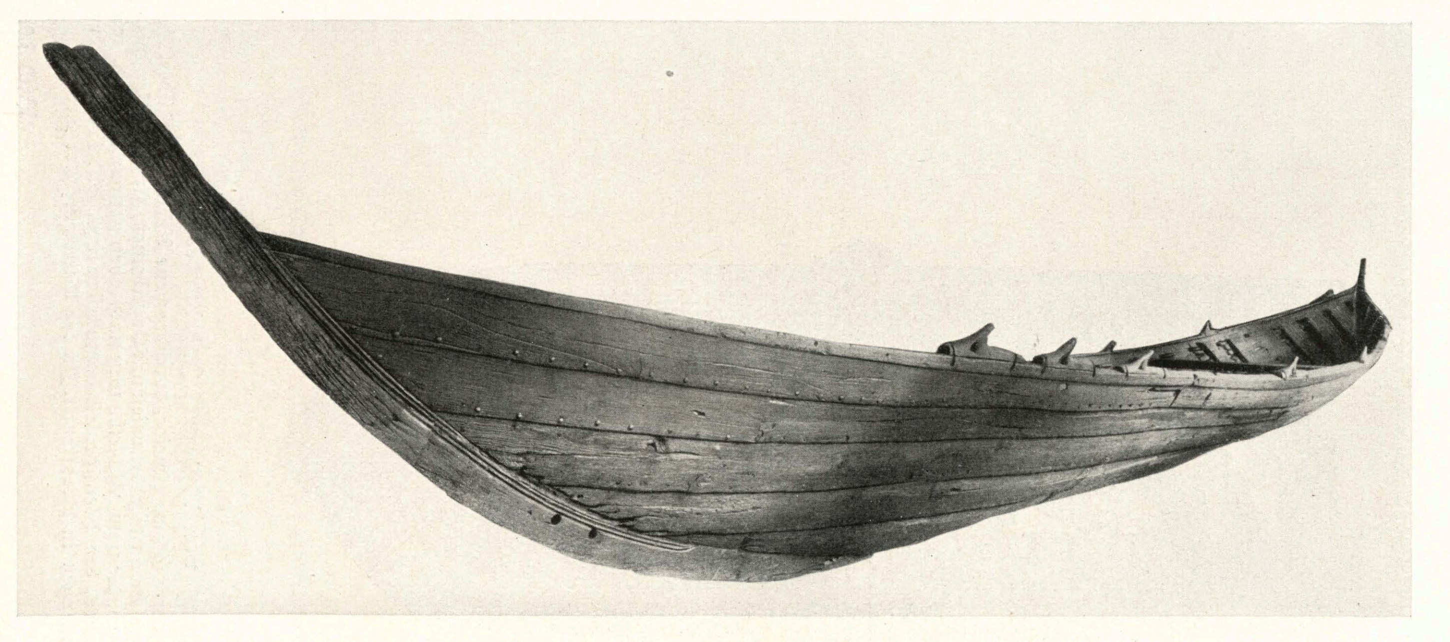
Tafel 43 | Bild 103



Eimer von Sacrau, Kreis Oels, Schlesien (1. Hälfte des 4. Jahrhunderts)

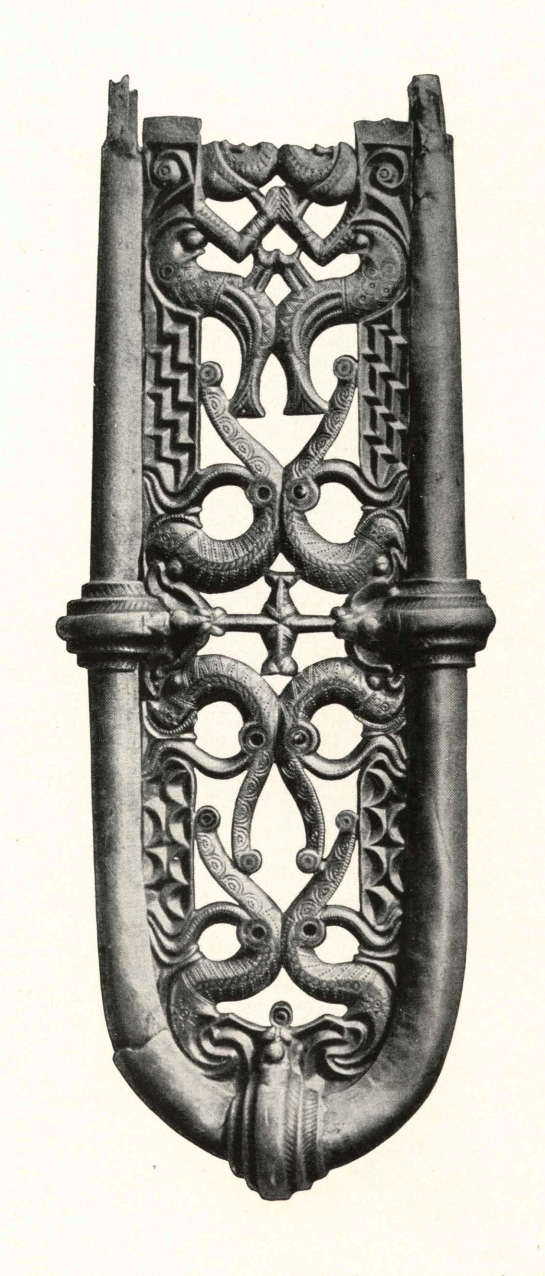
Der reichhaltige Gräberfund von Sacrau ist wandalischer Herkunft und weist in einzelnen seiner prächtigsten Stücke gotische Einflüsse auf. Den wuchtigen Eimer aus Ebenholz halten vier Bronzebänder zusammen. In der Mitte läuft zwischen ihnen ein Zickzack, oben und unten wechseln abwärts gerichtete Monde, zwölf im Ganzen, mit zehn Rauten und unter dem Henkel mit entsprechenden zierlichen Doppelhacken. Die zwölf Monde deuten vielleicht auf das Jahr. In einer isländischen Familiengeschichte des 13. Jahrhunderts kündet ein an der Wand sich zeigender, abwärts gerichteter Mond den Tod. In den Rauten dürfte, wie mannigfache Vergleiche lehren, ein Hinweis auf das weibliche Geschlecht und das neue Leben liegen. Der Mond galt schon den Indern als Gefäß, das die zechenden Toten leeren und das sich immer von neuem füllt. Nach der Edda ist in der Unterwelt ein Kessel, von dem 12 Ströme ausgehen, deren Naß vom Tau des Weltenbaumes stammt, an dem sich auch die Einherier (Toten) satt trinken. Ähnliche Gedanken, aber altertümlicher und einfacher, dürften auch dem Eimer von Sacrau zugrunde liegen, der schwerlich bloß für Wasser bestimmt war und wohl auf die Zecherfreuden der Toten hindeutet.

Tafel 44 Bild 104



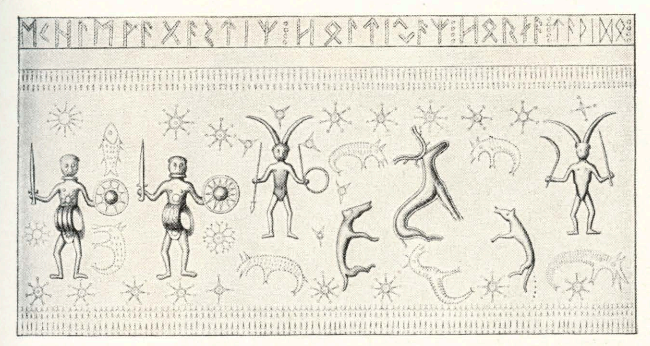
Das Eichenboot von Nydam (4. Jahrhundert)

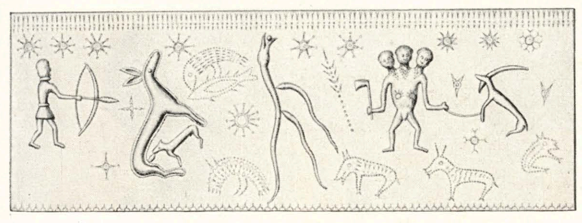
gegenüber der Insel Alsen in Schleswig gefunden. Ruderboote dieser Art hatten bei den Kriegsfahrten tief hinein in die Buchten und Flüsse Späherdienste zu leisten. Sie konnten leicht gleiten und mit dem prächtigen Schwunge beider Steven, die zugleich dem Anlaufe dienten, das Spritzwasser gut abführen. Überaus sinnvoll sind die Verbände geordnet. Der Längsverband ist in die Außenhaut verlegt und auf 11 meist durchgehende Eichenplanken übertragen, die im Klinkerbau schuppenartig mit etwa 6000 Eisennieten verfestigt und mit nach innen ragenden, durchlochten Vorsprüngen (Knaggen) ausgestattet sind. Die Querrippen (Spanten) sind aus entsprechend gewachsenen Hölzern gewonnen und mit Löchern versehen, die zu den Knaggen passen und mit Bastschnüren an sie gebunden wurden. Die Spalten sind mit Wolle und Teer gedichtet. Auf einen eigentlichen Balkenkiel hat man wohl verzichtet, um das Schiff leichter über Land ziehen zu können. So ist dieses Boot ein durchdachtes Meisterwerk, nachgiebig gegen Stöße, widerstandsfähig gegen Leckspringen durch Austrocknen, vornehm in der Linienführung, fast 22 m lang mit 15 Bänken und 30 Rudern von 3—3 ½ m Länge. Es wurde wohl bei einer Kundschafterfahrt abgeschnitten und den Göttern als Opfer im Moore hingelegt (vgl. Bild 36). Es barg unzählige Waffen und Schmuckstücke ostgermanischer Herkunft, Kriegsbeute, die während des 5. Jahrhunderts durch Nachträge gleichartiger Stücke vermehrt wurde. Nach und nach überdeckte dann der Moorwuchs den Schatz.

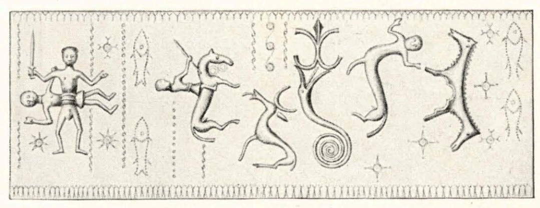


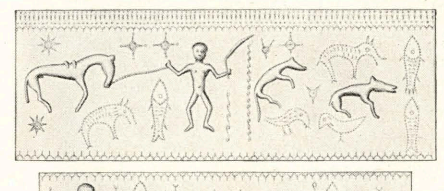
Ortband von Nydam (5. Jahrhundert)

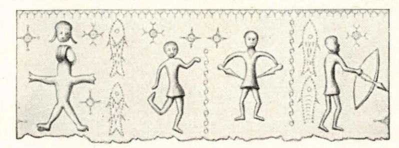
Schlußstück (Ortband) einer Schwertscheide, durchbrochene Arbeit aus Silber. Zuoberst gegenständige, fischgeschwänzte Fabelwesen mit Vogelbeinen, Flügeln, Menschenarmen und Menschenköpfen, die vom Fischleibe weg nach oben gezwungen sind, wie oft bei damaligen Versuchen, den Menschenleib darzustellen (vgl. Bild 176). An den Rändern schöne Lichtwirkungen in Kerbschnitt. In der Mitte eine Art Kreuz.

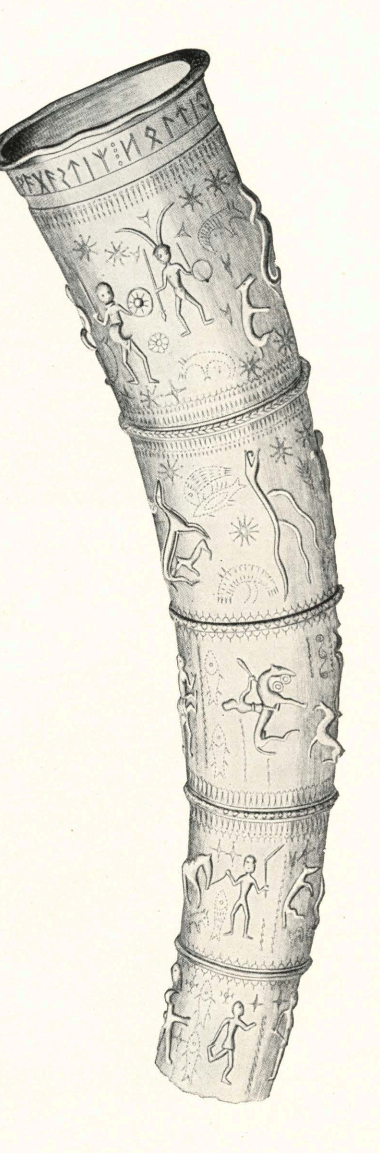












Goldenes Horn von Gallehus, Nord-Schleswig (5. Jahrhundert)

Gefunden 1734. Ein zweites, etwas kleineres Horn, 1639 gefunden, gehörte hinzu. Beide wurden 1802 aus der Kgl. Schatzkammer in Kopenhagen gestohlen und eingeschmolzen. Wir sind daher auf die alten Veröffentlichungen angewiesen. Diese Hörner waren heilige Prunkgeräte bei den Weihen der Zwillingsgötter, die im obersten Bildstreifen neben einander mit Schild und Schwert, dem Stern an der Brust und je einer Oese als Leib stehen. Die dritte Öse zum Durchziehen der Schnur sieht man im untersten Bildstreifen. Die dargestellte Handlung geht auf die Sagen von den Zwillingen, was aber hier im einzelnen nicht erläutert werden kann. Die Runen am Rande bilden eine auf h gestabte Langzeile und zugleich die älteste germanische Meisterinschrift: „Ich Hlewagastir, der Holtische (vom Holze stammende), habe das Horn getrieben.“

Tafel 47 **Bild 107/108**

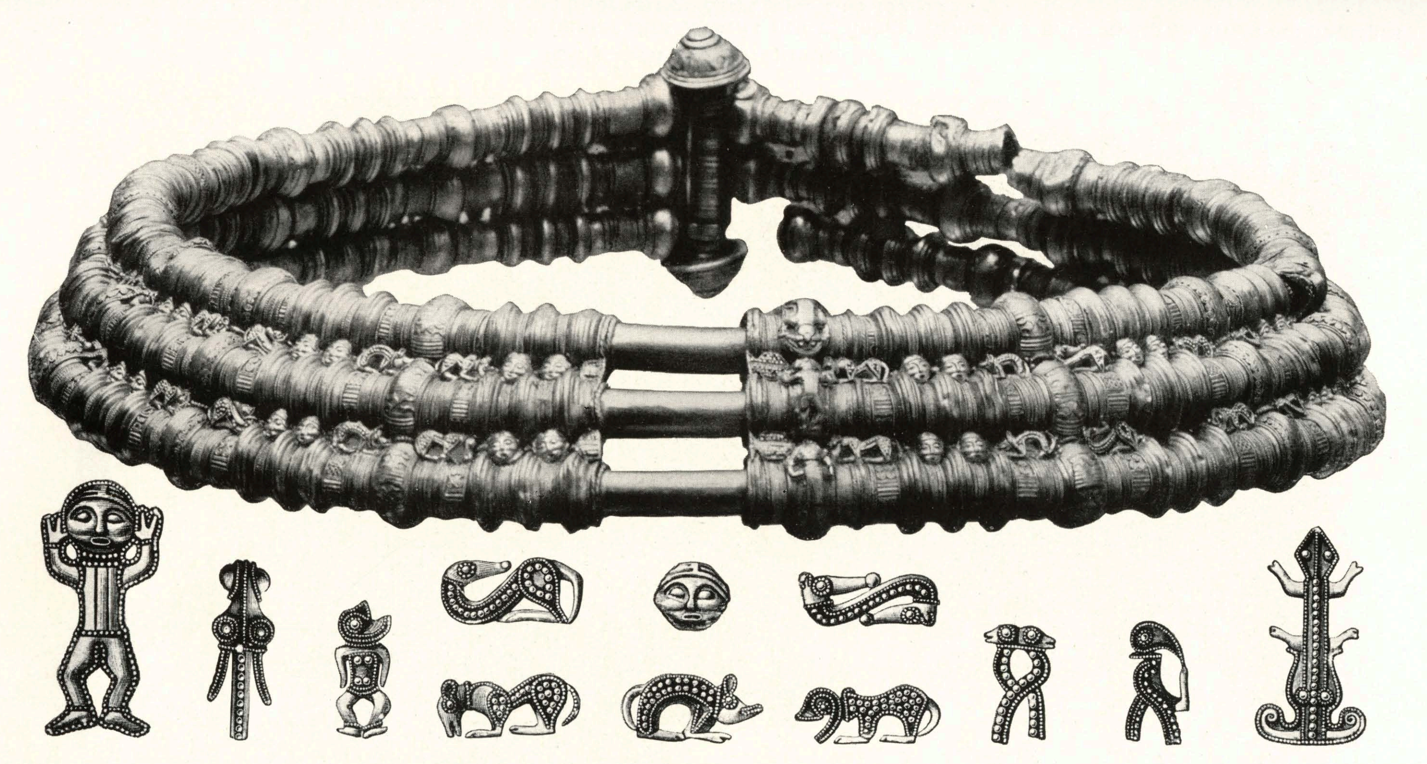




Stein von Häggeby, Uppland (5. Jahrhundert)

Die eine Seite zeigt den Kampf der schnaubenden Hengste. Die Besitzer stehen hetzend im Hintergrunde. Die Zungen der Tiere sind schlangenartig, die Ohren Mondsicheln. Die Hengste sind den Zwillingsgöttern heilig. In zahlreichen Sagen tötet der eine Zwilling den andern und belebt ihn wieder. So liegt im Hengstkampfe, der auf Island noch lange Volksbrauch bleibt, die Hoffnung auf Leben nach dem Tode. Auf der anderen Seite sieht man das Schiff mit 12 Ruderern und dem Steuermanne. Wohl mit Absicht setzt er sein Ruder verkehrt ein, nämlich rechts. Die Fahrt geht ins Totenreich, das auch noch in spätem Volksglauben oft als die verkehrte Welt gilt.

Tafel 48 Bild 109/110



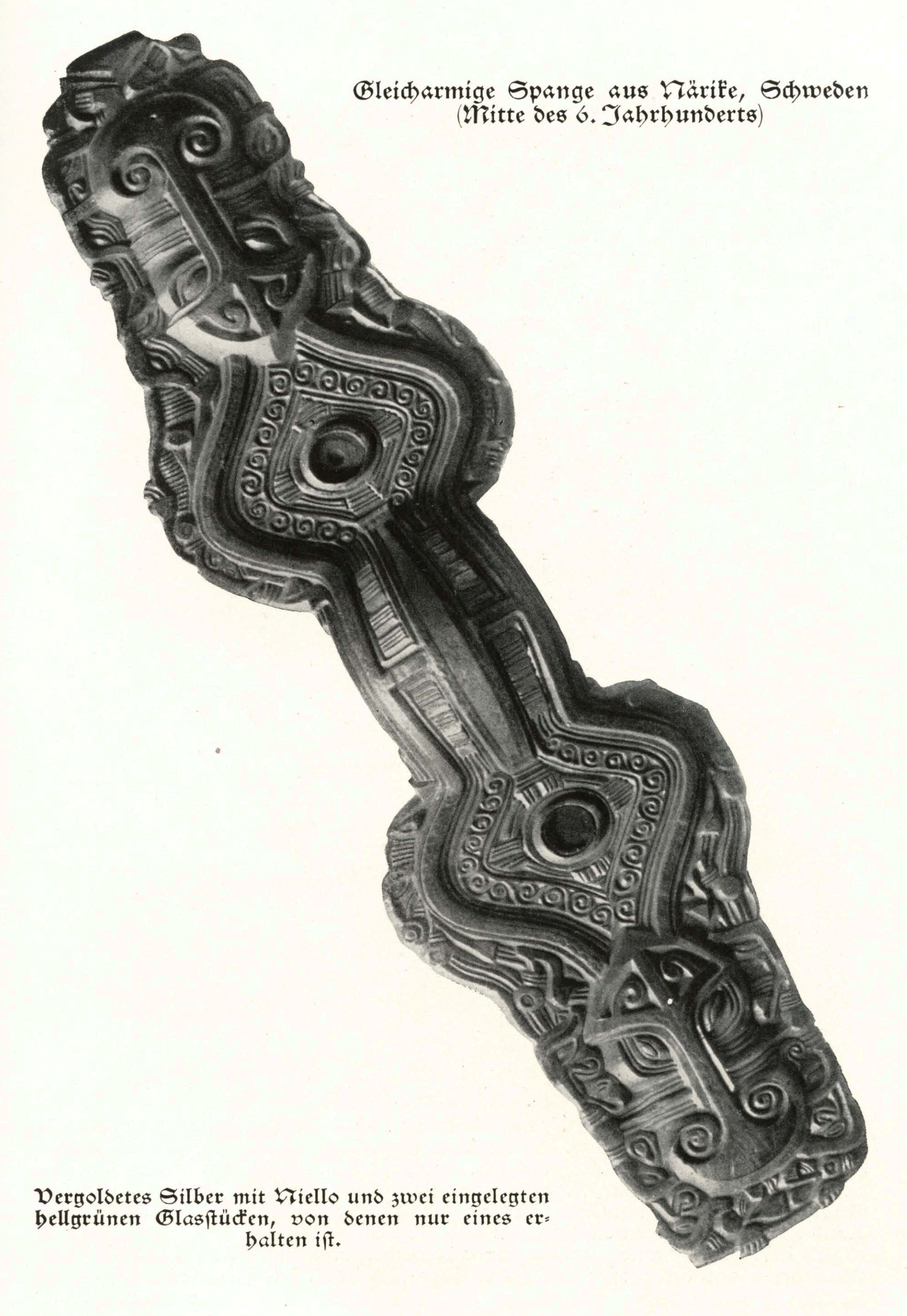
Goldener Halsschmuck von Wester-Götland (5. Jahrhundert)

Darunter vergrößert herausgezeichnet einige Tier- und Menschengestalten, die zwischen den Röhren aufgelötet sind. Man vergleiche das nächste Bild. Der aus drei Goldröhren bestehende Schmuck wurde kaum einen Meter unter der Erde am Fuße einer senkrechten Bergwand gefunden und wiegt 620 Gramm.

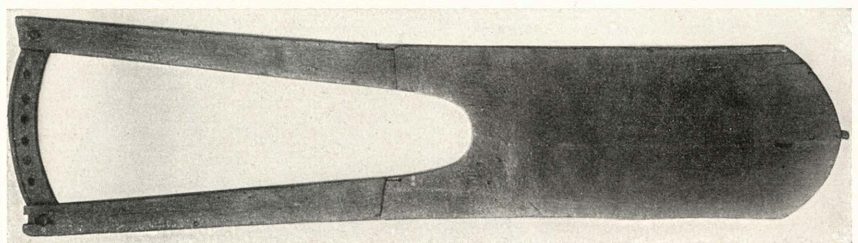
Einzelheit des Halsschmuckes

Zwischen den gewaltigen Röhren regt sich geheimnisvolles Leben: gegenständige Männlein mit emporgehobenen dreifingrigen Händen (vgl. Bild 31 u. 65), Menschenköpfe und verschiedenartige Tiere (vgl. Bild 112–123).

Gleicharmige Spange aus Närike, Schweden
(Mitte des 6. Jahrhunderts)



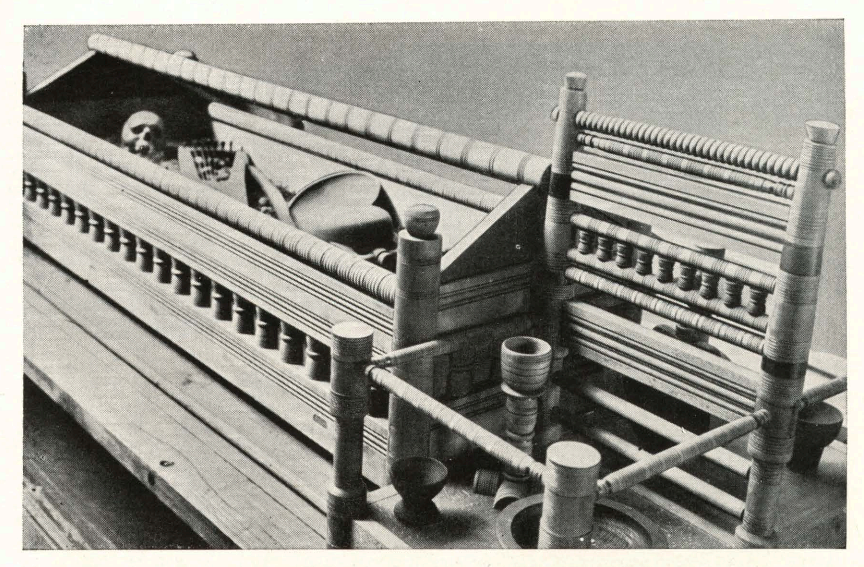
Vergoldetes Silber mit Niello und zwei eingelegten hellgrünen Glasstücken, von denen nur eines erhalten ist.

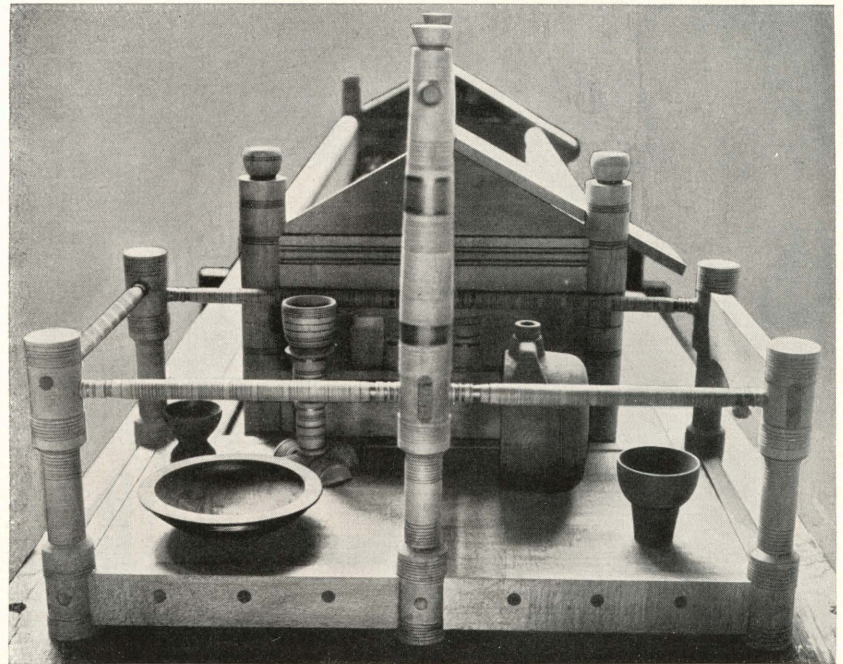


Helm und Harfe (6.—7. Jahrhundert)

Bild 126. Langobardischer Spangenhelm von Guilia-Nova bei Ancona (Provinz Teramo), 6.—7. Jahrhundert. Die mit Dreiecksmustern verzierten Spangen sind mit Platten vernietet, auf die allerhand Zierwerk gesetzt ist. Da sehen wir unter anderem auch den Vogel über dem Fische (Wappen von Olbia; vgl. auf Bild 86 im zweiten Streifen zwischen der säugenden Hinde und Schlange dasselbe Zierwerk). Der untere Rand trägt ein Muster von Pflanzen und Vögeln.

Bild 127. Harfe (Laute) aus dem Funde von Oberflacht (vgl. Bild 128 und 232 oben). Der Körper und der größte Teil der Gabeln sind hohl. Die sechs Saiten, zu denen die Wirbel noch erhalten sind, waren über einen nicht mehr vorhandenen Steg an das untere Ende geführt und um den dort sichtbaren Knopf geschlungen.





Grab eines alemannischen Sängers

aus dem Reihengräberfelde von Oberflacht am Fuße des Lupfen (westliches Württemberg, 6.—7. Jahrhundert). Eichene Totenbettstatt mit zweiteiligem Anbau und allerhand Geräten zu Füßen des gen Osten blickenden, das Haupt an sein Schwert lehnenden Toten, der im Arme die Harfe hält. Eine große Zahl Haselnüsse waren ihm beigegeben. An den Särgen (Totenbäumen) von Oberflacht lief meist den Deckel entlang mit kammartigem Rücken ein Schlangenleib, der an beiden Enden in gezähnte und gehörnte, kantig aus dem Holze gehauene Schlangenköpfe endete.

Tafel 53 — Bild 128/129

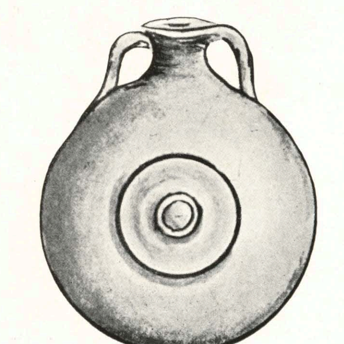


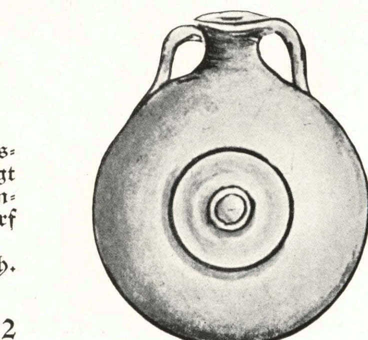
Grabbeigaben aus Oberflacht und Mayen in der Eifel

Bild 130. Vogelköpfe von Oberflacht, aus Holz mit Kerbschnitt ausgeziert, an einem (hier ergänzend angedeuteten) Gewebestreifen befestigt und paarweise beim Kopfe des Toten gefunden. Vgl. das in Schlangenköpfe endende Band zu Häupten des Kriegers von Niederdollendorf (Bild 134).

Bild 131. Hölzerne Feldflasche aus Oberflacht; sie ist hinten ganz flach.

Bild 132. Feldflasche aus Ton von Mayen in der Eifel.





Kalkstein, 43 cm hoch und unten abgeschrägt, zum Einstecken in eine Unterlage. Der Stein gehört in den Bereich der Jünglingsweihen und Heilsgedanken, die an die Verehrung der göttlichen Zwillinge anknüpfen. Oben (Bild 133) und an den Schmalseiten (Bild 135 u. 137) trägt er einfache, gewiß sinnvolle Muster. Die Vorderseite (Bild 134) zeigt einen Krieger mit Schwert (skramasax), Kamm (vgl. Bild 5 und 19, 20) und Feldflasche (vgl. Bild 131, 132). Der in Vogelköpfe endende Bogen über seinem Haupte gehört zur Ausstattung des Toten (vgl. Bild 130). Das Kämmen erinnert an Wali, den Rächer des Balder, der sich nicht kämmen noch scheren darf, ehe die Rache vollzogen ist, und an den Bärenhäuter des Märchens. Auf der Rückseite (Bild 136) schwebt zwischen Strahlenzacken über Flechtwerk und Zinken ein nackter Krieger mit der Lanze, umstrahltem Haupte (vgl. Bild 58) und dem Herzen in der Brust: eine Art Auferstehung und Himmelfahrt, vielleicht des Gerächten.



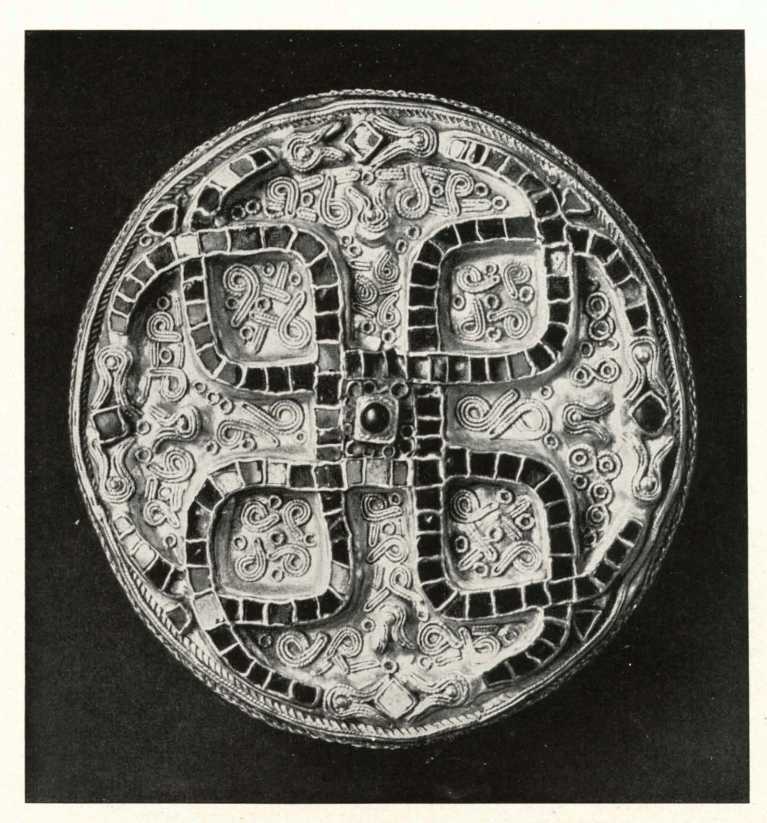
133 134 135 136 137

Der fränkische Grabstein von Niederdollendorf am Rhein, Siegkreis (6./7. Jahrhundert)



Schwertscheide von Gutenstein, Baden (7. Jahrhundert)

Oberer Teil. Die Scheide ist mit Zierbändern und silbernen Prägeplatten beschlagen. Die beiden unteren Prägeplatten stellen Widderköpfe dar. Auf der obersten Prägeplatte hält ein mit langem, ärmellosem Zottelrock und „Wolfs"-Kopf bekleideter Krieger in der Linken ein übergroßes Ring-Schwert (vgl. Bild 171), in der Rechten einen Pfeil; am Gürtel hängt ihm hinten ein pfeilgefüllter Köcher. Dieser Krieger ist ein Werwolf, d. h. Mann-Wolf (vgl. Bild 168 und die Nachricht, daß die Langobarden Männer bei sich hatten mit Hundsköpfen, die dürsteten nach Menschenblut und tränken, wenn sie keinen Feind erreichen könnten, ihr eigenes).

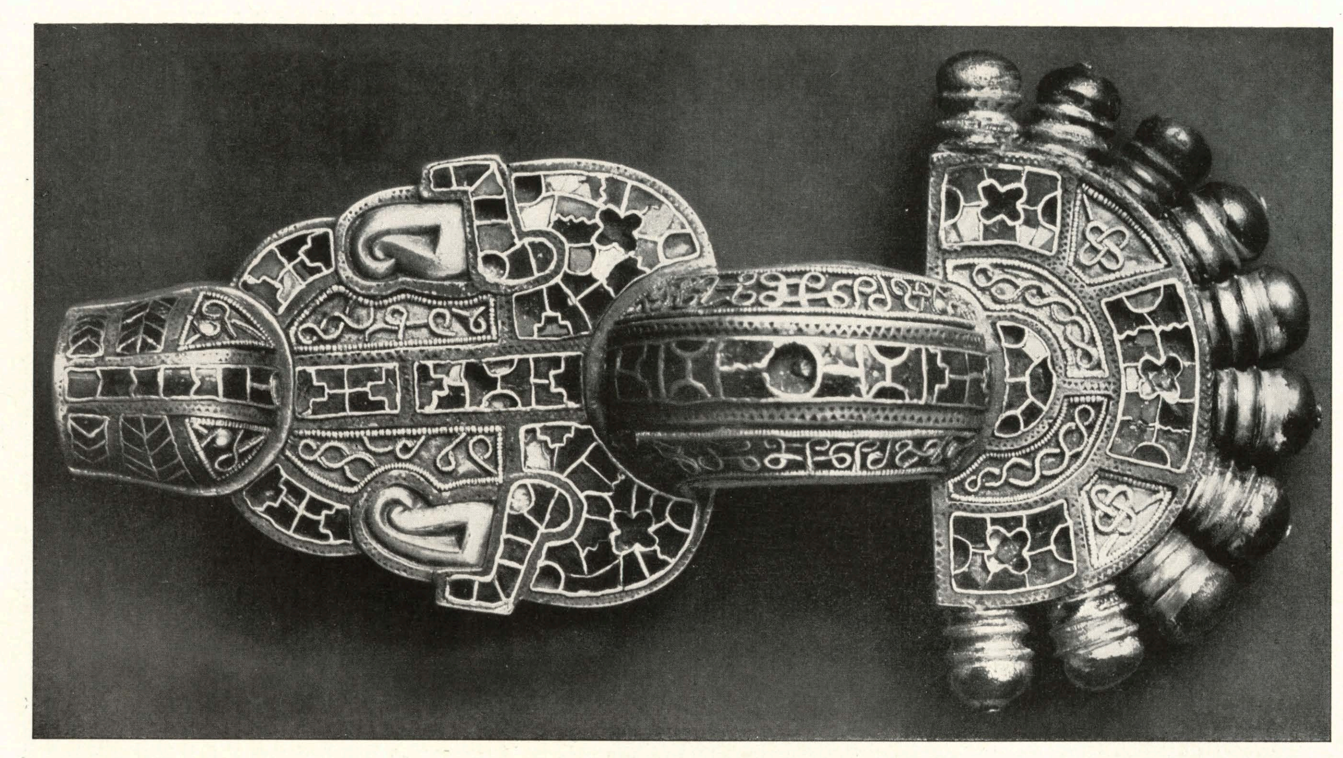


Scheibennadel von Wittislingen bei Lauingen, Schwaben
(2. Hälfte des 7. Jahrhunderts)

Dieser und der folgende Schmuck (Bild 140) stammen aus einem Felsengrabe, das Mann und Frau barg und in dessen Nähe weitere 30 Gräber waren. Die alte Vorstellung, daß sich die Toten im Sippenberge versammeln, scheint hereinzuragen. Der Fund wurde 1881 noch nicht ordnungsmäßig geborgen, und so fehlen nähere Beobachtungen. Der Ortsname Wittislingen geht auf den Mannsnamen Witegisl zurück.

Die Scheibennadel ist oben aus Goldblech, das auf Bronzeblech vernietet war. Über den schalenförmigen Grund winden sich vier beidendköpfige, aufgelötete, mit roten Almandinen besetzte Schlangen, die den Granaten in der Mitte umrahmen, sich überkreuzen und am Rande von beiden Seiten her nach vier Steinen schnappen. Im Grunde liegt überall schlangenartig bewegtes Filigran, das sich bei den vier Steinen ebenfalls zu zuschnappenden Schlangenköpfen verdichtet und in jedem Viertel etwas anders behandelt ist. Man kann darin die Schlangenbrut und im rechten Viertel sogar die Eier erkennen. Solch funkelnder Goldschmuck hieß in der Dichtersprache des Nordens ‚Schlangenbett'. Die Schlangen bewachen das Gold wie Fafnir seinen Hort.

Die Gewandhaft (s. das nächste Bild) zeigt in ihren Zierfeldern ähnlichen Wechsel von Goldfiligran und Goldzellen, Purpurglas, roten Almandinen und vereinzelten andersfarbigen, dort grünen Füllungen. Vom Bügel picken beiderseits zwei geschnäbelte Drachen nach einem helmverhüllten (?) Kopfe unten, an dem ein Ring war, zum besseren Festhaken an der Kleidung. Auf der Rückseite fand die Nadel in einer als Schlange gestalteten Rille Halt, zu deren beiden Seiten der ungelehrte Goldschmied eine längere lateinische Inschrift (Uffila vivat in deo etc.) nach seiner Vorlage mit viel Fehlern und sinnstörender Unregelmäßigkeit in Kapitalmajuskeln nielliert hat.



Gewandhaft von Wittislingen

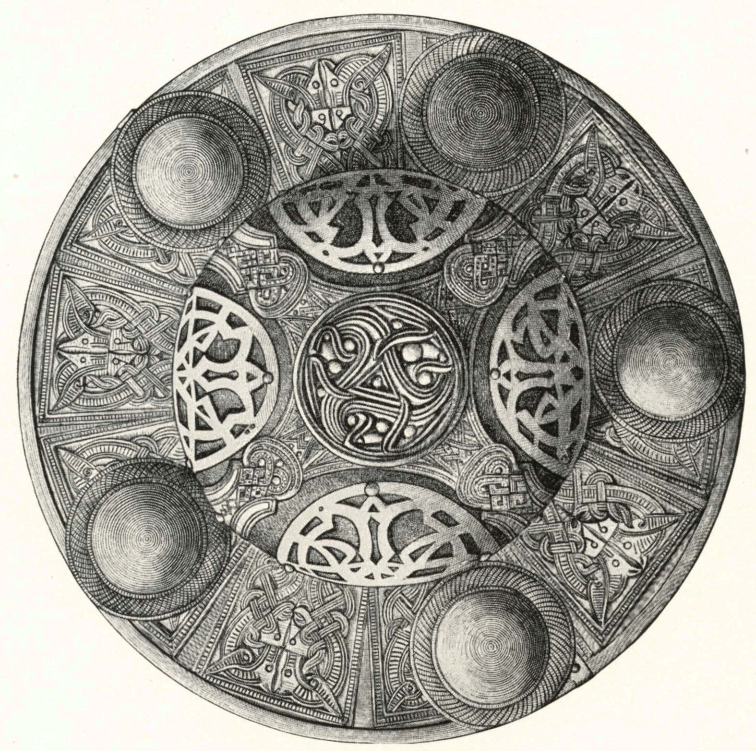
Volle Größe. Oben sind sechs von den zehn vergoldeten Kupferknöpfen ergänzt. Das unvergleichlich prächtige Stück ist aus Silber gegossen und an Kopf, Bügel und Fuß mit von hinten vernieteten Zierfeldern belegt; die stehengebliebenen Silberstege sind nielliert. Vgl. die Erklärung am Schlusse der Tafel 57.



Helm von Valsgärde bei Alt-Uppsala (7. Jahrhundert)

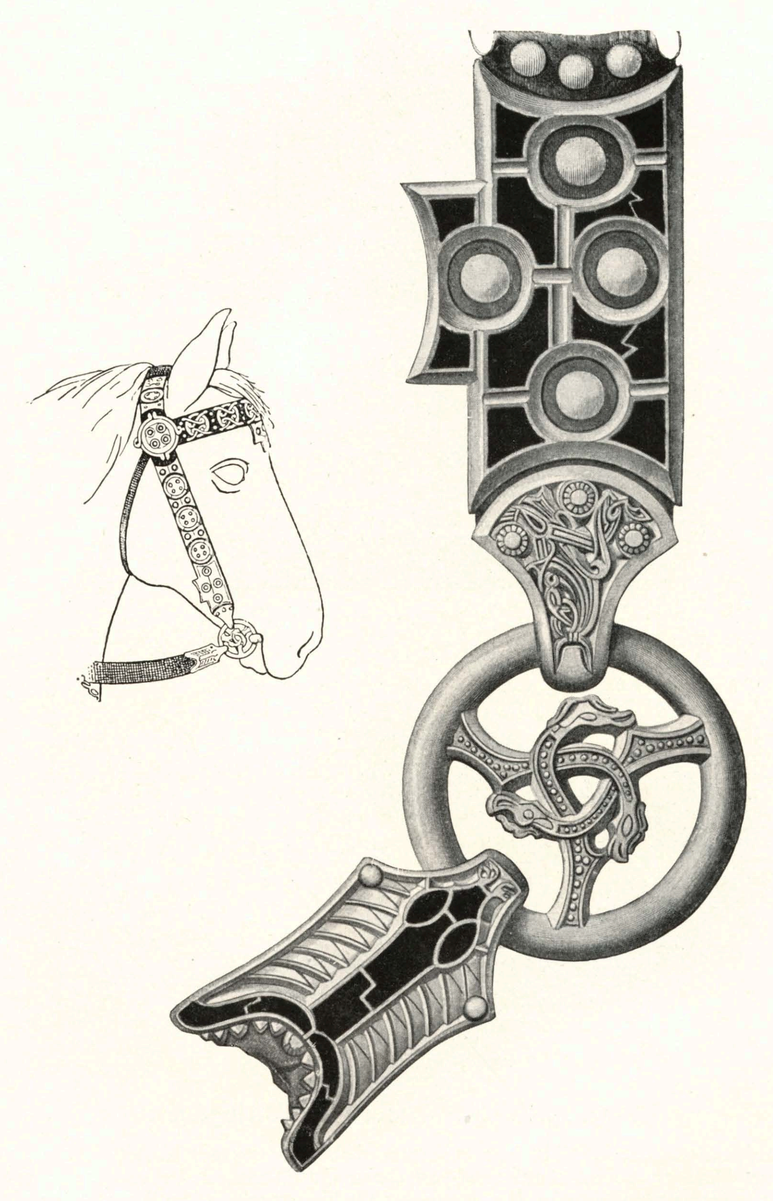
Er ist für einen Schädel ungewöhnlicher Länge gearbeitet. Ein Zierstreifen mit Tiergeflecht umrandet ihn, zwei andere wölben sich senkrecht dazu nach oben. Damit ist sein Aufbau bestritten. Oben lagert eine beidendköpfige Schlange als schützender Wulst. Auch über den Augen ragen Vogeldrachen empor, alles zur Abwehr schädlicher Einflüsse von diesen empfindlichen Stellen und im Dienste der Absicht, das Antlitz des Kriegers besonders schreckhaft erscheinen zu lassen.





Schildbuckel von Wendel (um 700)

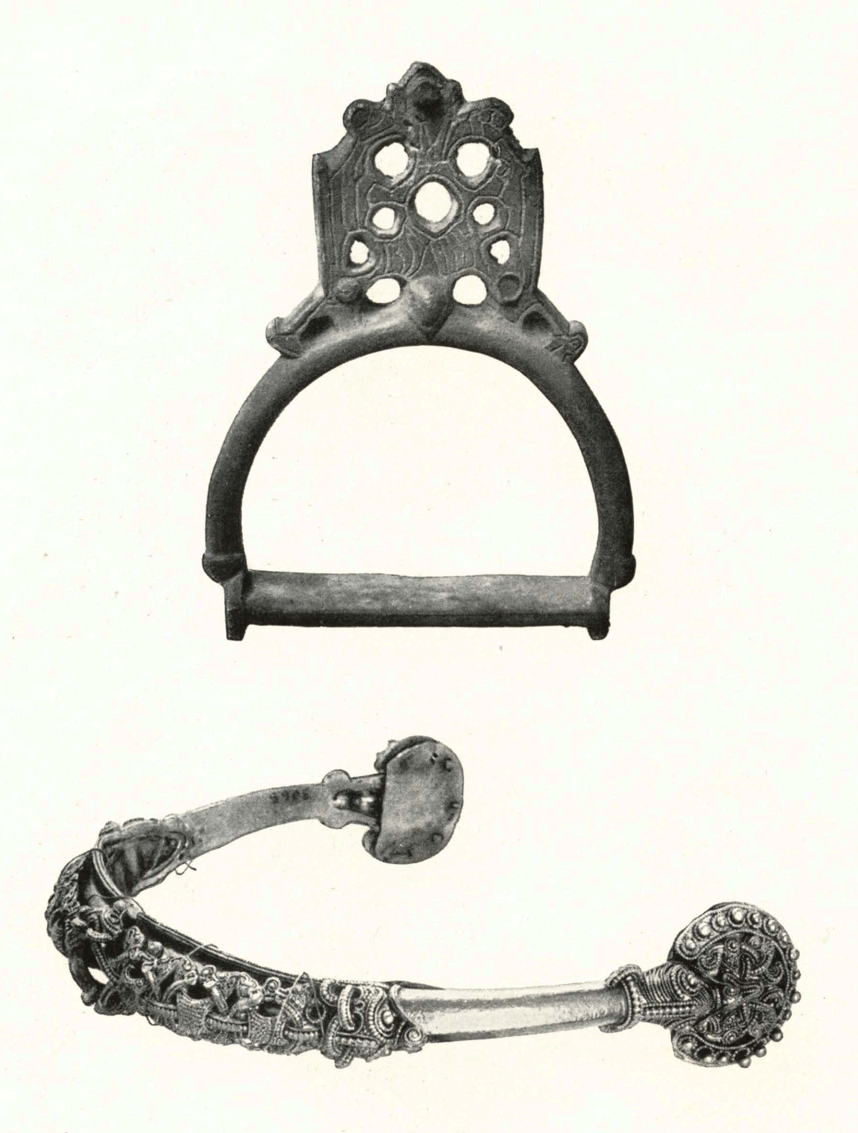
Er mißt etwas über 21 cm im Durchmesser und ist 9 cm hoch. Wir haben ihn uns als Mitte eines runden Holzschildes zu denken (vgl. Bild 173), der vielleicht mit Bildern aus der Götter- und Heldensage bemalt war. Vgl. S. 69. Der Buckel ist vierteilig. Zu unterst war er mit einer Ringplatte am Holze durch fünf starke Nieten befestigt, zwischen denen geprägtes Zierwerk liegt. Dann folgt ein aufstrebender, vom Tiergeflecht eingeschnürter Mittelteil, den die prächtige Kuppe überragt. Es schmücken sie vier von der Mitte wegstrebende Schlangenköpfe, deren Behandlung an gepreßtes Leder erinnert, und dazwischen liegen Halbkreise mit zarter durchbrochener Arbeit. Endlich ragt in der Mitte die eigentliche Schildzier empor, eine Platte mit einem in Kerbschnitt gearbeiteten Dreipaß ineinander verschlungener Tiere, in deren Augen Granaten leuchten.



Pferdegeschirr von Wendel (8. Jahrhundert)

Vergoldete Bronze mit rotem Glasfluß und silbernen Nieten. Den herrlichen Trensenring füllt ein Dreipaß nach innen ragender Schlangenköpfe in durchbrochener Arbeit. Alle Schönheiten gotischen Maßwerkes sind in ihm gleichsam schon vorweggenommen. Das feine Verständnis, mit dem die Spannung vom Kreise nach innen sich in den verflochtenen Drachenköpfen fortsetzt, läßt erahnen, daß die Schöpfer solcher Kunst später auch herrliche Schwungräder bauen und tiefstes technisches Verstehen bewähren werden.

Tafel 61 Bild 144/145



Steigbügel und Goldsporn der Wikingerzeit

Bild 146. Steigbügel, Schweden, Södermanland. Zwei gegenständige Raben nagen an einem Gerippe, dessen Kopf zwischen ihren Schnäbeln ist, dessen Becken auf dem Bügel aufsitzt und dessen gestreckte Beine an ihm hinabragen. Alle Ausdruckskraft geht von den Umrissen aus und von den das Zierstück durchbrechenden Löchern. In den Raben liegt öde Trägheit, im Toten grausig starre Beweglichkeit, und dieses wappenartige und doch so lebendige Gefüge bekrönt die ruhig aufragende Wölbung des Bügels — alles zusammen ein unvergleichliches Bekenntnis zur heldischen, kühn dem Todesgrauen zugewandten Lebensauffassung dieser Zeit.

Bild 147. Goldsporn von Röd, Rygge, Smålenene (Østfold). Prächtige aufgelegte Filigranarbeit. Die Eisenspitze ist vergangen.



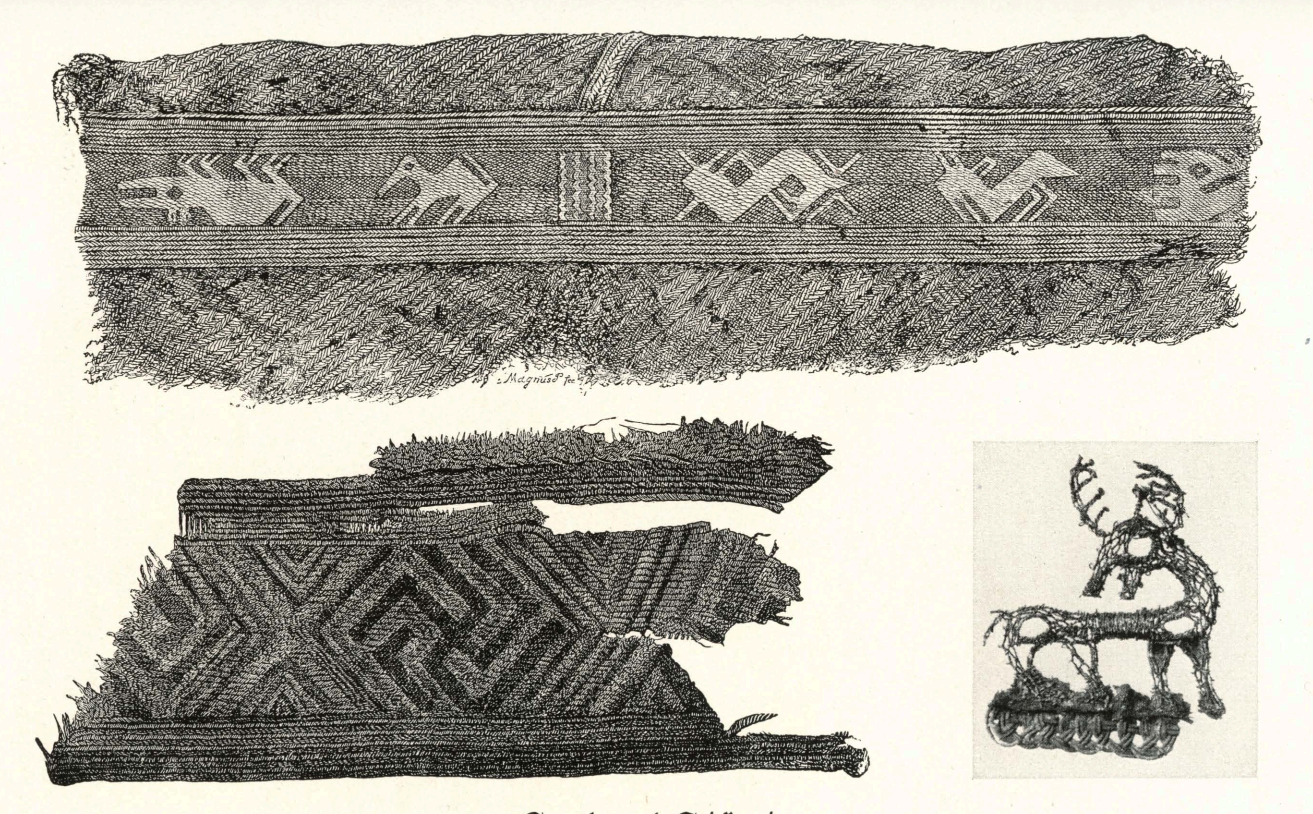
Sattelbüge und Kröten

Durch die Ringe der Sattelbüge liefen wahrscheinlich die Zügel. Bild 148: Wendel (vor 800). In der Mitte hält eine Frau mit erhobenen Händen sie anfallende Schlangen (vgl. Bild 187 und S. 66 f. u. 99). Bild 149: Wendel (Mitte des 10. Jahrhunderts). Die Gestalt, die Schlangen und die seitlichen Tiere sind in Bandgeflecht aufgelöst.

Bild 150—152. Schmucknadeln aus Frauengräbern von Bornholm. Auf Bild 151 besteht die Kröte aus zwei von der Seite gesehenen, kauernden Tieren. Zur menschlichen Gestalt innen vgl. S. 71. Bild 152 zeigt statt des Kopfes der Kröte einen magischen Knoten (vgl. S. 65). Die Geburt sollte durch den Mund der Gebärmutter-Kröte erfolgen; das Binden oder Lösen behindert oder fördert sie.

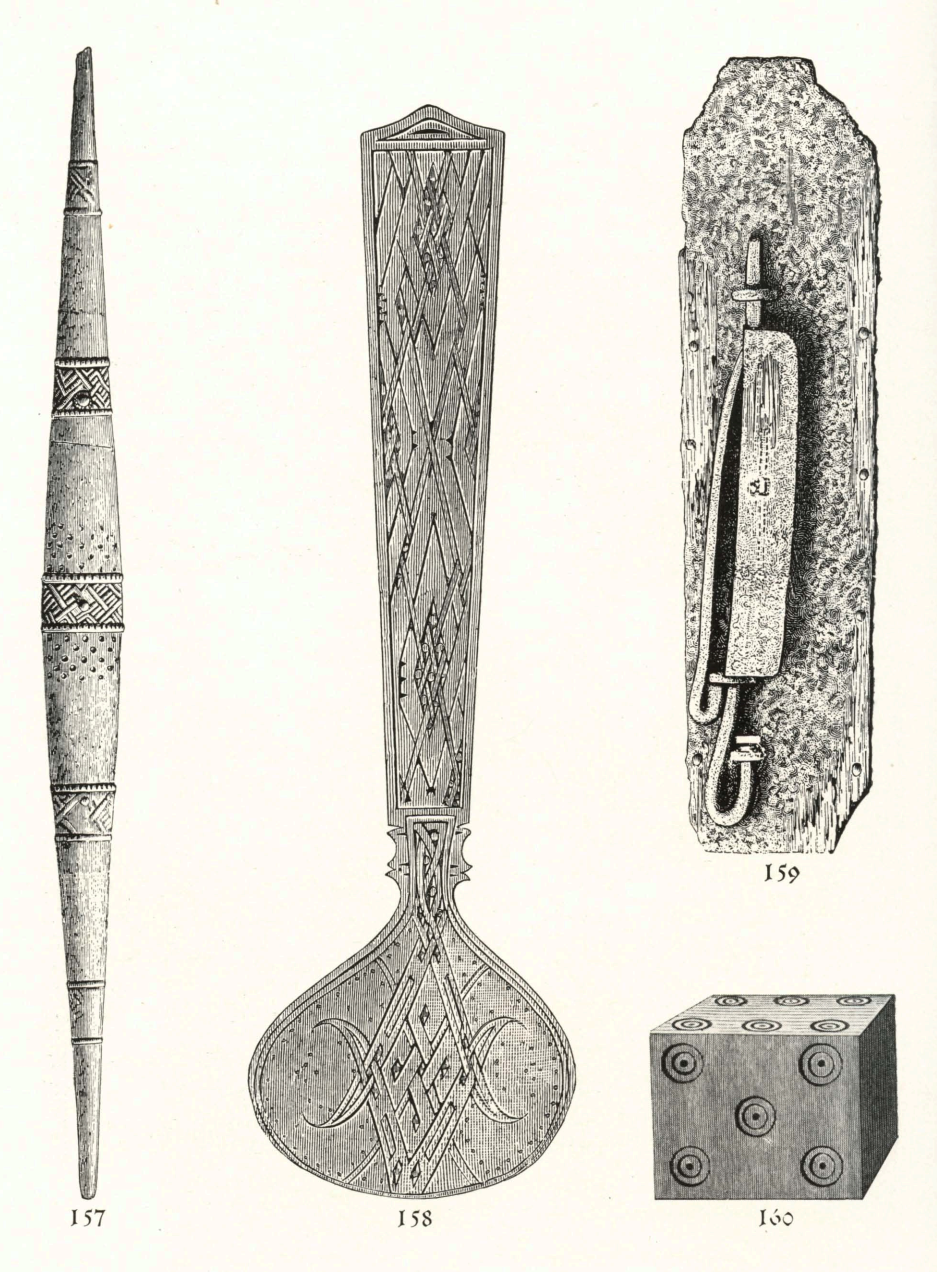
Sattelbug von Lom in Gudbrandsdalen, Norwegen (10. Jahrhundert)
aus Birkenholz, 50 cm breit, mit ineinander verbissenen Tieren im Osebergstile beschnitzt und gelb, rot, dunkelgrün und braun bemalt.

Tafel 64 Bild 153



Gewebe und Stickerei

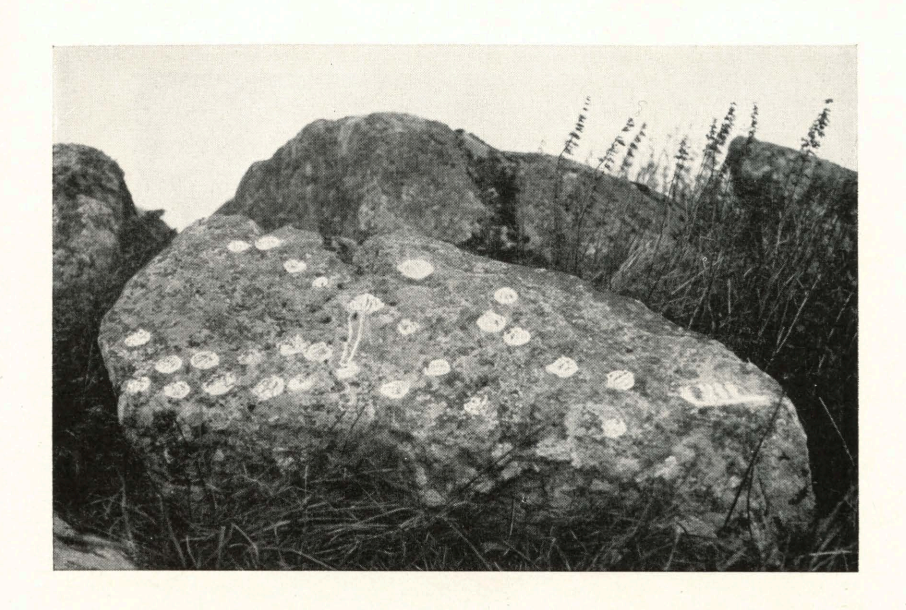
Bild 154. Wollzeug mit eingewebten Tieren, Bild 155 mit Hakenkreuzmustern. Beides aus Norwegen, Völkerwanderungszeit.
Bild 156. In Gold auf Silbergrund gestickter Hirsch. Aus Björkö, Schweden, Wikingerzeit.



157 158 159 160

Allerlei Hausrat

Bild 157. Spindel, von Wendel (um 800).
Bild 158. Löffel aus Elchhorn (späte Wikingerzeit). Mit Flechtbändern, die innen Hakenkreuze ergeben, geziert.
Bild 159. Schloß, von Wendel (vor 800).
Bild 160. Beinerner Spielwürfel der Wikingerzeit aus der Gegend von Oslo.

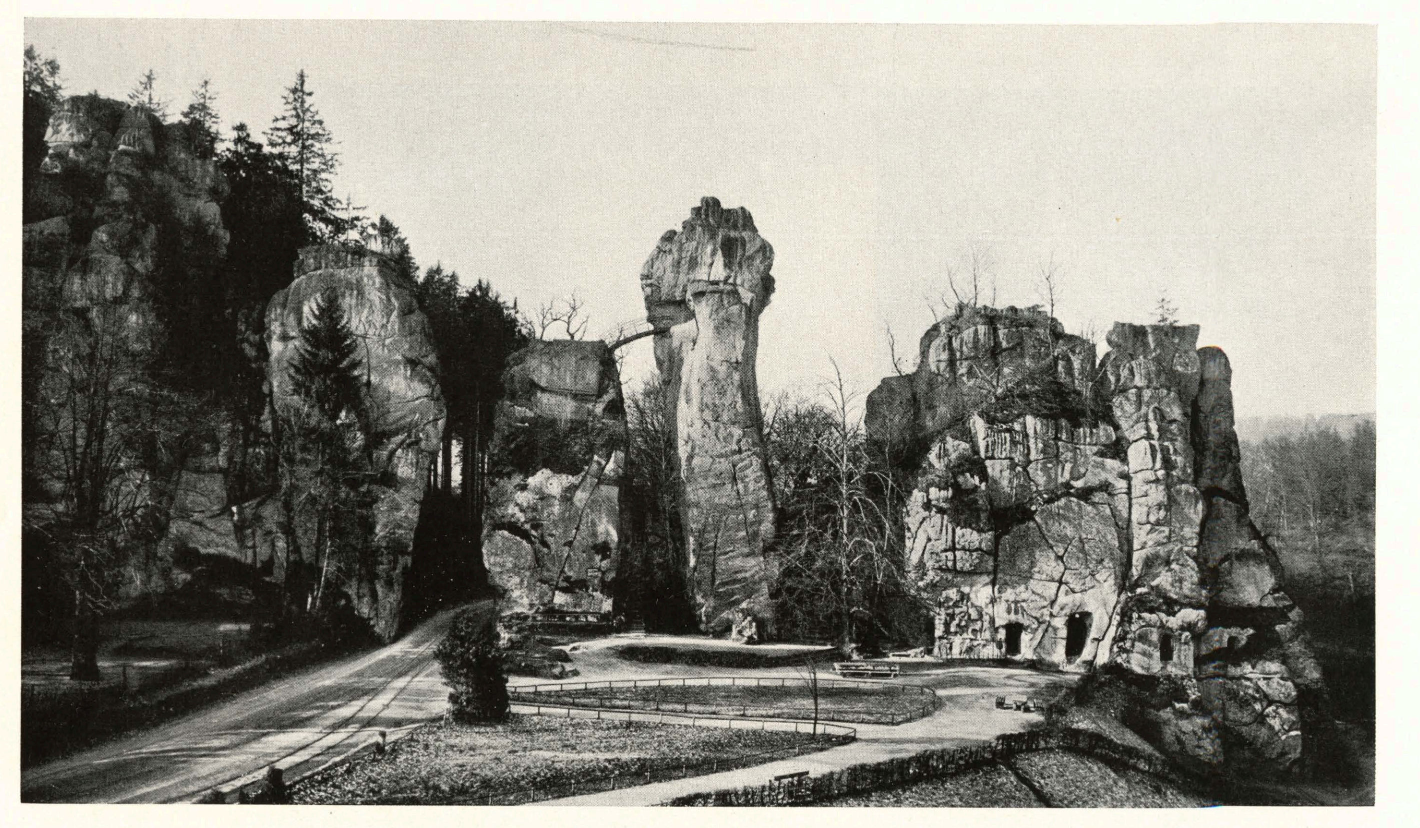




Heilige Stätten

Bild 161. Alter Opferstein in Schonen. Die napfförmigen Vertiefungen heißen im schwedischen Volksmunde „Elfenmühlen". Sie waren dazu bestimmt, Fett und andere vergängliche kleine Opfergaben aufzunehmen.

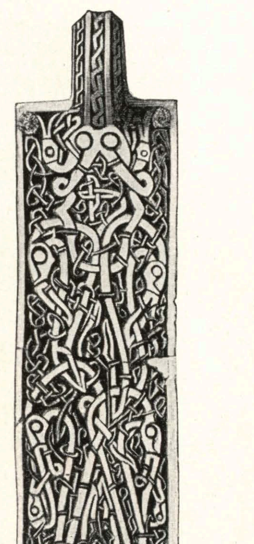
Bild 162. Die drei Hügel von Altuppsala, hinter dem mittleren das Kirchlein. Es sind längst geplünderte Gräber; die Bestattung des ältesten, östlichen Hügels erfolgte um 600. Man glaubte später, die Götter Odin, Thor und Freyr, die in der Nähe ihr Heiligtum hatten, seien große Könige gewesen und in den drei Hügeln bestattet worden.

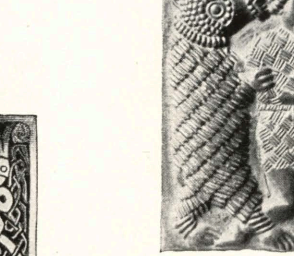


Die Externsteine. Sandsteinfelsen bei Horn im Teutoburger Walde.

Im ersten Felsen (von rechts nach links) befindet sich eine Grotte. Neben dem Eingang zu ihr ist eine Kreuzabnahme eingemeißelt. Der zweite säulenartige Fels trägt oben eine Kapelle des Paderborner Klosters von 1120. Die Stätte war bis gegen Ende des 8. Jahrhunderts ein germanisches Heiligtum, das Karl, der Frankenkaiser, zerstörte.











Das Spiel mit dem Unhold (Wolf, Winter, Tod)

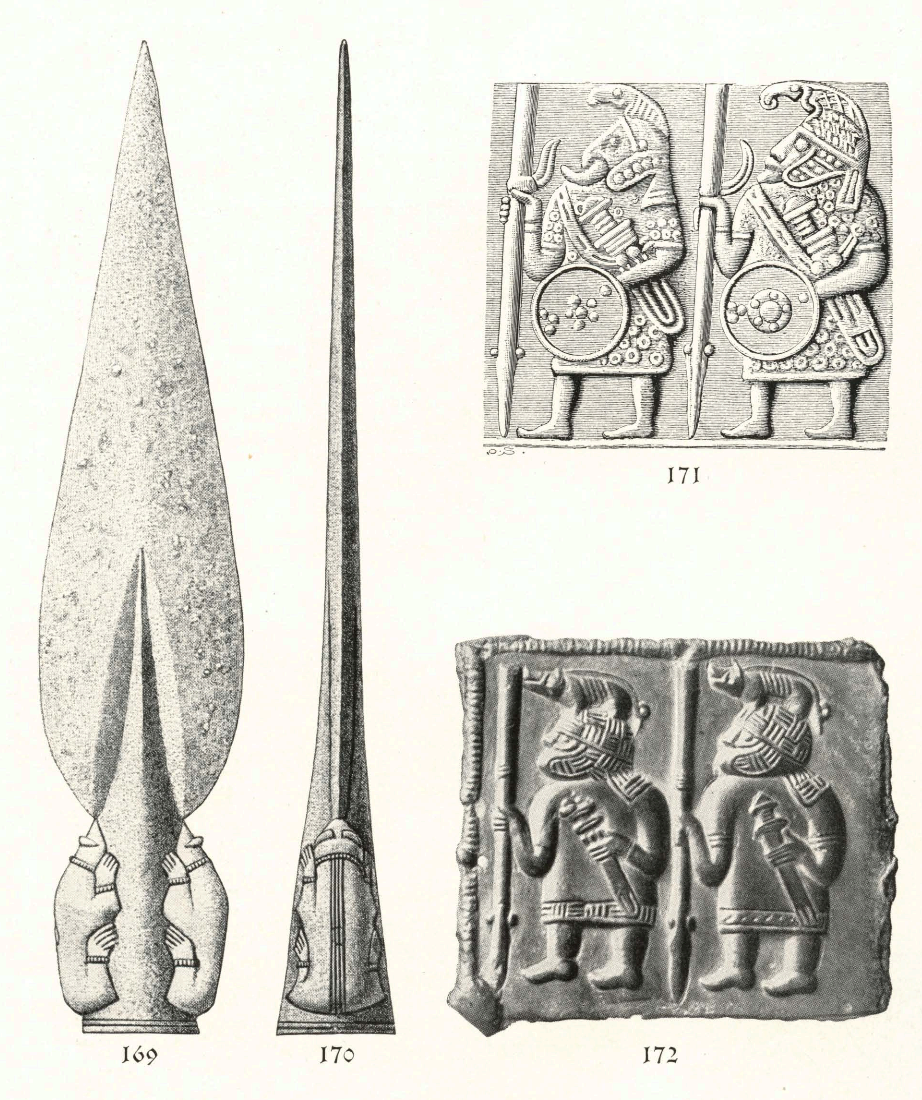
Bild 164. Der Unhold oder ein Mann, der sich so verkleidet hat, ist mit der Kette an den Block gelegt und schnappt mit herausgestreckter Junge nach seinem Bändiger, der mit der Axt vor ihm steht. Dieser hat bloß eine zottige Hose an. Ein berühmter Held hieß Lodbrok (Zottenhose). Er tötete einen Bären und einen Hund, also zwei Unholde (vgl. Bild 167), die seine Braut bewachten.

Bild 165. Dasselbe; der Bändiger mit verbrämtem Rocke bekleidet.

Bild 166. Unhold in der Ansicht von vorn, mit hängendem Kiefer (Hengikjöptr). Am Bügel läuft eine „Kette" zu seinem Haupte, von dem Schlangenköpfe aufragen. Arme und Beine sind zwei Paare in einander verschlungener, kauernder Tiere (Seitenansicht). Alles ist mit bannendem Geschlinge überzogen.

Bild 167. Ähnlich den Bildern zur Linken. Zwei Unholde. Der Bändiger führt Schwert und Dolch.

Bild 168. Tänzer mit Mondmaske. Er flieht vor dem Berserker oder Werwolfe, der sich anschickt, ihn niederzuhauen.



171

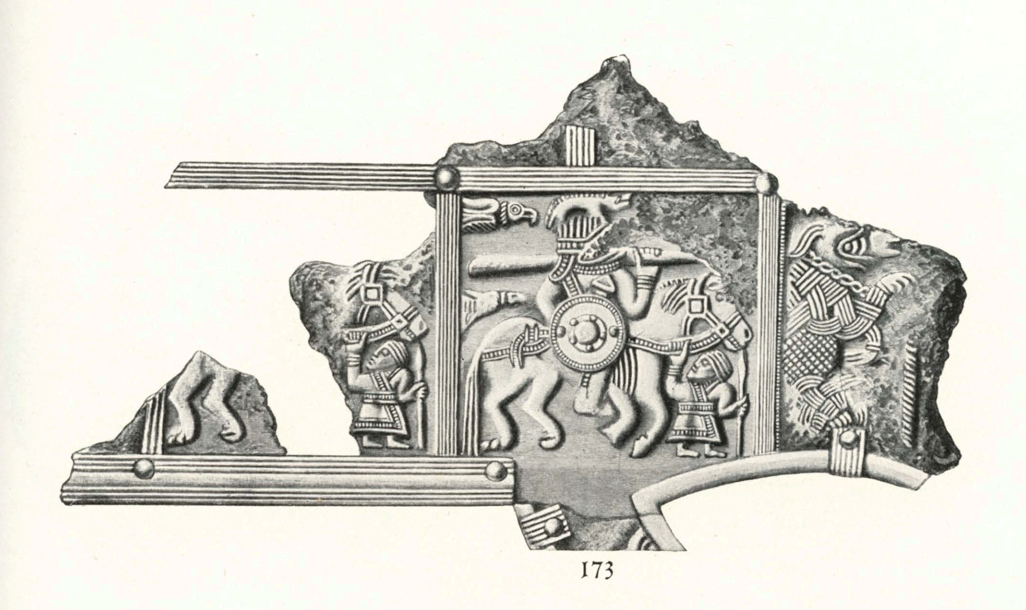
169 170 172

Kampfzahn und Schwedenferkel

Bild 169/170. Lanzenspitze von Wendel (um 550). Die Lanze soll so verwunden wie die Hauer der beiden Ferkel, die an der Tülle kauern. Vgl. Bild 101/102.

Bild 171. Prägeplatte von einem Wendelhelme (zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts). Zwei Krieger mit Vogelhelm, Schild und Lanze, beide mit Schwertern. Aber der vordere, vornehmere, trägt ein Ringschwert (vgl. Bild 138) und aus seinem Munde ragt der Eberhauer. Die Sage von König Harald Kampfzahn berichtet, daß er goldene Eberhauer hatte, d. h. wohl eine entsprechende Helmmaske.

Bild 172. Prägeplatte von Öland (7. Jahrhundert). Zwei Krieger wie die vorigen, aber ohne Schilde und mit Eberhelmzier. Auch hier trägt der vordere das Ringschwert. Die Sage von Hrolf Kraki kündet von dem „Schwedenferkel" als Kleinod des Schwedenkönigs.



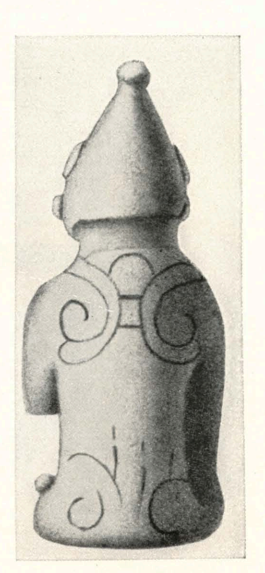
173



174

Freyr und die Eberzier

Bild 173. Prägeplatten vom Randstreifen eines Wendelhelmes (1. Hälfte des 7. Jahrhunderts). Ein Reiter auf wuchtigem Pferde, das ein speertragender Knappe am Zügel hält. Der Schild verdeutlicht, wie die Buckel (Bild 142/143) angebracht waren (vgl. Bild 171, 184 und 70). Der geflochtene Helm trägt als Grat die Eberzier. Leider ist das Gesicht des Reiters, der ihm voranfliegende Vogel und die Spitze seiner Lanze ausgebrochen. Der Reiter und sein Knappe ist auf den Gott Freyr und seinen Diener Skirnir zu deuten. Daß die Vögel den Austritt begleiten, soll ihm Glück künden. Links wiederholt sich diese Prägeplatte, nur stärker zerbrochen; rechts ein Stück des Spieles mit dem Unhold (vgl. Bild 164).



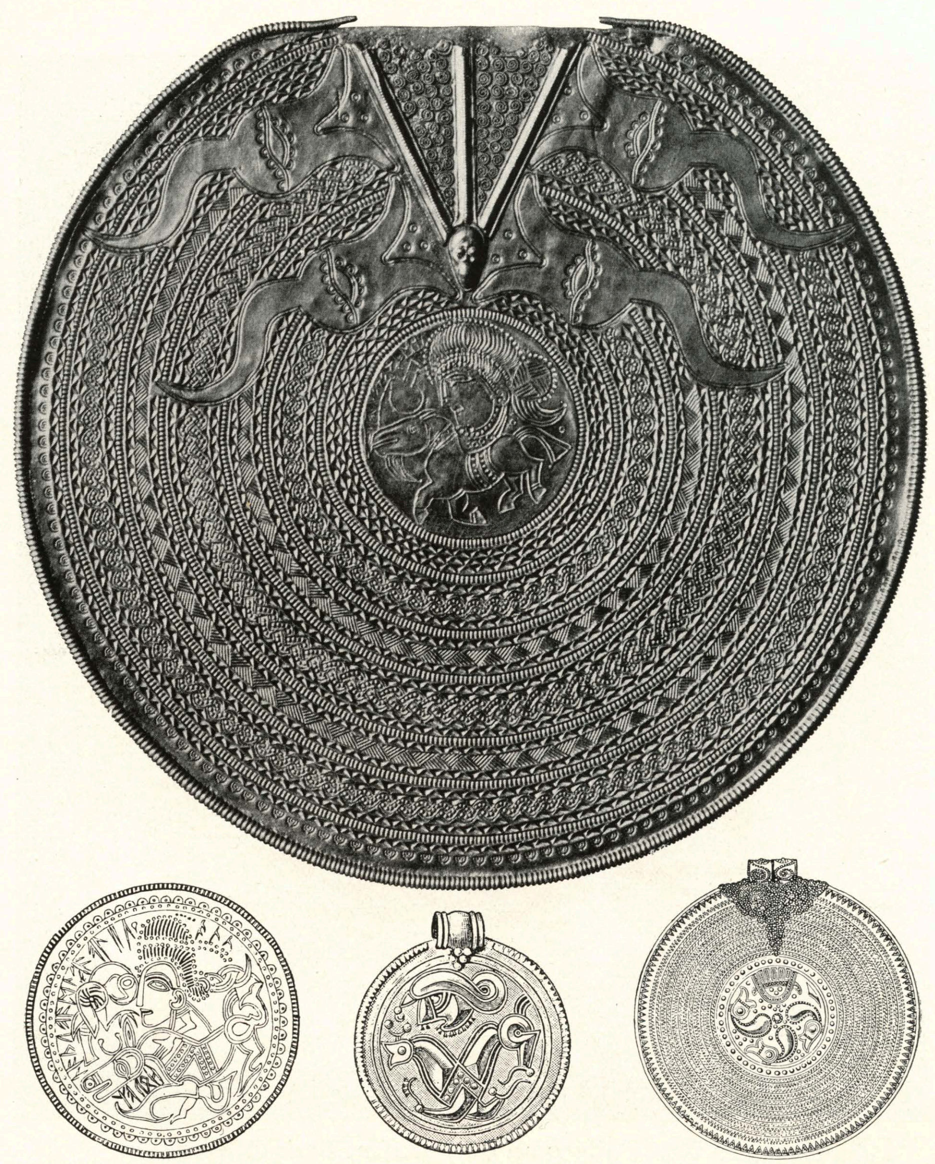
175

Bild 174/175. Dieser kleine Freyr aus Rällinge, Södermanland (11. Jahrhundert), sollte seinen Träger schützen, vielleicht auch ihm Manneskraft verleihen. Der Gott sitzt mit untergeschlagenen Beinen. Auf dem Kopfe trägt er einen in einen Knauf endenden Helm. Mit der armreifgeschmückten Rechten faßt er seinen Bart zusammen. Das deutet auf Nachsinnen, das mächtig aufragende Glied auf seine Zeugungskraft.



Der Reiter: Wodan – Odin auf Schaumünzen und Anhänger

Bild 176. Goldene Schaumünze (Brakteat) von Pliezhausen, Württemberg (7. Jahrhundert). Zugrunde liegt das römische Bild eines Reiters, der über den erlegten Feind hinwegsprengt. Aber der germanische Künstler gibt ihm einen völlig neuen Sinn. Vgl. S. 53. – Bild 177. Goldene Schaumünze von Wadstena am Wettersee, Schweden (6. Jahrhundert). Vgl. Taf. 73 und S. 53. – Bild 178. Anhänger in durchbrochener Arbeit aus einem Frauengrab von Obereßlingen am Neckar (7./8. Jahrhundert). Der Reiter lenkt die Lanze mit der Linken. Vgl. in Bild 110 das verkehrt eingesetzte Steuer.



Odin als Reiter auf goldenen Schaumünzen (1. Hälfte des 6. Jahrhunderts)

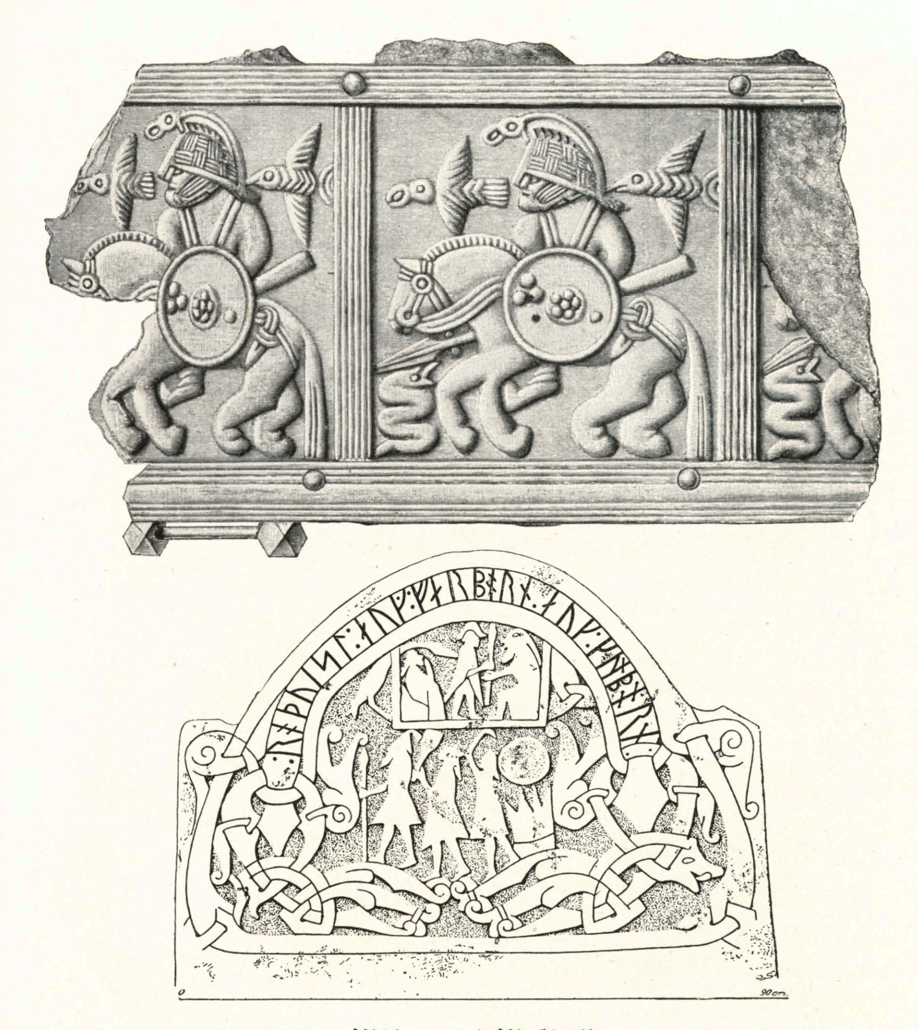
Die Schaumünzen (Brakteaten) wurden meist an Ösen als Anhänger getragen. – Bild 179 von Fünen. Vom Reiter sind noch Oberleib, Arm und Bein erkennbar. Ein Vogel flattert ihm entgegen; am Rande und unter dem Pferdekopfe Runen. – Bild 180. Aus Schonen. Das größte bisher gefundene Stück dieser Art. Die Öse ist leider abgebrochen, nach dem Dreiecke unter ihr schnappen je zwei Drachenköpfe. In der Mitte sehen wir nur mehr den Kopf auf dem Rosse lasten, links von ihm ein rechtsläufiges Hakenkreuz, darüber Runen. – Bild 181. Aus Schonen. Das Roß ist dreibeinig, das Haupt schwebt über ihm; der Haarwulst ist als Vogelleib aufgefaßt und endet vorn in einen Vogelkopf. – Bild 182. Aus Gotland. Das Ganze ist eine Art Hakenkreuz oder vielmehr Dreischenkel, das Sinnbild Odins im Norden, geworden. Drei Schenkel, den Beinen des Rosses entsprechend, enden in Tierköpfe; an Stelle des vierten steht in Vorderansicht der Kopf des Reiters.



Grabstein vom Salberg bei Hornhausen, Kreis Oschersleben Provinz Sachsen (7./8. Jahrhundert)

Oben sieht man noch sechs nach rechts gewendete Füße in Socken, wie sie auch der Reiter trägt. Dieser könnte der Tote selbst sein. Das übergroße, gerundete Auge deutet eher auf Wodan. Den Boden bildet eine mäanderartige Schlange, deren Kopf rechts herabhängt; man vergleiche die Schlange in Bild 184. Das Schlangengeflecht zuunterst könnte das Helgatter oder den Totensaal meinen, dessen Wände aus Schlangen geflochten sind (Edda, Wöluspa 38). Die 6 Füße oben gehören vielleicht zu einer Darstellung der Götterwelt (Wallhall); vgl. Bild 185, 186, 219 B und D. Ähnlich wie in Niederdollendorf (Bild 133–137) sind Formen der Holzbearbeitung auf den weichen Sandstein des Grabmals übertragen, z. B. die nochmalige innere Begrenzung der Flächen, die Riefelung der Schlangenleiber.

Tafel 74 Bild 183



Wodan und Walhall

Bild 184. Prägeplatten vom Randstreifen eines Wendelhelmes (zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts). Der Reiter sprengt auf wuchtigem Pferde mit gesenkter Lanze gegen einen Wurm an. Sein Helm ist geflochten und trägt als Grat eine Vogelzier. Zwei glückverheißende Vögel begleiten den Ausritt. Wie es scheint, ist nicht ein gewöhnlicher, sondern ein besonderer Reiter gemeint. Der Wurm ließe an Thor denken, die Vögel (Raben?) und die Lanze deuten eher auf Odin (Wodan).

Bild 185. Runenstein von Sanda, Gotland (um 1050). Ein in Drachenköpfe und zierliche Verschlingungen endendes Band trägt die Runeninschrift: „Rodhvisl und Farbjörn und Gunnbjörn". Der freie Raum in der Mitte zeigt oben Walhall mit Odin (Wodan) und seine Gattin Frigg, zwischen ihnen den in Walhall ankommenden Helden auf Odin zuschreitend und ihm die in Ehren geführte Lanze überreichend. Odin ist durch den Dreipaß hinter ihm, Frigg durch das über ihr hängende Federkleid gekennzeichnet. Darunter schreiten von dem noch flammenden Holzstoße, über dem ein Schild hängt, nach links zu drei Helden (die in der Runeninschrift genannten?). Der erste trägt die Lanze, der zweite den Spaten, der dritte den Haken, die Sinnbilder der drei großen Götter Odin, Thor, Freyr.



Runenstein von Tjängvide, Gotland (11. Jahrhundert)

Den Stein umrahmt ein Flechtbandmuster. Unten fährt das Totenschiff mit acht Darinstehenden, die sich mit dem Takelwerk beschäftigen. Das riesige Segel füllt das Rechteck über dem Schiffe und besteht merkwürdigerweise aus schütterem Flechtwerk. Trotzdem scheint es windgeschwellt. Rechts im Schiffe sitzt der Steuermann, wahrscheinlich Odin, der die Toten ins Jenseits steuert. Sein Speer lehnt neben ihm und weist auf die Runen. Oben reitet Odin oder der Held, dem der Gott sein achtbeiniges Roß Sleipnir geliehen hat, in Walhall ein, empfangen von einer Göttin oder Walküre. Vgl. Bild 219.



Stein von Hunnestad, Schonen (10. Jahrhundert)

Ein unholdes Wesen, aus dessen Munde statt der Zunge eine Schlange bleckt, hält in der Rechten eine Schlange als Geißel und bedient sich mit der Linken ebenfalls einer Schlange als Leitseil und Zaum des Wolfes, auf dem es reitet (vgl. Bild 148). Nach der jüngeren Edda schickte man zu Balders Bestattung nach einer Riesin namens Hyrrokin („die durch Feuer Eingeschrumpfte"), die auf einem Wolfe ritt, der mit Giftschlangen gezäumt war. Sie allein vermochte das Totenschiff, das nicht vom Stapel laufen wollte, auf den ersten Ruck so ins Meer zu stoßen, daß Feuer aus den Walzen schlug und alle Lande erbebten.



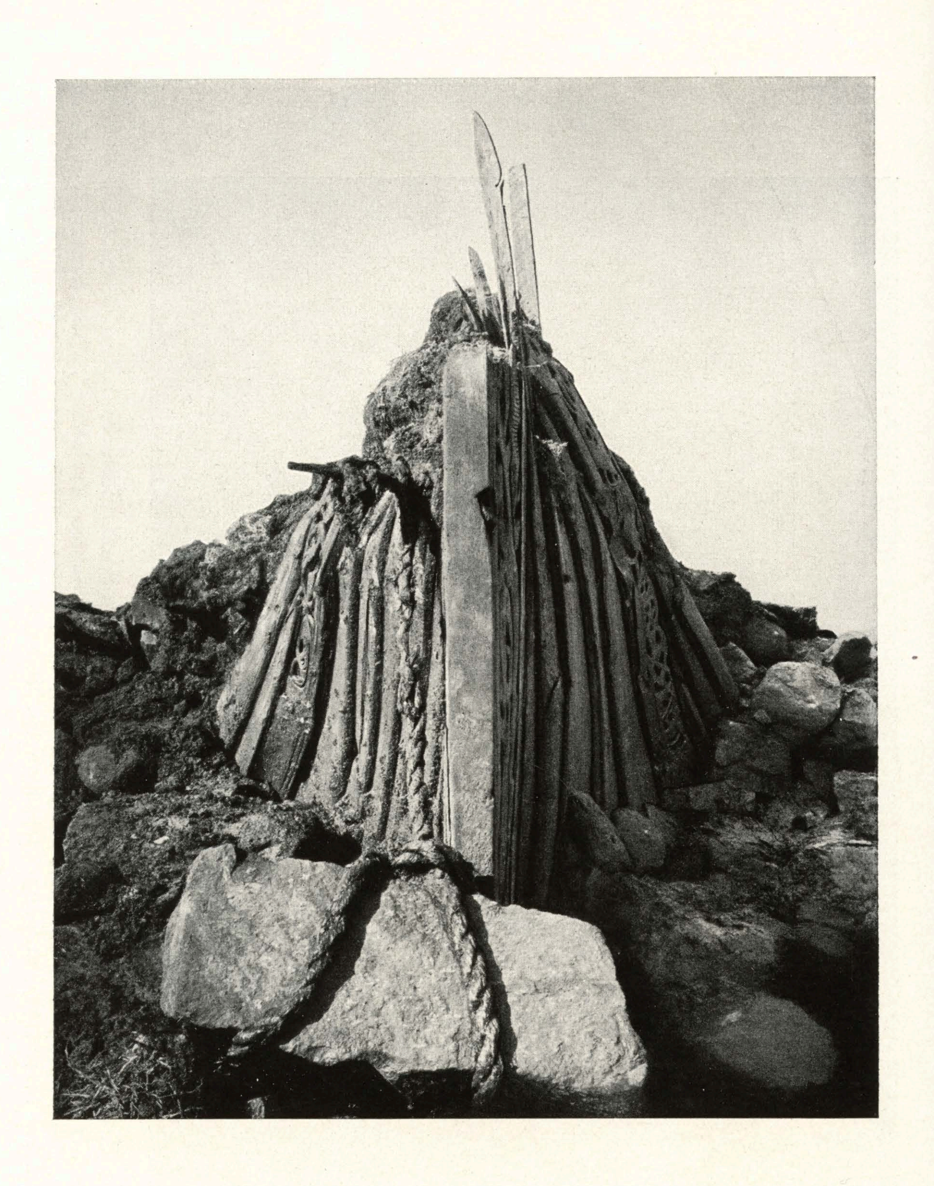
Silberner Thorshammer von Östergötland

Halsschmuck der späten Wikingerzeit an silberner Schnur, die in Schlangenköpfe auslief. Nur einer davon ist erhalten. Der Griff des Hammers endet in einen Vogelkopf (Eule, vgl. Bild 74). Die Filigranverzierung der Seitenflächen stellt Zauberzeichen dar, verknotete Schlingen und Doppelspiralen. Man glaubte, daß Thors Hammer, in der Edda Mjölnir, d. h. Zermalmer, genannt, nach dem Wurfe von selbst wieder in die Hand des Gottes zurückkehre. Thor vernichtet mit dem Hammer die Unholde, deren Abwehr auch der Hammer als Anhängeschmuck bezweckt.



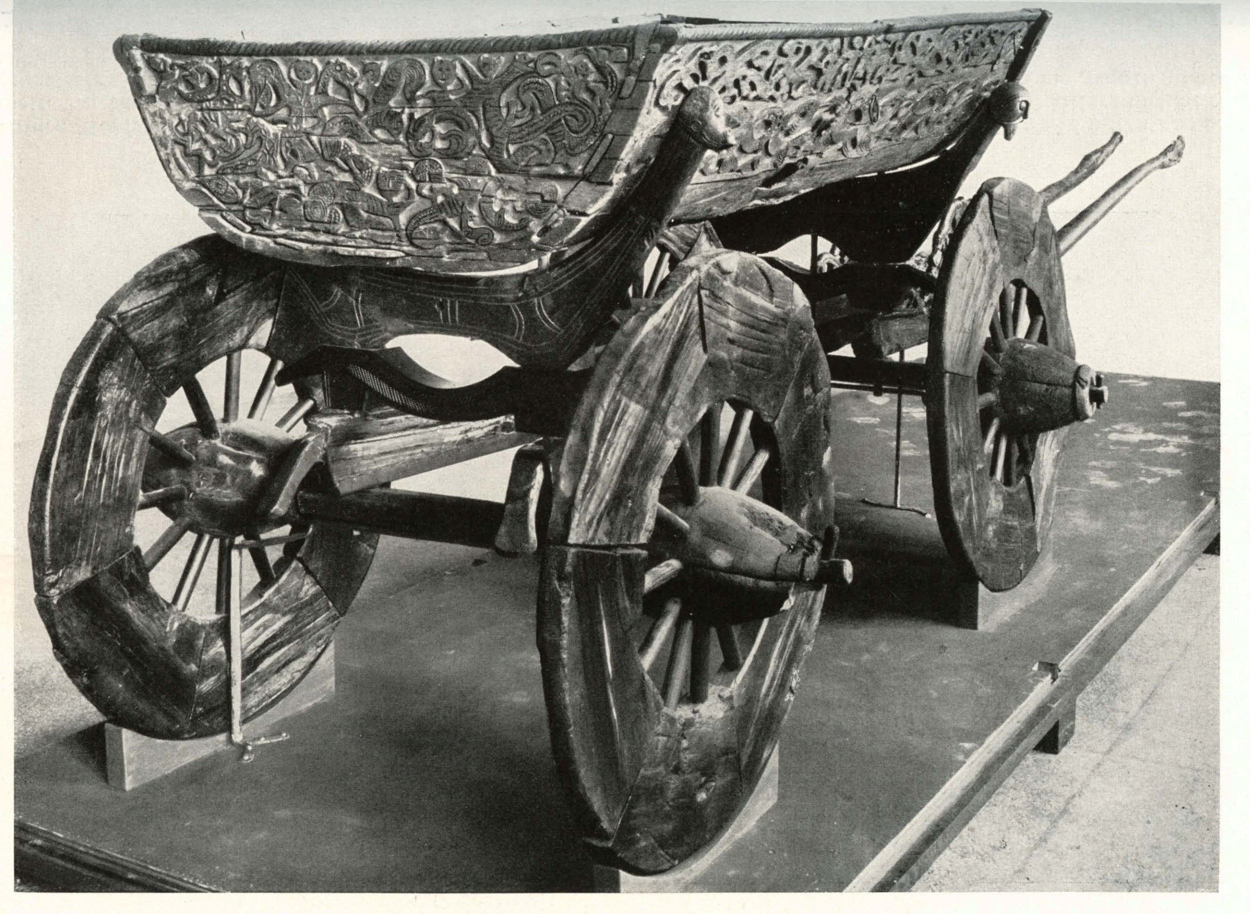
Trojaburg von Ramnö im Kungsbackafjord, Halland (Schweden)

Die Steinsetzungen dieser Art heißen in Deutschland „Wunderburg“, in Skandinavien „Trojaburg“, „Jungferntanz“, in Island „Wölundhaus“, in Finnland „Riesenstraße“, in Lappland „Babylon“ und ähnlich. Es wurden Tanzreigen in ihnen geführt, wohl um den Riesen oder Troll in den labyrinthischen Gängen festzubannen. Auch auf den Glocken, Wänden und Fußböden der Kirchen findet sich das Zeichen.



Das Osebergschiff (um 850) am Steine vertäut

Der Hügel, unter dem sich das Schiff fand, ist entfernt, auch die Steinpackung, in die man es gebettet hatte, zum größeren Teile schon abgetragen. So tritt der Hintersteven mit seinem trotz der Verkürzung stark zierenden Schnitzwerk mächtig hervor. Auf dem Schiffe war die Grabkammer errichtet. Hier war Königin Asa mit ihrer Dienerin bestattet. Sie war die Tochter des Harald Rotlipp, die Gattin Gudröd des Stolzen, der ihren Vater und ihre Brüder erschlagen hatte, als er sie raubte, und an dem sie Blutrache übte, und sie war von ihm die Mutter Halfdan des Schwarzen und die Großmutter des Harald Schönhaar. Vgl. S. 101 f.



Der Wagen von Oseberg

Auf dem Vorderschiffe stand mit den Hinterrädern an dem südlichen Giebel der Grabkammer ein Wagen, dessen Kasten nach Art eines Bootes genietet und in wirkungsvollem Gegensatze zu den wuchtigen Rädern mit fein gegliedertem, geheimnisvollem Schnitzwerk überdeckt ist. Der Wagenkasten ruht auf Böcken, die in Menschenköpfe enden (Bild 192, 193), wie solche schon den Wagen von Deibjerg (Bild 78) zieren. In dem Wagen von Oseberg, der vorher für Umfahrten und Opferfeste gedient haben dürfte, wurde vermutlich die Leiche der Königin Asa, von zwei Ochsen gezogen, samt ihrer zum Tode bestimmten Begleiterin zu Schiffe gebracht.





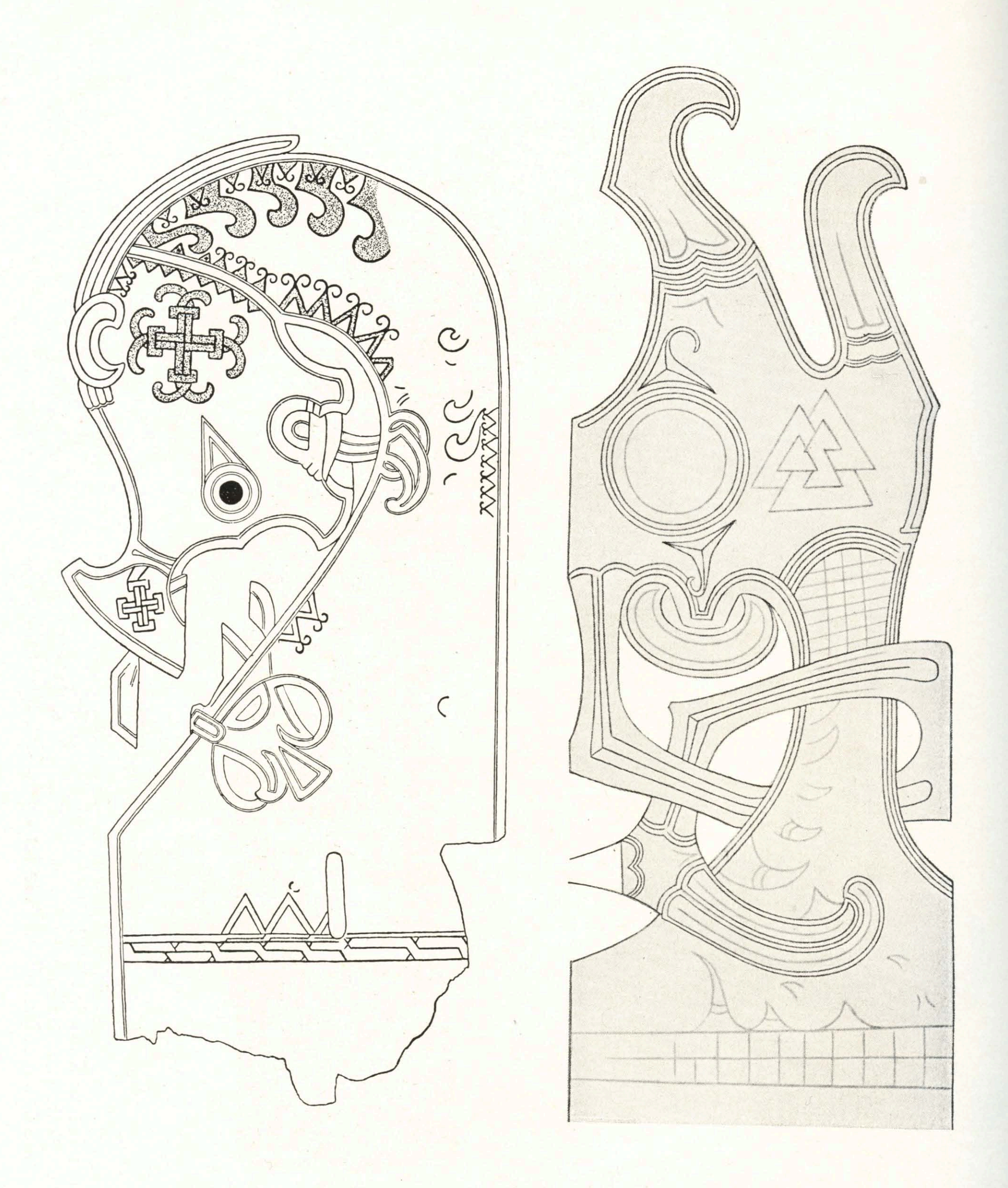
Die Träger des Wagenkastens

Die bärtigen Köpfe, in die die Böcke des Wagenkastens enden (Bild 193), sind mit wenigen wuchtigen Schnitten aus dem Holze herausgeholt. An dem Zwickel, mit dem der Bock in den Kopf übergeht (Bild 192), ist ein gegenständiges bärtiges Gesicht eingeritzt, dessen eigenartiger Helmschmuck über die Nase hinabragt. Diese Gesichter und auch die Köpfe selbst sind als Fratzen zu deuten, die schädliche Einflüsse abwehren sollen.



Bett von Oseberg

Das schön gearbeitete Stück fällt durch seine Kürze auf. Man scheint im Bette mehr gesessen als gelegen zu haben. Auch in den alten nordischen Bauernhäusern sind die Bettstellen äußerst kurz. Die Kopfteile des Bettes von Oseberg sind so durchbrochen, daß sich Tierköpfe ergeben, deren Zungen und Schöpfe ins Holz vorstoßen. Die Haltung deutet darauf, daß diese Tiere (mit „offenen Augen" ?) schlafend gedacht sind und wohl den Schlaf des im Bette Ruhenden unterstützen sollen.



Brettenden mit Zauberzeichen

Im Vorderteile des Osebergschiffes stand das große Bett, bemalt mit Zauberzeichen. Darin lag der Kopf eines dort geopferten Ochsen. Es scheint, daß dies Bett und zwei weitere, deren Reste sich hier fanden, einer umständlicheren heiligen Handlung dienten, die sich auf die Leiche und ihre todgeweihte Begleiterin bezog. Das Brettende des Bettes ist mit kreuzartigen Zauberzeichen bemalt, die an der Wange und am Schopfe des Tierkopfes angebracht sind. An einem anderen Brettende (von einem Giebel) trägt die Wange des Tierkopfes in einander verschränkte Dreiecke. Gewöhnlich deuten Dreiecksgebilde auf Odin (oder Freyja), kreuzartige Gebilde, auch Hakenkreuze, auf Thor.



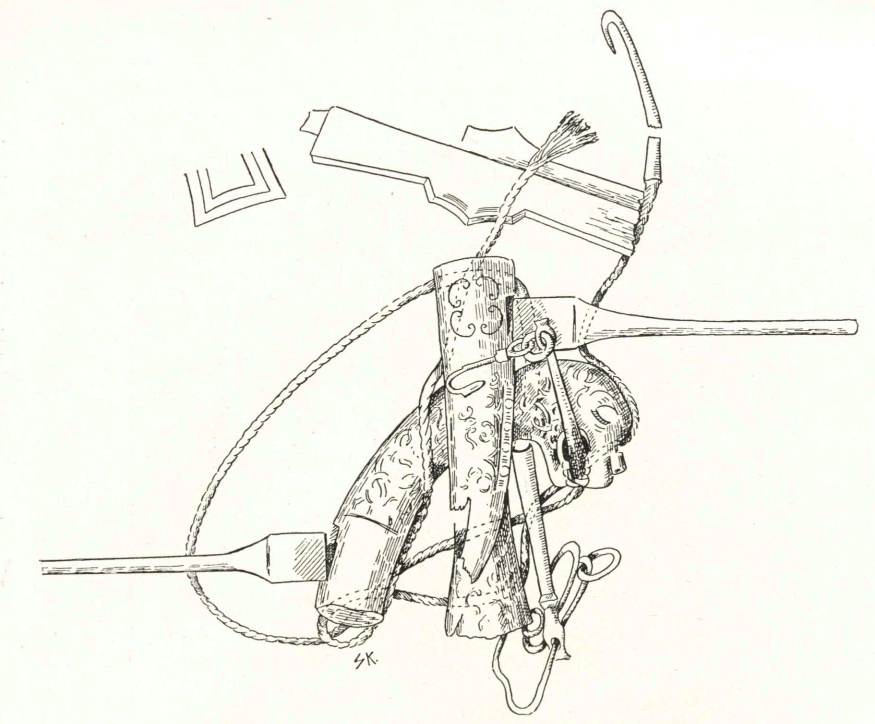
Tierkopf von Oseberg

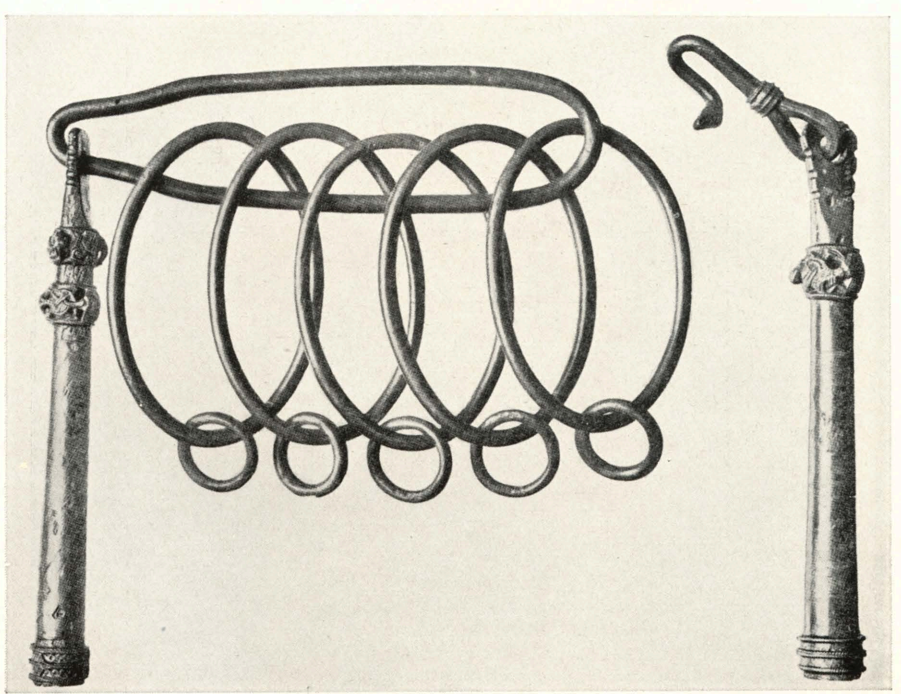
Er fand sich mit einem ähnlichen zweiten im nordöstlichen Teile der Grabkammer in Verbindung mit einer Rassel. Im südöstlichen Teile der Grabkammer lag, ebenfalls mit einer Rassel verbunden, ein anderes Paar solcher Köpfe (Bild 199). Sie wurden vermutlich von vermummten Gestalten an Schäften getragen, die unten von hinten in sie hineingesteckt waren. Der Lärm der Rasseln sollte die bösen Geister dem Leichenzuge fernhalten. Der obige Tierkopf und sein Gegenstück sind hundeartig, die beiden anderen mehr löwenartig. Ein fünfter, der sich auf dem Vordersteven des Schiffes fand, steht vereinzelt; sein Träger schritt wohl dem Zuge voran. Die in einander verknoteten Kreise des Zierwerkes an unserem Tierkopfe gemahnen an die Zotten eines Pudels. Es liegt nahe, an die das Ende der Welt herbeiführenden Hunde und Wölfe der Edda zu denken.



Einzelheit vom Halse des Tierkopfes

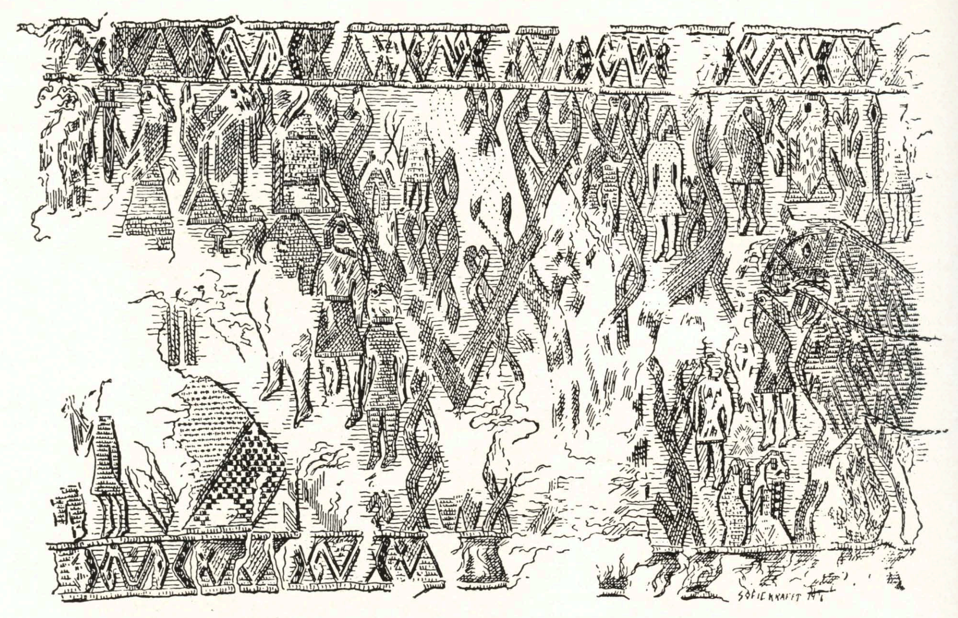
Das ganz in Schimmer und Tiefendunkel aufgelöste, überraschend prächtige Zierwerk besteht aus zu Eirunden verbissenen Tieren, in denen und zwischen denen unholde Köpfe aufragen, deren Leiber trotz aller durchdachten Entschiedenheit der Linienführung geheimnisvoll in das lebendige Drängen des Grundes verfließen.





Tierköpfe und Rasseln

Bild 199. Tierköpfe des Osebergfundes, mit der Rassel durch Schnüre verbunden. Vgl. die Erklärung zu Bild 197. — Bild 200. Die schönste Rassel aus dem Osebergfunde. Links der Stab mit den Rasselringen, rechts der andere mit dem Haken.





Bildweben von Oseberg

Bild 201. „Odins Baum“ mit den Gehenkten. Vgl. Bild 219. Von rechts reitet der Gott (Odin oder Freyr) herzu. Man sieht auf unserem Bilde noch den Vorderteil des Pferdes.
Bild 202. Schwer beladene Wagen, von Pferden gezogen und von Reitern geleitet. Zwischen dem oberen und dem unteren Wagen ein Stabträger und vier priesterliche Gestalten in Weiberkleidern (vgl. Bild 14 u. 15) nach links schreitend, die drei letzten bärtig.



Steinernes Schiff bei Blomsholm, Bohuslän (Schweden)

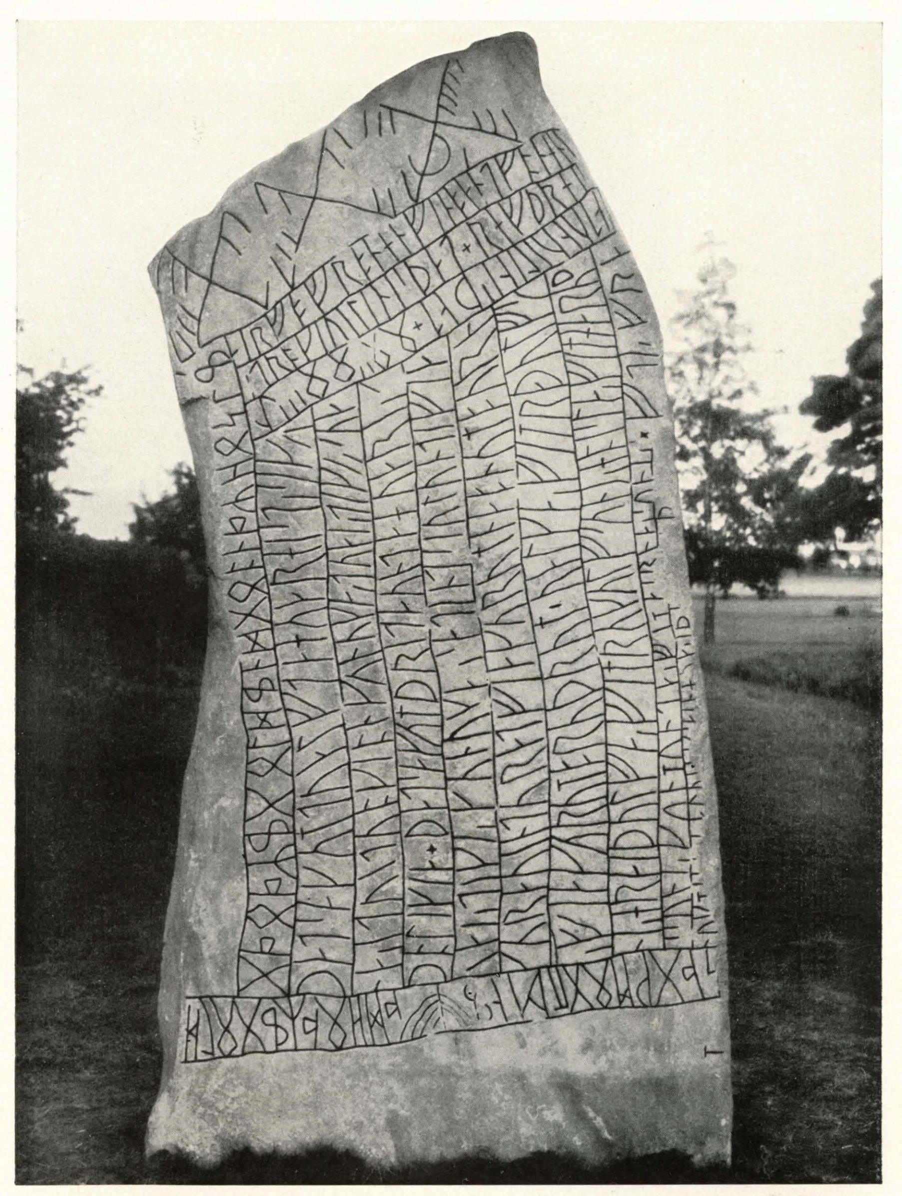
Das im Grabhügel beigesetzte hölzerne Schiff vergeht, aber dieses aus mehr als 50 gewaltigen Steinen in die Landschaft gesetzte und gleichsam halb in den Boden versunkene ist unvergänglich. Hoch ragt der Vordersteven gen Süden auf, die Bordpflöcke schließen nahe zusammen, in der Mitte deutet ein Stein die Stelle des Mastes an. Diese eigenartige Schiffssetzung stammt aus der Wikingerzeit und bezeichnete, wie sich aus ähnlichen Fällen ergibt, ein Grab. Ragte der Gedanke an ein Geisterschiff herein, das auf seiner nächtlichen Fahrt vom Norden bis hierher kam, aber das Wasser nicht mehr erreichte, sondern vor der aufgehenden Sonne zu Stein erstarrte?





Haithabu-Schleswig,

der „Bau" (bu) in der Heide, der große Handelshafen („wik") am Südufer der Schlei (daher Schlei-wig, Schleswig), zu Anfang des 9. Jahrhunderts gegründet, blühte um 900, pflegte weltweite Handelsbeziehungen, verlor aber bald wieder seine Bedeutung.— Bild 204. Anlage: 1 Nordtor, 2 Südtor, 3 Wassereinlauf, 4 König Svens Einbruchsloch, 5 Viertel der Werkarbeiter, 6 jüngerer Friedhof, 7 Verbindungswall zum Danewerk (vgl. S. 59), 8 Hochburg. — Bild 205. Hausstelle in Haithabu. Drei in die Erde vertiefte Häuser wurden hier nach einander auf in den Boden eingelassenen Schwellen errichtet. Holzmoder und Kohle heben sich scharf vom weißen Sande ab. In der einen Ecke des Hauses bemerkt man einen aus Feldsteinen errichteten Herd, 2 Mühlsteine und runde Gruben, in die wahrscheinlich hölzerne Vorratsgefäße eingegraben waren.



Runenstein von Rök, Östergötland (2. Hälfte des 9. Jahrhunderts)

Es ist die Zeit, da die Handelsstadt Birka in Schweden blühte und über Haithabu mit Dorestad an der Rheinmündung in Verbindung stand. Die ungewöhnlich umfangreiche Inschrift enthält u. a. den Stollen:

Ritt Dietrich, der dreistherzige,
Seevolks Führer, des Südmeers Strand.
Sitzt nun gerüstet auf seinem Roß,
den Schild im Gehäng, der Heerschirmer.

Der Dichter kannte also Theoderichs Reiterbildnis in Aachen. Der Stein ist lichtgrauer, feinkörniger Granit, weit über mannshoch; die Runen, die der Vater Varin für seinen gefallenen Sohn Vämod als Fluch gegen dessen Feinde geritzt hat, haben wir uns mit Blut gefüllt zu denken. Unser Bild zeigt die Rückseite, die oben (entzifferte) Geheimrunen trägt.

Den dreiflächigen Stein umschlingen verknotete Schnüre. Die eine Seite trägt hauptsächlich die Runeninschrift: „König Harald befahl, dieses Denkmal zu errichten nach Gorm, seinem Vater, und Tyra, seiner Mutter, jener Harald, der sich ganz Dänemark und Norwegen unterwarf und die Dänen zu Christen machte." Gemeint ist Harald Blauzahn (936–986). Die zweite Seite zeigt einen Drachen, den eine sich in den Schwanz beißende Schlange umwindet, die dritte Seite Christus am Kreuze. Dieser Stein stand ursprünglich inmitten zweier Hügel. Der nördliche Hügel barg eine Grabkammer, in der man noch 1870 einen mannslangen, fellbekleideten Sarg fand. Aber Grabräuber hatten den wertvollen Inhalt bereits entwendet. Auf dem südlichen Hügel stand ein kleinerer Runenstein. Eine Steinmauer umhegte die Anlage.



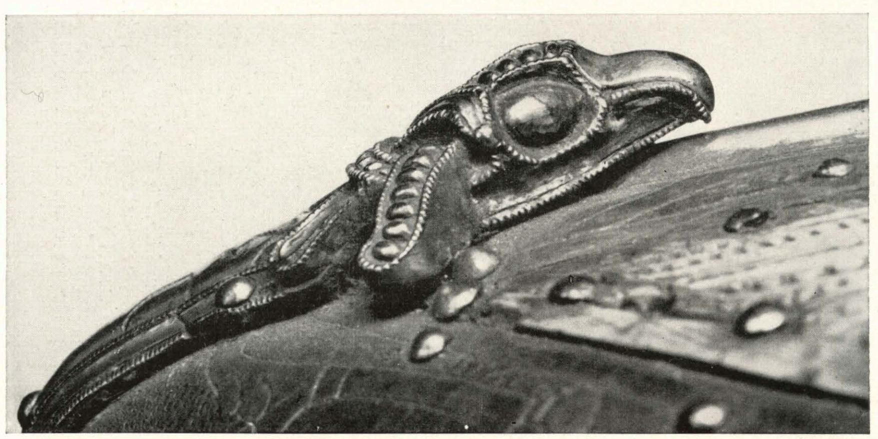
Der große Runenstein von Jellinge in Jütland (Ende des 10. Jahrhunderts)

Tafel 92 — Bild 207–209



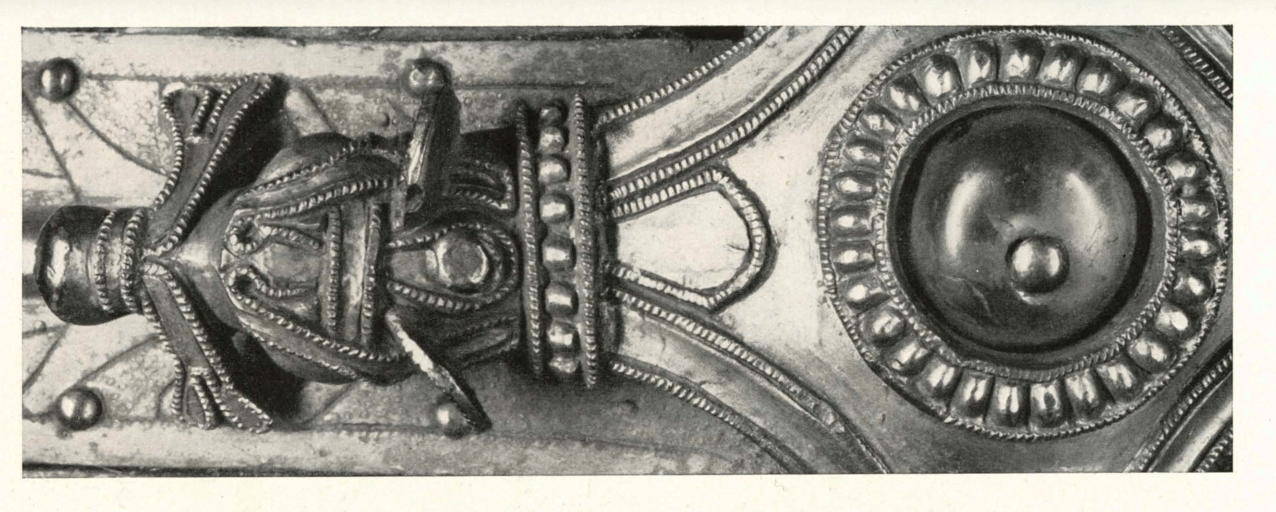
Schmuckschrein aus Lund, Schonen (um 1000)

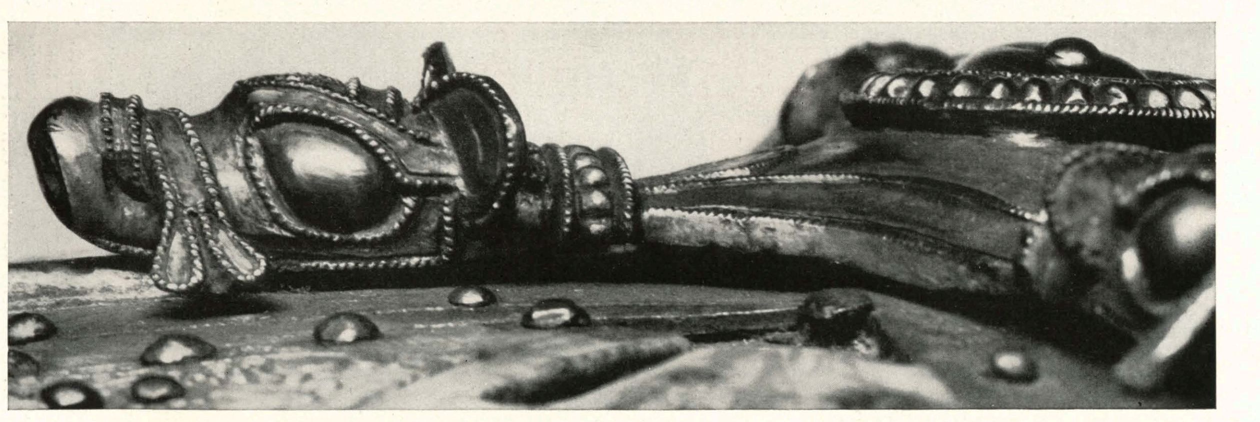
Vielleicht durch Gunnhild, die Tochter Knuts, des Eroberers, und Gemahlin Kaiser Heinrichs III., ist dieser Eichenholzkasten in den Bamberger Domschatz gekommen und später fälschlich der hl. Kunigunde, der Gemahlin Kaiser Heinrichs II., zugeschrieben. Mit dem gewölbten Deckel ist er 13,3 cm hoch und mißt 25,1 × 25,7 cm an den Seiten. Vergoldete Bronzebeschläge und verzierte Füllungen aus Narwalzahn. – Die folgenden Bilder verdeutlichen Einzelheiten des prächtigen Stückes: Bild 211 Blick von oben, Bild 212 den Vogelkopf der am Deckel emporkletternden Schlange von der Seite, Bild 213 einen der Drachen, die von dem Juwel in der Mitte des Deckels nach den vier Ecken vorstoßen, von der Seite, Bild 213 denselben von oben. Man kann in diesen Bildern Zug um Zug verfolgen, wie wirkungsvoll sich diese Drachen in den verschiedenen Ansichten darstellen.



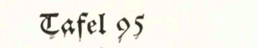
Einzelheiten des Schmuckschreines (vgl. zu Bild 210)

Tafel 94 Bild 211/212





Einzelheiten des Schmuckschreines (vgl. zu Bild 210)



Tafel 95

Bild 213/214



Zwei runde Spangen von Öland (10. Jahrhundert)

Aus Silber und teilweise vergoldet. Sie sind durch eine dicke Kette miteinander verbunden, die über 1 Meter lang und mit bewundernswerter Gleichmäßigkeit gearbeitet ist. Jede Spange hat hinten eine Nadel, mit der sie am Gewande befestigt wurde, und eine Öse für den Ring in dem Tiermaul, in das die Kette an beiden Enden ausläuft. Die Spangen zeigen Menschengesichter und dämonische Tierköpfe zwischen mannigfach verknotetem Zierwerk.



Bronzefahne von der Heggen-Kirche in Norwegen (um 1050)

Das prächtige Stück ist ein merki (Zeichen), bestimmt, an den Ösen der runden Seite mit flatternden Tuchzipfeln geschmückt und links an einer Stange befestigt, als ve (Wedel, Banner) und gunnfani (Kampffahne) zu dienen. Zwei mit gefiederten Kronen und Schwänzen anlaufende Drachentiere im Jellinge-Stile (Bild 207–209) zieren die kräftig umrahmte Fahnenfläche, auf der oben ein „brüllender Löwe" steht.

Tafel 97 Bild 216



Wikingerboot aus dem Lebamoor bei Charbow, Kreis Lauenburg

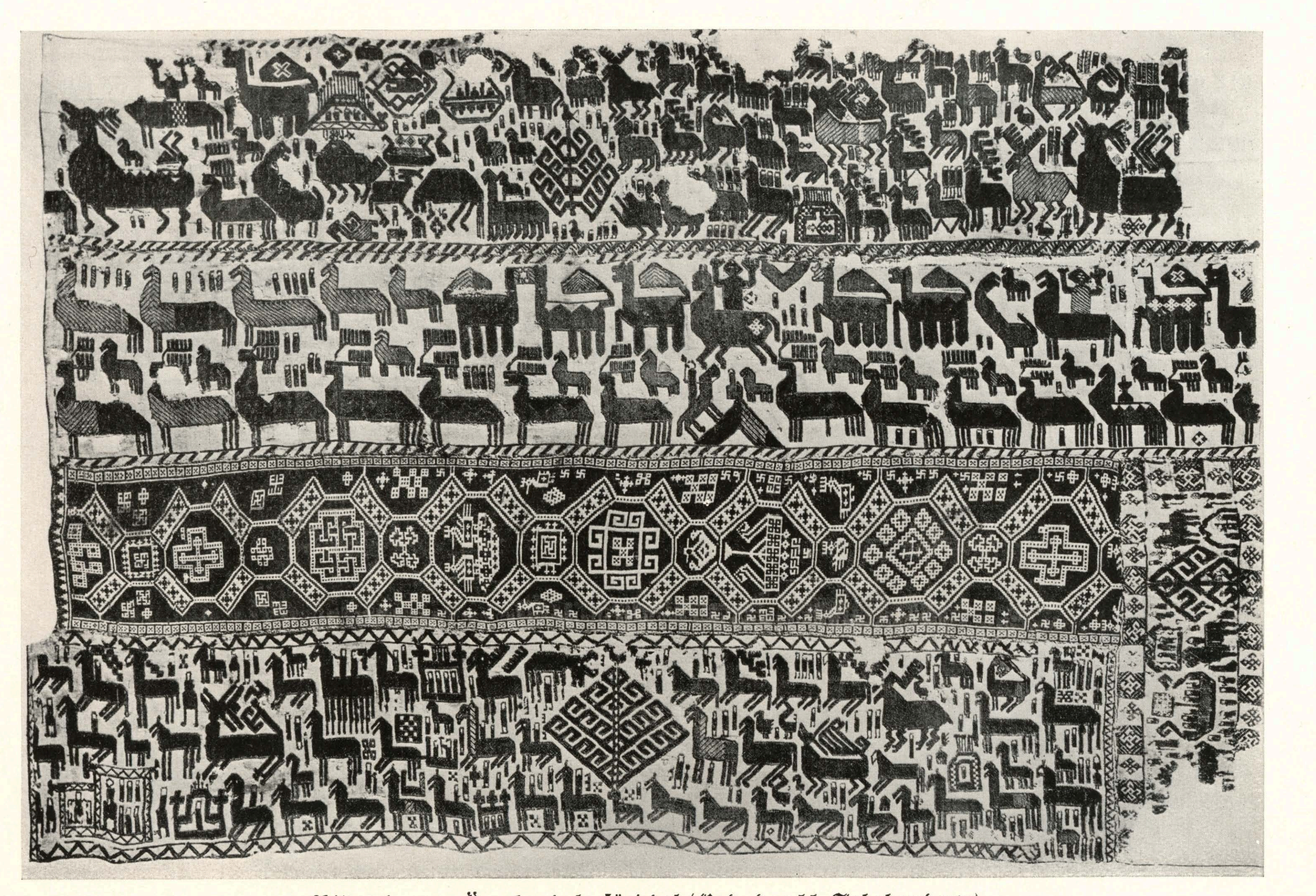
Das Boot war gegen 14 m lang, 3,30 m breit und hatte einen starken Eichenkiel von T-förmigem Querschnitt, 12 Spanten und ebensoviel mit Holznägeln gelaschte und geklinkerte Planken. Im Boote fanden sich Reste eines Herdes mit Scherben, aus denen sich die Zeit bestimmte.

Tafel 98 Bild 217



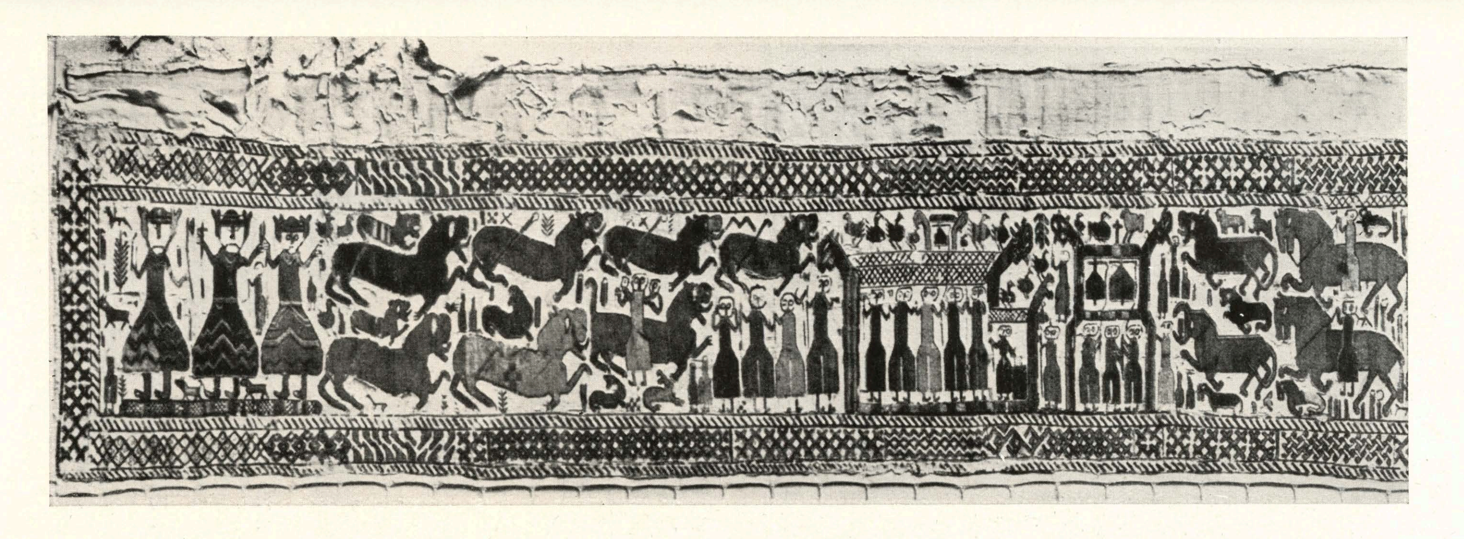
Wilhelm der Eroberer fährt nach England (1066)

Mit geschwellten Segeln tragen die schildgeschmückten Drachenschiffe und kleineren Boote Mannen und Rosse ins Feindesland. Teilbild aus dem gestickten Teppichstreifen der Kathedrale von Bayeux. Vgl. S. 70.



Bildwebe von Övrehogdal, Härjedal (Ende des 11. Jahrhunderts)
Erklärung auf der nächsten Tafel

Bild 219

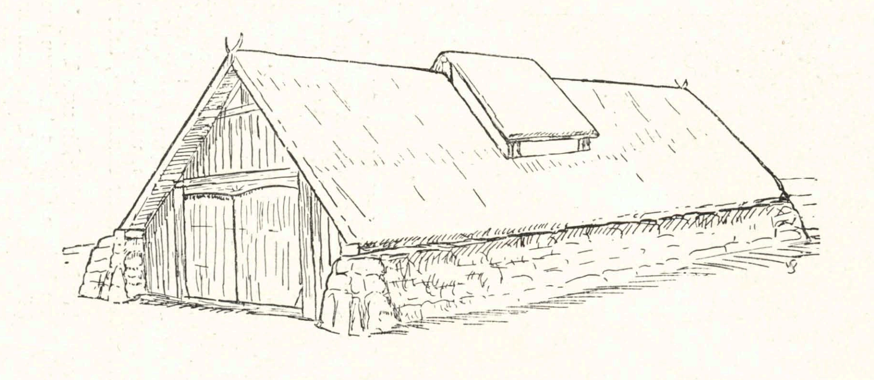


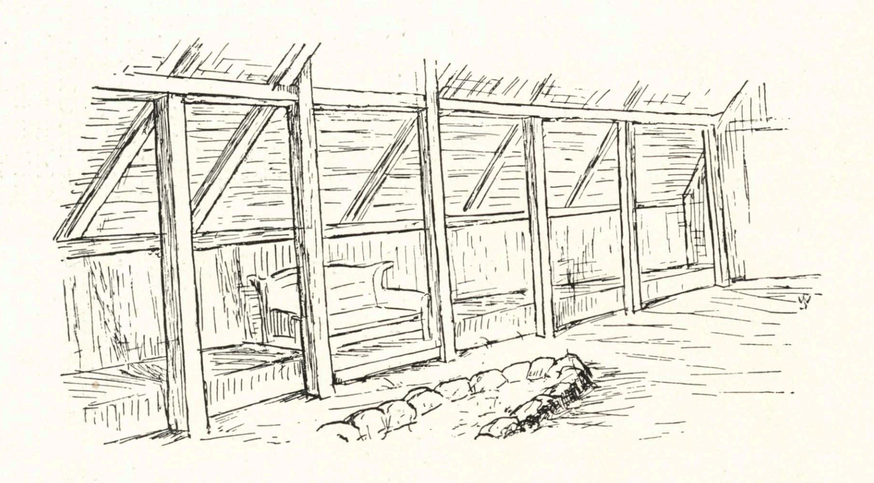
Bildwebe von Skog, Hälsingland (um 1100)

Die vorige und diese Webe setzen die Kunst der Weben von Oseberg (Taf. 88) fort, aber in heidenfeindlichem, christlichem Sinne.

Die Bildwebe von Övrehogdal wurde zu einer Decke verarbeitet. Der zweite Streifen (A) war der Anfang, der oberste (B) schloß an, der dritte, bloß gemusterte, ist jünger, der vierte (C) folgte auf B wohl in größerem Abstande, der fünfte, jetzt rechts quergestellte (D) dürfte von einer noch heidnischen Webe stammen, denn in D fehlt das Kreuz. Es scheint die Ankunft zu Schiffe in Walhall dargestellt (vgl. Bild 186). Die zwei Artträger rechts und die zwei Reiter sind alkishaft (vgl. Bild 25, 56—58 und S. 31 f.). In B sehen wir Ähnliches, nur zerdehnt, nämlich links vom Baume oben das Gotteshaus, durch die auf dem Kopf stehenden Runen ᚷᚢᚦ ᚦᛒᚢ (*guþbu*) bezeichnet. Rechts davon ein Toter im Grabe und zwei Seelenschiffe; nach dem rechten schnappt ein Wolf. Christliche Kirchen oder Kapellen, in C dreimal eingewebt, schützt das Kreuz. Die Mitte der drei Streifen B, C, D bildet jedesmal der Baum („Yggdrasil"), in B und C sitzt im Wipfel, in C auch an der Wurzel, ein „Hahn". Alle drei Streifen durchziehen die z. T. sehr fremdartigen Tiere: Pferde, Rentiere, Löwen, Hirsche und andere, einzelne mit absonderlichen Schwänzen oder überzähligen (6–9) Beinen. Dazwischen Wichte aller Art, zwei im Schlitten (C), kleinere Tiere, Sinnbilder usw. Zum Teil sind die Tiere wohl als Masken zu denken, von Menschen, die ihre Beine bilden, gemeinsam getragen. Es ist Julnachtspuk, der die Kirche fast verdrängt. Aber der Missionar bannt ihn, indem er (in A) gegen das erhöhte Götterbild mit der Art anreitet, um es zu fällen.

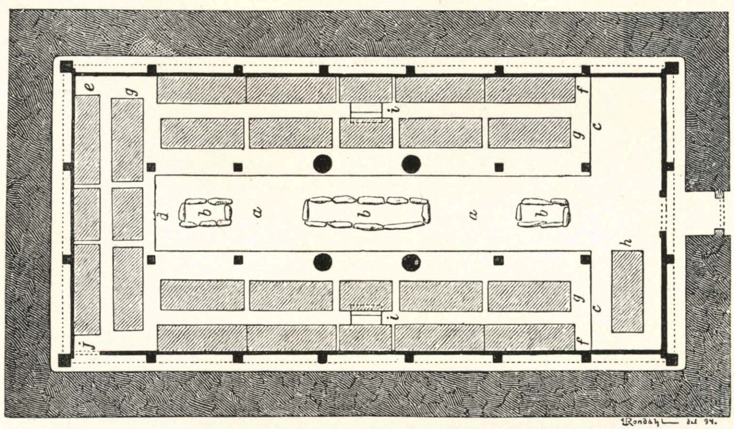
Die Bildwebe von Skog zeigt die Stabkirche mit Dachreiter, Chor und Glockenturm, vorkragenden Drachenköpfen und Vögeln auf dem Dache, vielleicht den Seelen der Frommen. Man läutet alle Glocken gegen den Trollspuk. Von beiden Seiten drängen unheimliche Tiere allein oder von Reitern am Zügel geführt, an, und dazwischen irren die Wichte, vielleicht die Seelen der Verdammten. Einen davon hat rechts von der Kirche ein Löwe im Rachen. Links „reitet" ein dreiköpfiger Troll (vgl. Bild 107). Die Webe endet links mit den heiligen drei Königen als Abschluß der Julzeit.





Nordische Halle nach Walter Schulz

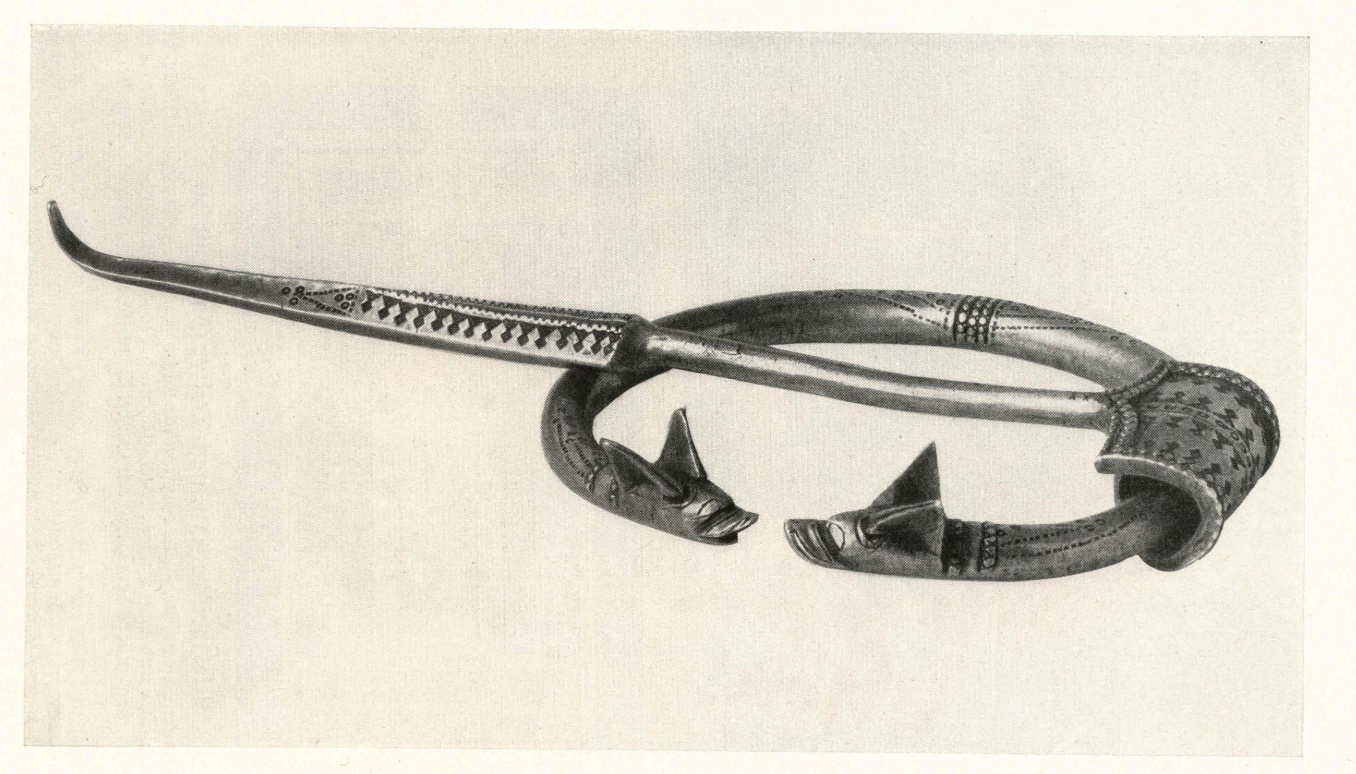
Bild 221. Von außen. Bild 222. Von innen.



Altisländische Halle nach Valtyr Gudmundson

Bild 223. Innenansicht. Die Halle empfing ihr Licht von dem Feuer in der Mitte, dem Rauchloche darüber und von Luken. Der eine, nach Norden blickende Hochsitz diente dem Hausherrn, der andere dem geehrten Gaste. Dazwischen die den Göttern heiligen Hochsitzpfeiler.

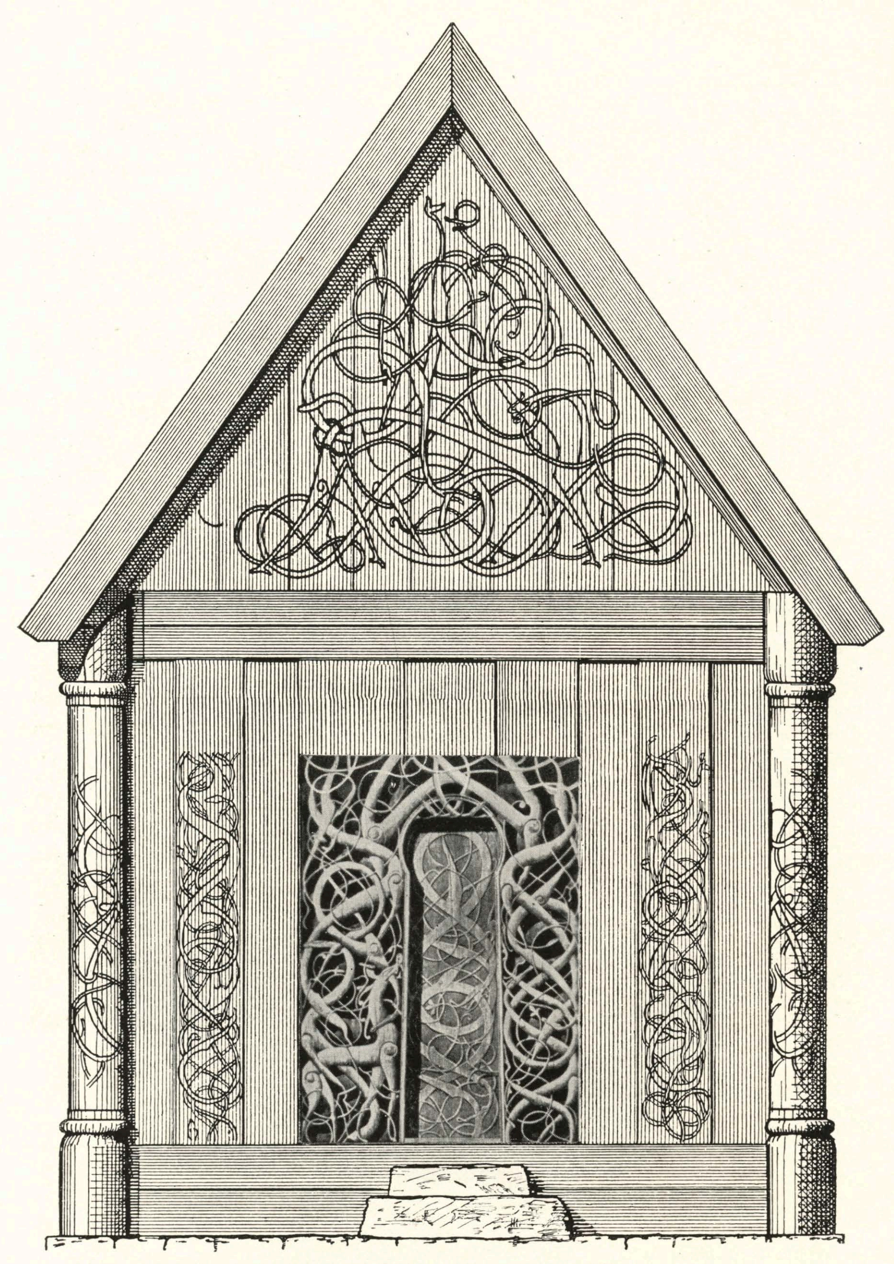
Bild 224. *aa* Fußboden aus gestampftem Lehm; *bb* Feuerstellen, in Steine gefaßt; *cc* Seitenerhöhungen mit den Hochsitzen; *d* Erhöhung an der Querwand, meist den Frauen vorbehalten; *e* Querbank; *ff* Längsbänke; *gg* Kleine Tische, die man nach der Mahlzeit zu entfernen pflegte; *h* Schenktisch; *ii* Schemel vor den Hochsitzen; *j* Geheimtür zwischen Getäfel u. Wand, um zu entrinnen, wenn die Haupttür v. Feinden besetzt war.



Ringspange aus Silber von Gotland (10.–11. Jahrhundert)



Schwertknauf von Schonen (11. Jahrhundert)
Vgl. S. 71



Stabkirche von Urnes in Sogn, Norwegen

Sie enthält Teile einer älteren Kirche mit Zierwerk im späten Jellingestil vom Ende des 11. Jahrhunderts. Der Norweger R. Mowinckel hat durch Vergleich mit anderen ältesten Stabkirchen den hier abgebildeten Aufriß wieder hergestellt. Das kunstreiche Tor ist in ihn nach einer größeren Aufnahme eingetragen. Leider fehlt der obere Teil des Tores; das Schnitzwerk muß bis zum Querbalken gereicht haben. Links unten erkennt man ein langhalsiges Fabeltier. Der Giebel bringt eine zum freischwingenden Linienspiel gesteigerte Fortbildung des von einer Schlange umwundenen Drachen (vgl. Bild 207–209 und die Flügelechse zwischen den Drachen in Bild 229).



Stabkirche von Borgund in Valdres, Norwegen (12. Jahrhundert)

Es ist die einzige, die noch ungestört am alten Platze steht, wundervoll eingefügt in ihre heimische Landschaft. Sie ist für ihre Gemeinde längst zu klein geworden und wird nicht mehr benutzt. Innen hängt über der Stelle des Hochaltars ein Renntiergeweih. Von den Dachfirsten kragen Drachenköpfe vor. Die zahlreichen steilen Dächer fördern im Winter das Abgleiten der Schneemassen. Zu unterst hüllt sich das Kirchlein in einen schützenden Gang, in dem die Männer vor dem Eintreten ihre Waffen abzulegen pflegten.

Tafel 107 Bild 228



Tor der Kirche von Vang in Valdres, Norwegen (13. Jahrhundert)

Diese Kirche wurde von König Friedrich Wilhelm IV. erworben und 1844 in Brückenberg im Riesengebirge neu aufgestellt. Mindestens zwei der vier erhaltenen Tore stammen von derselben Hand. Das eine davon trägt unter einer Leiste die Runeninschrift: „Eindridi schnitzte es, der fingerfertige, der Sohn Olafs des Argen". Die Tore der Kirchen von Valdres stellen in ihrem oberen Teile zwischen allerhand Flechtwerk und Zierwerk gewöhnlich zwei gegenständige Flügeldrachen dar, die ein von oben herabstürzendes, kurzflügeliges, eidechsenartiges Tier in den zur Achterschleife gewundenen Schwanz beißen.



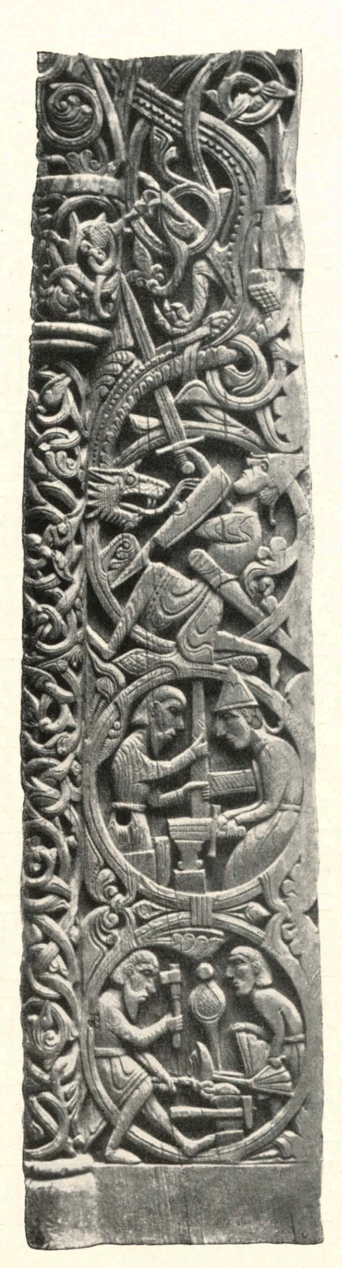
Ein Bild aus der Wielandsage vom Runenkästchen von Clermont (um 650 n. Chr.)

Das Kästchen ist angelsächsischer (northumbrischer) Herkunft und aus Wallroßzahn gearbeitet. Der Schütze ist durch die Beischrift in Runen (Agili) als Egil, der Bruder Wielands, bezeichnet, aber die erhaltenen Fassungen der Wielandsage erzählen keinen Vorgang gleicher Art. Egil, hier offenbar eine Art Meisterschütze wie Tell, hat sich im Hause hinter seinen mächtigen, vor die Tür gepflanzten Schild verschanzt. Einige Gegner sind schon seinen Pfeilen erlegen, zwei davon liegen links und rechts (oberhalb und unterhalb) vom Schilde, der Schau von oben entsprechend gleichsam aufgeklappt wie die tragenden Pfosten des Hauses; die anderen drängen unter dem Schutze ihrer Schilde ängstlich gegen Egil an. Ein grausamer Humor belebt das flott hingeworfene, in der Linienführung der Gestalten links besonders abwechslungsreiche Bild. Das Haus ist vorwiegend im Grundriß gegeben und ruht auf 18 Pfosten. Die schindelartige Verschränkung der die Wand bildenden, senkrecht aufragenden Bohlen ist im Durchschnitte gezeichnet und zu einer Art Flechtmuster weitergebildet. In einem inneren Gemache sehen wir durch eine Türöffnung eine Gestalt mit dem Schwerte (?) in der Hand sitzen. Es ist wohl die Gottheit, die dem Schützen hilft. Über und unter ihr ist eine beidendköpfige Schlange, wohl als Andeutung des Schnitzwerkes am Stuhle. Die obere Schlange hat Vogelköpfe, über dem Türbogen rechts ist der Dreipaß, das Odinszeichen. Man vergleiche Bild 185. Dort deuten Vogelhemd und Dreipaß auf Odin und Frigg. Die Tür ist in gutnordischer Art reich verziert, die Türpfosten schmückt Flechtwerk. Da die Wielandsage im Grunde nicht germanisch ist, wird man das „christliche“ Runenkästchen als einen Beleg des Vordringens dieses Stoffes nach dem Norden werten (vgl. S. 70).



Bilder aus der Nibelungensage auf dem Runensteine von Ramsundberg, Södermanland (Anfang des 11. Jahrhunderts)

Der Rahmen der Bilder besteht aus Drachenleibern, deren unterster die Runeninschrift trägt. Sigfrid stößt, außerhalb dieses Rahmens, von unten sein Schwert in den Drachen. Innen sehen wir den enthaupteten Schmied, der seinen Hammer fallen läßt, den Blasebalg, die Zange und andere Schmiedegeräte, das Feuer, über dem Sigfrid das Drachenherz brät, und ihn selbst, wie er vom Safte kostet, seinen Hund und sein an den Baum gebundenes Roß Grani, endlich im Baume zwei Meisen. Die Inschrift meldet: „Sigrid machte diese Brücke, die Mutter Alriks und Tochter Orms, für Holmgeirs Seele, den Vater Sigröds, ihren Mann.“ Vgl. S. 63.

Bilder aus der Nibelungensage

An den Resten des Tores der Kirche von Hyllestad (13. Jahrhundert). Rechts unten Sigfrid und Mime an der Esse; in der Mitte beide am Amboß; oben der Kampf mit dem Drachen Fafnir. Links unten: Sigfrid brät, während Mime eingenickt ist, das Herz des Fafnir, kostet vom Safte und wird vogelsprachekund. Im Baume: die drei zukunftkündenden Meisen und der gesattelte Grani. Darüber: Sigfrid, von den Meisen gewarnt, ersticht den verräterischen Mime. Zu oberst: Ausblick auf das Ende der Nibelungen. Gunther in der Schlangengrube, gefesselt, spielt mit den Zehen auf der Laute; alle Schlangen schlafen ein bis auf eine, die ihn ins Herz sticht.

Tafel III — Bild 232/233



Das Recht von Schonen

Runenhandschrift der kgl. Bibliothek in Kopenhagen, Ende des 13. Jahrhunderts. Einer der ersten bekannten Besitzer war Frau Sidsel Bryske, die das Buch mit der in Runen geschriebenen Weisung weitergab: „Und darf er es nicht aus der Hand geben, bis es er ganz auswendig kann." Im Jahre 1637 trug der bekannte Forscher Olaus Worm unter die Runen der Frau Sidsel seinen Eigentumsvermerk bereits lateinisch ein.

Aufteilung der Bilder und Karten

Bilder

Die abgebildeten Gegenstände lassen sich nach folgenden Gruppen aufteilen:

1. Zur dinglichen Kultur

2. Zur geistigen Kultur

Karten

Nachweis zu den Tafeln

Taf. 1. Germanen der frühen Bronzezeit nach den Funden.

Bild 1. Frau. Aufnahme nach dem Bildwerk des Provinzialmuseums der Provinz Sachsen in Halle.
Bild 2. Mann. Ebendaher.

Taf. 2. Schwert von Thorupgaarde, Laaland (um 1600 v. Chr.).

Bild 3. Das Schwert. Nach S. Müller, Oldtidens Kunst i Danmark II. Bronzealderens Kunst. Kopenhagen 1921, S. 2, Bild 4a.
Bild 4. Sein Griff. – Ebenda 4b.

Taf. 3. Jütländische Eichensärge (um 1500 v. Chr.).

Bild 5. Mann. V. Boye, Fund af egekister fra Bronzealderen i Danmark. Kopenhagen 1896, Taf. X (Borum, Eshöi).
Bild 6. Frau. Ebenda Taf. XXVI (Höi ved Ölby).

Taf. 4. Gürtelscheibe von Langestrup, Seeland (um 1500 v. Chr.).

Bild 7. S. Müller, Oldtidens Kunst, Bild 52 (Titel).

Taf. 5. Horn von Wismar, Mecklenburg (um 1400 v. Chr.).

Bild 8. Bildstreifen vom Horne. Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde III (Schwerin 1838), Tafel und S. 67–77.
Bild 9. Das Horn. Aufnahme des Mecklenburgischen Staatsmuseums in Schwerin.

Taf. 6. Lure von Maltbäk, südliches Jütland (vor 1000 v. Chr.).

Bild 10. Lure. A. P. Madsen, Afbildninger af Danske oldsager og mindesmærker Bronzealderen. Kopenhagen 1872, Taf. 19 Bild 5.
Bild 11. Vögelchen an der Kette. Ebenda 5a.

Taf. 7. Königsgrab von Seddin (um 1000 v. Chr.).

Bild 12. Aufnahme des Märkischen Museums. A. Kiekebusch, Das Königsgrab von Seddin, Augsburg 1928, Taf. IV 2.

Taf. 8. Königsgrab von Kivik an der Ostspitze Schonens (vgl. S. 30–32).

Bild 13. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 9. Die acht Steinplatten des Königsgrabes von Kivik (vgl. S. 30–32).

Bild 14. Die erhaltenen Bruchstücke nach alter Zeichnung ergänzt.
Bild 15–16. Aufnahmen des Statens Historiska Museum in Stockholm (nach einer Nachbildung).
Bild 17. Die Steinplatte ist verloren, ihre Auszierung unbekannt.
Bild 18–20. Aufnahmen des Statens Historiska Museum in Stockholm (vereinfachte Wiedergabe).
Bild 21. Die Steinplatte ist verloren; ihr Bildinhalt nach einer alten Zeichnung.

Taf. 10. Häuser und Truhe (um 1000 v. Chr.).

Bild 22. Siedlung von Buch. Aufnahme des Märkischen Museums, Berlin (Rekonstruktion).
Bild 23. Eichenholzkoffer eines Erzgießers aus dem Torfmoor bei Koppenow, Kr. Lauenburg. Aufnahme des Provinzialmuseums Pommerscher Altertümer in Stettin.

Taf. 11. Goldenes Hängebecken von Sophienhof, Kreis Demmin (um 800 v. Chr.).

Bild 24. Aufnahme des Provinzialmuseums Pommerscher Altertümer in Stettin.

Taf. 12. Allerhand Waffen.

Bild 25. Prunkaxt aus Schonen, Nationalmuseum Kopenhagen. O. Montelius, Minnen från vår forntid I. Stenåldern och Bronsåldern. Stockholm o. J. (1917), Taf. 58, Bild 884.

Bild 26. Waffen der späten Bronzezeit. Aufnahme des Provinzialmuseums Pommerscher Altertümer in Stettin.

Taf. 13. Schabmesser und Kämme.

Bild 27. Schabmesser aus Dänemark. Aufnahme des Nationalmuseums in Kopenhagen.

Bild 28. Schabmesser aus Värmland. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Bild 29. Bronzekamm aus Jütland. S. Müller, Billed- og Fremstillingskunst i Bronzealderen. Aarböger 1920, X 142, Bild 13.

Bild 30. Bronzekamm aus Halland. O. Montelius, Minnen. Taf. 91, Bild 1366.

Taf. 14. Tongefäß der jüngeren Bronzezeit aus Südjütland.

Bild 31. S. Müller, Bronzealderens Kunst i Danmark, Kopenhagen 1921, S. 35, Abb. 127.

Taf. 15. Felsritzung von Lökeberg, Bohuslän (Schweden).

Bild 32. Aufnahme von Göteborgs Museum.

Taf. 16. Felsritzung von Tunge, Bohuslän (Schweden).

Bild 33. Aufnahme von Göteborgs Museum.

Taf. 17. Schiff und Wagen.

Bild 34. Rammschiff. Felsritzung von Gisslegärde, Bottna, Bohuslän. O. Almgren, Hällristningar och Kultbruk (Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar 35). Stockholm 1926/27, S. 79, Bild 44 b.

Bild 35. Schiff mit Steuer. Felsritzung von Himmelstadlund, Östergötland. A. Nordén, Östergötlands Bronsålder. Linköping 1925, Taf. XXVII (H. 16).

Bild 36. Schiff von Alsen. Nationalmuseets Bog om sjældne Fund. Kopenhagen 1925, S. 17 (Rekonstruktion).

Bild 37. Zweirädriger Kampfwagen. Felsritzung von Disåsen, Brastad, Bohuslän. L. Baltzer, Hällristningar från Bohuslän Göteborg 1881–90, Taf. 5/6.

Bild 38. Vierrädriger Wagen. Felsritzung von Risbed, Bohuslän. O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens. Leipzig 1906, S. 86, Bild 125.

Taf. 18. Heilige Schiffe mit Sinnbildern.

Bild 39. Schiff mit den Äxten. Felsritzung von Fiskeby-Ekenberg, Östergötland. Nordén, Taf. LXXXIV (FE I).

Bild. 40. Schiff mit dem Rade. Felsritzung von Bottna, Bohuslän. Almgren, S. 10, Bild 2 a.

Bild 41. Schiff mit Fußstapfen. Felsritzung von Underslös, Tanum, Bohuslän. Almgren, S. 213, Bild 132.

Taf. 19. Baumverehrung.

Bild 42. Schiff und Kampfbaum. Felsritzung von Solberg, Smaaland. G. A. Gustafson, Norges Oldtid. Kristiania 1906, S. 56. Bild 204.

Bild 43. Schiff mit grünem und dürrem Baume. Felsritzung von Lökeberg, Bohuslän. Baltzer I/2.

Bild 44. Schiff mit Fünffinger. Felsritzung von Valla, Tossene, Bohuslän. Almgren, S. 17, Bild 11a.

Bild 45. Pflüger mit Queckreis. Felsritzung von Litsleby, Tanum, Bohuslän. Baltzer 27/29, 7.

Bild 46. Baumgeist. Felsritzung von Tanum, Bohuslän. Baltzer 51/52, 12.

Bild 47. Der Baum mit den zwei Vögeln. Felsritzung von Medbo, Brastad, Bohuslän. Almgren, S. 102, Bild 66.

Taf. 20. Wachstumszauber.

Bild 48. Lurenbläser. Felsritzung von Kalleby, Tanum, Bohuslän. Almgren, S. 14, Bild 7.
Bild 49. Pflüger und Schütze. Felsritzung von Aspeberg, Tanum, Bohuslän. Baltzer 23/24, 1.

Taf. 21. Jagd- und Flur-Zauber.

Bild 50. Jagdzauber. Felsritzung von Sandåker, Näsinge, Bohuslän. Almgren, S. 70, Bild 37.
Bild 51. Pflüger umjubelt. Felsritzung von Finntorp, Tanum, Bohuslän. Baltzer 55/56, 4.
Bild 52. Pflüger mit Gespann. Einzelheit aus Bild 38.
Bild 53. Flurzauber. Felsritzung von Tegneby, Tanum, Bohuslän. Almgren, S. 110, Bild 74.

Taf. 22. Aufzüge und Tänze.

Bild 54. Aufzug von Ekenberg, Norrköping, Östergötland. Nordén, Taf. LXXXVIII.
Bild 55. Reigen von Lökeberg, Tunge, Bohuslän. Baltzer 1/2, 1.

Taf. 23. Die göttlichen Zwillinge.

Bild 56. Die Zwillinge über dem Schiffe. Felsritzung von Fiskeby-Ekenberg, Östergötland. Nordén, Taf. LXXXIV (FE 1).
Bild 57. Die Zwillinge mit Äxten. Felsritzung von Hvitlycke, Tanum, Bohuslän. Baltzer 18/21, 1.
Bild 58. Die Zwillinge mit Strahlenkränzen auf einem Schermesser aus Jütland. Aufnahme des Nationalmuseums in Kopenhagen, in die ich an Hand des Originals Einzelheiten, die in der Photographie wegbleiben, eingetragen habe.

Taf. 24. Der Speergott.

Bild 59. Felsritzung von Litsleby, Tanum, Bohuslän. Baltzer 27/29, 1.

Taf. 25. Der Axtgott.

Bild 60. Die heilige Axt. Felsritzung von Simrislund, Schonen. Almgren, S. 130, Bild 89.
Bild 61. Fünffinger mit Axt. Felsritzung von Backa, Brastad, Bohuslän. Baltzer 3.
Bild 62. Heilige Hochzeit. Felsritzung von Hvitlycke, Tanum, Bohuslän. Baltzer 18/21, 1.

Taf. 26. Fünffinger.

Bild 63. Der Gott mit den großen Händen. Felsritzung von Aspeberg, Tanum, Bohuslän. Baltzer 23/24, 1.
Bild 64. Fünffinger zu Wagen. Felsritzung von Hvitlycke, Tanum, Bohuslän. Baltzer 18/21, 1.
Bild 65. Fünffinger und Dreifinger. Felsritzung von Ryxö, Brastad, Bohuslän. Baltzer 11/12, 4.
Bild 66. Fünffinger und sein Hengst. Felsritzung von Litsleby, Tanum, Bohuslän. Baltzer 26/27, 1.
Bild 67. Der Gott mit den beiden Äxten. Felsritzung von Löfasen, Tanum, Bohuslän. Baltzer 44, 2.

Taf. 27. Schwertgott und Ebergott.

Bild 68. Anbetung des Schwertes. Felsritzung von Fiskeby-Ekenberg, Östergötland. Nordén, FE 10 (Tafel LXXXVIII).
Bild 69. Schwert und Eber. Felsritzung von Himmelstadlund, Östergötland. Nordén, H. 50, 2 (Tafel LII).
Bild 70. Schwert und Schild. Felsritzung von Fiskeby-Ekenberg, Östergötland. Nordén, FE 1 (Tafel LXXXIV).
Bild 71. Urne mit Eberdeckel von Issendorf. Jahrbuch des Provinzialmuseums zu Hannover, NF. Band III, Taf. 4; vgl. S. 69.

Taf. 28. Speicherurnen (um 800 v. Chr.).

Bild 72. Urne von Aschersleben. Aufnahme des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.

Bild 73. Urne von Obliwitz. Aufnahme des Provinzialmuseums Pommerscher Altertümer in Stettin.

Taf. 29. Gesichtsurnen der frühen Eisenzeit (um 600 v. Chr.).

Bild 74. Urne von Frestede, Kreis Süderdithmarschen, Schleswig-Holstein. Aufnahme des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.

Bild 75. Urne von Rheda, Kreis Neustadt bei Danzig. Aufnahme des staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig.

Taf. 30. Gesichtsurne eines Mannes von Grabau, Westpreußen (um 600 v. Chr.).

Bild 76. Vorderansicht. Ebendaher.

Bild 77. Seitenansicht. Ebendaher.

Taf. 31. Wagen von Deibjerg, Jütland (4. Jahrh. v. Chr.).

Bild 78. S. Müller, Nordische Altertumskunde. Straßburg 1897/98, II 45, Bild 26.

Taf. 32. Verbogenes Schwert von Meisdorf am Harz, Sachsen (2.–1. Jahrh. v. Chr.).

Bild 79. Aufnahme des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.

Taf. 33. Germanen der Römerzeit nach Funden und Denkmälern.

Bild 80. Reiter. Provinzialmuseum der Provinz Sachsen in Halle a. d. Saale.

Bild 81. Markomannen. Ebendaher.

Taf. 34. Germanen im Spiegel römischer Kunst (1. Jahrh. n. Chr.).

Bild 82. Bittflehender Swebe. Aufnahme der Bibliothèque Nationale, Paris.

Bild 83. Trauernde Germanin. Römisch-germanisches Zentralmuseum in Mainz.

Taf. 35. Germanen im Spiegel römischer Kunst (1. u. 2. Jahrh. n. Chr.).

Bild 84. Gemme des Augustus. Kunsthistorisches Museum in Wien.

Bild 85. Germane. Sammlung des Fürsten von Waldeck in Arolsen.

Bild 86. Gefesselter Germane. Britisches Museum, London.

Taf. 36. Germanischer Fürst mit Gefolge.

Bild 87. Von der Trajanssäule. Aufnahme des Deutschen archäologischen Instituts in Rom.

Taf. 37. Überfall auf ein germanisches Dorf.

Bild 88. Von der Markussäule.

Taf. 38. Der Perserkönig Schahpur I. und Kaiser Valerianus (260 n. Chr.).

Bild 89. Aufnahme der Vorderasiatischen Abteilung der Staatlichen Museen in Berlin.

Taf. 39. Haus von Ginderup, NW-Jütland (um die Zeitenwende).

Bild 90. Pastell-Bild, gezeichnet von R. Ströbel. Vgl. H. Kjær, Das nordische Haus zur Zeit um Christi Geburt durch neue Funde aus Dänemark erläutert in Congressus secundus Archaeologorum Balticorum, Rigae VIII (1930) 19–23.

Bild 91. Aufriß.

Bild 92. Grundriß (vereinfacht).

Taf. 40. Steinmetzübungen und Sinnbilder von den Wänden des römischen Steinbruches am Brunholdisstuhl (1.–4. Jahrh. n. Chr.).

Bild 93–97. Aufnahmen des historischen Museums der Pfalz in Speyer.

Taf. 41. Geräte des 2. Jahrhunderts.

Bild 98. Westgermanische Urne von Fohrde, Westhavelland. Aufnahme des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.

Bild 99. Ostgermanische Urne von Geiglitz. Aufnahme des Provinzialmuseums pommerischer Altertümer in Stettin.
Bild 100. Schere von Poggendorf, Kreis Stralsund. Aufnahme des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.

Taf. 42. Lanzenspitze von Müncheberg (3. Jahrh.).

Bild 101. Vorderseite. Aufnahme des Heimatmuseums, Müncheberg.
Bild 102. Rückseite. Ebendaher.

Taf. 43. Ritzung von Kårstad im Nordfjord (3. Jahrh. n. Chr.).

Bild 103. Aufnahme des Bergens Museum.

Taf. 44. Eimer von Sacrau, Kreis Öls, Schlesien (1. Hälfte des 4. Jahrh.).

Bild 104. Aufnahme des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau.

Taf. 45. Das Eichenboot von Nydam (4. Jahrh.).

Bild 105. Aufnahme des Schleswig-Holsteinischen Museums vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel.

Taf. 46. Ortband von Nydam (5. Jahrh.).

Bild 106. Flensburg. Aufnahme des Schleswig-Holsteinischen Museums vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel.

Taf. 47. Goldenes Horn von Gallehus, Nord-Schleswig (5. Jahrh.).

Bild 107. Abgerollte Bildstreifen. Atlas for Nordisk Oldkyndighed. Kopenhagen 1867, Taf. XIIIb.
Bild 108. Das Horn. Ebenda Taf. XV.

Taf. 48. Stein von Häggeby, Uppland (5. Jahrh.).

Bild 109. Vorderseite: Schiff. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.
Bild 110. Rückseite: Hengstkampf. Ebendaher.

Taf. 49. Goldener Halsschmuck von Wester-Götland (5. Jahrh.).

Bild 111. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.
Bild 112–123. O. Montelius, Meisterstücke im Museum vaterländischer Altertümer zu Stockholm, Stockholm 1913, S. 12, Abb. a.

Taf. 50. Einzelheit des Halsschmuckes.

Bild 124. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 51. Gleicharmige Spange aus Närike, Schweden (Mitte des 6. Jahrh.).

Bild 125. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 52. Helm und Harfe (6.–7. Jahrh.).

Bild 126. Langobardischer Helm. Aufnahme des Zeughauses in Berlin.
Bild 127. Alemannische Harfe (Laute) von Oberflacht bei Tuttlingen, Württemberg. Aufnahme des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.

Taf. 53. Grab eines alemannischen Sängers.

Bild 128. Vorderansicht. Aufnahme des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.
Bild 129. Seitenansicht. Ebendaher.

Taf. 54. Grabbeigaben von Oberflacht und von Mayen in der Eifel.

Bild 130. Tierkopf-Enden von Oberflacht (mit angedeuteter Ergänzung). Aufnahme der Altertümer-Sammlung der Württembergischen Landeskunstsammlungen in Stuttgart.

Bild 131. Feldflasche aus Holz von Oberflacht (nach Zeichnung angefertigte Nachbildung). Nach G. Kossinna, Germanische Kultur im 1. Jahrtausend n. Chr., Leipzig 1932, S. 296, Abb. 330.
Bild 132. Fränkische Feldflasche aus Ton (Mayen in der Eifel). Ebenda S. 297, Abb. 331, 1.

Taf. 55. Der fränkische Grabstein von Niederdollendorf am Rhein, Sieg-Kreis (6./7. Jahrh.).
Bild 133–137. Aufnahmen des Rheinischen Landesmuseums in Bonn.

Taf. 56. Schwertscheide von Gutenstein, Baden (7. Jahrh.).
Bild 138. Aufnahme des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.

Taf. 57. Scheibennadel von Wittislingen bei Lauingen, Schwaben (2. Hälfte des 7. Jahrh.).
Bild 139. Aufnahme des Bayerischen Nationalmuseums in München.

Taf. 58. Gewandhaft von Wittislingen.
Bild 140. Aufnahme des Bayerischen Nationalmuseums in München.

Taf. 59. Helm von Valsgärde bei Alt-Uppsala (7. Jahrh.).
Bild 141. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 60. Schildbuckel von Wendel (um 700).
Bild 142. Seitenansicht. Ebenda Taf. XXXIII (Grab XII).
Bild 143. Draufsicht. Ebenda.

Taf. 61. Pferdegeschirr von Wendel (8. Jahrh.).
Bild 144. Gesamtbild. Ebenda Taf. XII 2 und 3 (Grab III).
Bild 145. Trense. Ebenda Taf. XIII.

Taf. 62. Steigbügel und Goldsporn der Wikingerzeit.
Bild 146. Steigbügel aus Södermanland. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.
Bild 147. Goldsporn von Röd, Rygge, Smålenene (Østfold). Aufnahme der Universitetets Oldsaksamling Oslo.

Taf. 63. Sattelbüge und Kröten.
Bild 148. Sattelbug. Stolpe och Arne, Taf. XV 1 (Grab IV).
Bild 149. Sattelbug. Ebenda Taf. XXIV 1 a (Grab IX).
Bild 150. Kröte. O. Montelius, Sveriges forntid. Stockholm 1874, S. 130, Bild 434.
Bild 151. Kröte. S. Müller, Ordning af Danmarks oldsager. Kopenhagen o. J. (1888–95), II Bild 534.
Bild 152. Kröte. Ebenda Bild 531.

Taf. 64. Sattelbug von Lom in Gudbrandsdalen, Norwegen (10. Jahrh.).
Bild 153. Aufnahme des Nordiska Museet in Stockholm.

Taf. 65. Gewebe und Stickerei.
Bild 154. Wollzeug von Evebö, Gloppen, Faafjord. G. A. Gustafson, Norges Oldtid, Kristiania 1906, S. 77, Abb. 281.
Bild 155. Gewebe von Övre Berge, Lyngdal, List. Gustafson ebda S. 78, Abb. 282.
Bild 156. Stickerei von Björkö. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 66. Allerlei Hausrat.
Bild 157. Spindel von Wendel. Ebenda Taf. XI 2 (Grab II).
Bild 158. Löffel von Birka, Björkö. Montelius, Sveriges forntid. S. 145, Bild 496.
Bild 159. Schloß von Wendel. Stolpe och Arne, Taf. XVI 5 (Grab IV).
Bild 160. Spielwürfel von Tassen. V. Aker, Ak. Gustafson, S. 127, Bild 548.

Taf. 67. Heilige Stätten.

Bild 161. Alter Opferstein in Schonen. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.
Bild 162. Alt-Uppsala. Aufnahme ebendaher.

Taf. 68. Die Externsteine, Sandsteinfelsen bei Horn im Teutoburger Walde.

Bild 163. Aufnahme des Herrn F. Düstersiek, Detmold.

Taf. 69. Das Spiel mit dem Unhold (Wolf, Winter, Tod).

Bild 164. Unhold und Zottenhose. Prägeplatte von Torslunda, Öland. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.
Bild 165. Unhold und Axtträger. Aus Wendel. Stolpe och Arne, Taf. VI 2 (Grab I).
Bild 166. Hängekiefer an der Kette. Aus Wendel. Ebenda Taf. IX 9 (Grab I).
Bild 167. Zwei Unholde und ihr Bändiger. Prägeplatte von Torslunda, Öland. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.
Bild 168. Tänzer mit Mondmaske und Berserker. Prägeplatte von Torslunda, Öland. Ebendaher.

Taf. 70. Kampfzahn und Schwedenferkel.

Bild 169. Lanze mit den Ferkeln von vorn. Aus Wendel. Stolpe och Arne, Taf. XXXIV 5 (Grab XII).
Bild 170. Lanze mit den Ferkeln von der Seite. Ebenda.
Bild 171. Kampfzahn und sein Begleiter. Aus Wendel. Ebenda Taf. XLI 5 (Grab XIV).
Bild 172. Das Schwedenferkel. Aus Wendel. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 71. Freyr und die Eberzier.

Bild 173. Der Reiter mit dem Eberhelme. Aus Wendel. Stolpe och Arne, Taf. V (Grab I).
Bild 174. Der Gott Freyr von vorn. Rällinge, Södermanland. B. Salin, Några ord om en Fröbild. Monteliusfestschrift. Holmiae 1913, S. 405–11.
Bild. 175. Der Gott Freyr von hinten. Ebenda.

Taf. 72. Der Reiter: Wodan-Odin auf Schaumünzen und Anhänger.

Bild 176. Schaumünze von Pliezhausen, Württemberg. Aufnahme der Staatlichen Altertümersammlung in Stuttgart.
Bild 177. Schaumünze von Vadstena, Östergötland. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.
Bild 178. Schlußstück einer Gürtelkette von Ober-Eßlingen am Neckar. Aufnahme des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege in Stuttgart.

Taf. 73. Odin als Reiter auf goldenen Schaumünzen (1. Hälfte des 6. Jahrh.).

Bild 179. Schaumünze von Schonen. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.
Bild 180. Schaumünze von Fünen. N. Åberg, Den nordiska folkvandringstidens Kronologi, Stockholm 1924, S. 61, Abb. 151.
Bild 181. Schaumünze von Schonen. Ebenda S. 62, Abb. 165.
Bild 182. Schaumünze von Gotland. Ebenda S. 62, Abb. 168.

Taf. 74. Grabstein vom Salberg bei Hornhausen, Kreis Oschersleben, Provinz Sachsen (7./8. Jahrh.).

Bild 183. Aufnahme der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle a. d. Saale.

Taf. 75. Wodan und Walhall.
Bild 184. Der Odin-Reiter aus Wendel. Stolpe och Arne, Taf. VI 1 (Grab I).
Bild 185. Der Runenstein von Sanda, Gotland. Fornvännen XXV/XXVI S. 68, Bild 17.

Taf. 76. Runenstein von Tjängvide, Gotland (11. Jahrh.).
Bild 186. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 77. Stein von Hunnestad, Schonen (10. Jahrh.).
Bild 187. Aufnahme von Lunds Universitets Historiska Museum.

Taf. 78. Silberner Torshammer von Östergötland.
Bild 188. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 79. Trojaburg von Ramnö im Kungsbackafjord, Halland (Schweden).
Bild 189. Aufnahme des Göteborgs Museum.

Taf. 80. Das Osebergschiff (um 850) am Steine vertäut.
Bild 190. Aufnahme der Universitetets Oldsaksamling, Oslo.

Taf. 81. Der Wagen von Oseberg.
Bild 191. Ebendaher.

Taf. 82. Die Träger des Wagenkastens.
Bild 192. Köpfe am Bocke. Ebendaher.
Bild 193. Der linke Kopf. Ebendaher.

Taf. 83. Bett von Oseberg.
Bild 194. Ebendaher.

Taf. 84. Brettenden mit Zauberzeichen.
Bild 195. Kreuzartige Zeichen. Osebergfundit utgit av den Norske Staat under redaction av A. W. Brögger, Hj. Falk, Haakon Schetelig. Oslo 1920–25, Band III, S. 234, Bild 245.
Bild 196. Dreipaß. Ebenda III 236, Bild 248.

Taf. 85. Tierkopf von Oseberg.
Bild 197. Aufnahme der Universitetets Oldsaksamling Oslo.

Taf. 86. Einzelheit vom Halse des Tierkopfes.
Bild 198. Ebendaher.

Taf. 87. Tierköpfe und Rasseln.
Bild 199. Ein Tierkopfpaar mit Rassel. Osebergfundit I 43, Bild 22.
Bild 200. Eine Rassel von Oseberg. Ebenda II 234, Bild 149.

Taf. 88. Bildweben von Oseberg.
Bild 201. Odin (oder Freyr) reitet zum Baume mit den Gehenkten. E. Salvén, Bonaden från Skog, Stockholm 1923, S. 14, Abb. 2.
Bild 202. Aufzug mit Wagen. Ebenda S. 14, Abb. 3.

Taf. 89. Steinernes Schiff bei Blomsholm, Bohuslän (Schweden).
Bild 203. Aufnahme von Göteborgs Museum.

Taf. 90. Haithabu-Schleswig.
Bild 204. Anlage der Festung. Aufnahme des Schleswig-Holsteinischen Museums vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel.
Bild 205. Grundriß eines Hauses. Ebendaher.

Taf. 91. Runenstein von Rök, Östergötland (2. Hälfte des 9. Jahrh.).
Bild 206. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 92. Der große Runenstein von Jellinge in Jütland (Ende des 10. Jahrh.).
Bild 207–209. Aufnahmen von Frau Dr. Lis Jacobsen in Kopenhagen.

Taf. 93. Schmuckschrein aus Lund, Schonen (um 1000).
Bild 210. Aufnahme des Bayerischen Nationalmuseums in München.

Taf. 94. Einzelheiten des Schmuckschreines.
Bild 211/212. Ebendaher.

Taf. 95. Einzelheiten des Schmuckschreines.
Bild 213/214. Ebendaher.

Taf. 96. Zwei runde Spangen von Öland (10. Jahrh.).
Bild 215. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 97. Bronzefahne von der Heggen-Kirche in Norwegen (um 1050).
Bild 216. Aufnahme der Universitetets Oldsaksamling Oslo.

Taf. 98. Wikingerboot aus dem Lebamoor bei Charbow, Kreis Lauenburg.
Bild 217. Aufnahme des Provinzialmuseums Pommerscher Altertümer in Stettin.

Taf. 99. Wilhelm der Eroberer fährt nach England (1066).
Bild 218. Aufnahme des Britischen Museums, London.

Taf. 100. Bildwebe von Övrehogdal, Härjedal (Ende des 11. Jahrh.)
Bild 219. Aufnahme des Nordiska Museet in Stockholm. Vgl. E. Salvén, Bonaden från Skog, Stockholm 1923.

Taf. 101. Bildwebe von Skog, Hälsingland (um 1100).
Bild 220. Ebendaher.

Taf. 102. Nordische Halle nach Walter Schulz.
Bild 221. Von außen. P. Herrmann, Dänische Heldensagen, Jena 1925.
Bild 222. Von innen. Ebenda.

Taf. 103. Altisländische Halle nach Valtyr Gudmundsson.
Bild 223. Innenansicht. S. Blöndal u. S. Sigtryggson, Altisland im Bilde, Jena 1930.
Bild 224. Grundriß. Ebenda.

Taf. 104. Ringspange aus Silber von Gotland (10.–11. Jahrh.).
Bild 225. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 105. Schwertknauf von Schonen.
Bild 226. Aufnahme des Statens Historiska Museum in Stockholm.

Taf. 106. Stabkirche von Urnes in Sogn, Norwegen (11. Jahrh.).
Bild 227. R. Mowinckel, De eldste Norske Stavkirker (Universitetets Oldsaksamlings Skrifter II 383–424), S. 399, Bild 5.

Taf. 107. Stabkirche von Borgund in Valdres, Norwegen (12. Jahrh.).

Bild 228. Aufnahme von E. Wilse, Oslo.

Taf. 108. Tor der Kirche von Vang in Valdres, Norwegen (13. Jahrh.).

Bild 229. Eigene Aufnahme.

Taf. 109. Ein Bild aus der Wielandsage vom Runenkästchen von Clermont (um 650 n. Chr.).

Bild 230. Aufnahme des Britischen Museums, London.

Taf. 110. Bilder aus der Nibelungensage auf dem Runensteine von Ramsundberg, Södermanland (Anfang des 11. Jahrh.).

Bild 231. Svensk Kulturminnesvård, ett 300-Årsminne (2. Aufl.) 1930, S. 46.

Taf. 111. Bilder aus der Nibelungensage vom Tore der Kirche von Hyllestad (13. Jahrh.).

Bild 232. Aufnahme der Universitetets Oldsaksamling, Oslo.
Bild 233. Ebendaher.

Taf. 112. Recht von Schonen.

Bild 234. P. G. Thorsen och S. Thorsteinson, Det arnamagneanske Handskrift Nr. 28, S. 57.

Schrifttum

O. Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden. Frankfurt a. M. 1934.
H. Arntz, Handbuch der Runenkunde. Halle a. d. S. 1935.
F. Behn, Altgermanische Kunst. München 2. Aufl. 1930.
A. W. Brögger, Kulturgeschichte des norwegischen Altertums. Oslo 1926.
W. Capelle, Das alte Germanien. Jena 1929.
M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. Berlin 1924–32. 15 Bde.
Edda I: Heldendichtung. II: Götterdichtung; übersetzt von F. Genzmer (Thule I, II). Jena.
Die jüngere Edda, übersetzt von G. Neckel und F. Niedner (Thule XX). Jena 1925.
E. Fehrle, P. C. Tacitus Germania. Lateinisch und Deutsch. München 1929.
A. Haupt, Die älteste Kunst der Germanen. 2. Aufl. Berlin 1923.
A. Heusler, Strafrecht der Isländersagas. Leipzig 1911.
— Die altgermanische Dichtung. Berlin-Neubabelsberg 1923 (in O. Walzel, Handbuch der Literaturwissenschaft).
P. Herrmann, Das altgermanische Priesterwesen. Jena 1929.
— Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus I: Übersetzung (Leipzig 1901). II: Die Heldensagen des Saxo Grammaticus (Leipzig 1922).
— Nordische Heldensagen nach Saxo Grammaticus. Jena 1925.
— Dänische Heldensagen nach Saxo Grammaticus. Jena 1925.
O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen I. Frankfurt a. M. 1934.
J. Hoops, Reallexikon des Germanischen Altertums. Straßburg 1911–19. 4 Bde.
T. E. Karsten, Die Germanen. Eine Einführung in die Geschichte ihrer Sprache und Kultur. Berlin und Leipzig 1928.
Fr. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde. München 1913–23. 2 Bde.
G. Kossinna, Altgermanische Kulturhöhe. 2. Aufl. Leipzig 1930.
—, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft (Mannus-Bibliothek Bd. 9). 5. Aufl. Leipzig 1933.
—, Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Leipzig 1928 (Mannus-Bibliothek Bd. 6).
G. Kossinna, Germanische Kultur im I. Jahrtausend n. Chr. (Mannus-Bibliothek Bd. 50). Leipzig 1932.
H. Krause, Was man in Runen ritzte. Halle a. d. S. 1935.
J. Lechler, Vom Hakenkreuz. Die Geschichte eines Symbols. 2. Aufl. Leipzig 1934.
L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde. Braunschweig 1880–89.
—, Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Mainz 1864–1911. 5 Bde.
E. Mogk, Geschichte der norwegisch-isländischen Literatur. 2. Aufl. Straßburg 1904 (in Pauls Grundriß der germanischen Philologie).
O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens. Leipzig 1906.
S. Müller, Nordische Altertumskunde. Straßburg 1896–98. 2 Bde.
R. Much, Deutsche Stammeskunde. 3. Aufl. Leipzig 1920.
H. Naumann, Frühgermanentum. München 1926.
—, Mythos vom Gotte Balder und das altgermanische Lebensgefühl. Frankfurt a. M. 1931.
—, Wandlung und Erfüllung. Stuttgart 1933.
G. Neckel, Walhall, Studien über germanischen Jenseitsglauben. Dortmund 1913.
—, Die Überlieferungen vom Gotte Balder. Dortmund 1920.
—, Altgermanische Kultur. 2. Aufl. Leipzig 1925.
—, Deutsche Ur- und Vorgeschichtswissenschaft der Gegenwart. Berlin 1934.
F. Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit. Jena 1920.
H. Nollau, Germanische Wiedererstehung. Heidelberg 1926.
R. Nordenstreng, Die Züge der Wikinger. Leipzig 1925.
A. Olrik, Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit. 2. Aufl. Heidelberg 1925.
O. S. Reuter, Germanische Himmelskunde. München 1934.
B. Salin, Altgermanische Tierornamentik. Stockholm 1904.
F. Adama van Scheltema, Altnordische Kunst. Berlin 1923.
L. Schmidt, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. München und

Berlin 1909. (Handbuch der mittelalterlichen und neuen Geschichte II I.)

Isa Prinzessin von Schoenaich-Carolath, Runendenkmäler. Mühlhausen 1924.

H. Schneider, Germanische Heldensage. I: Deutsche Heldensage (Berlin und Leipzig 1928). II 1: Nordgermanische Heldensage (ebenda 1933). II 2: Englische Heldensage (ebenda 1934).

O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. 1906/7. 2 Bde.

—, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Berlin und Leipzig 1917–23. 2 Bde.

—, Die Indogermanen. 3. Aufl. Leipzig 1919.

F. R. Schröder, Die Germanen. Texte zur germanischen Religionsgeschichte (Bertholets religionsgeschichtliches Lesebuch, 2. Aufl. 1929).

C. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland. München und Berlin 2. Aufl. 1934.

W. Schulz, Kartographische Darstellungen zur altgermanischen Religionsgeschichte (Veröffentlichungen der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle 1926, Heft V).

K. Th. Strasser, Wikinger und Normannen. Hamburg 1928.

—, Sachsen und Angelsachsen. Hamburg 1931.

—, Die Nordgermanen. Hamburg 1933.

R. Stumpfel, Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalt. Dramas. Berlin 1936.

Thule, Altnordische Dichtung und Prosa. 24 Bde. Hrsg. von F. Niedner, Jena.

H. W. Vogt, Stilgeschichte der eddischen Wissensdichtung. I: Der Kultredner. Kiel 1927.

E. Wahle, Deutsche Vorzeit. Leipzig 1932.

L. Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde. Bühl 1927.

A. G. Wilke, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus. Leipzig 1921.

In den letzten zwölf Jahren veröffentlichte der Verfasser unter anderem:

Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Kelten, Germanen, Litauern, Slawen (Mannus-Bibliothek Bd. 35). Leipzig 1924.

Tierköpfe mit tierverzierten Feldern in Oseberg und Wendel (Mannus, Zeitschrift für deutsche Vorgeschichte XVII, 1925), S. 344–66.

Die Kirche Wang. (Schlesische Monatshefte, Breslau 1925), S. 233–49.

Balder, Das Oseberggrab und südrussisch-sakische Parallelen (ebenda V. Erg.Bd., 1927), S. 129–36.

Das Schiffsgrab der Wikingerkönigin Asa von Oseberg. (Die Bergstadt XV. Breslau 1927), 11 S.

Thors Bergung (Mannus VI. ErgBd. 1928), S. 316–23.

Der Sinn der Leichenverbrennung (Altschlesische Blätter III. Breslau 1928), S. 22–29.

Quellen des Volkstanzes I–III (Der Volkstanz III. Leipzig 1928; IV, 1929), S. 81, 85, 89–93, 9–15.

Die Felsritzung von Hvitlycke und das Eddalied von Thrym (Mannus XXI, 1929), S. 52–71.

Die religiöse und geistige Kultur der germanischen Bronzezeit I: Die Germanen und die Kultur der Felsritzer (Jahreshefte der Ges. f. Anthr. und Urgesch. der preußischen Oberlausitz III 2. Görlitz 1929), S. 73–118.

Die Naturwissenschaften und unsere Weltanschauung (Volk und Rasse. München 1930), 35 S.

Die Felsbilder Skandinaviens und Nordafrikas (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien LXI, 1931), S. 239–68.

Der Eimer von Sacrau als Religionsdenkmal und Kunstwerk (Altschlesische Blätter VI. Breslau 1931), S. 17–19.

Arische Rassenhygiene in der Religion der alten Perser (Volk und Rasse. München 1932), S. 129–44.

Steuer, Faltboot und Rammspitze im Schiffsbaue der jüngeren Bronzezeit (Mannus XXIV, 1932), S. 40–56.

Anthropologie, Urgeschichte, Volkskunde (Jahreshefte der Ges. f. Anthrop., Urgesch. u. Volksk. d. preuß. Oberlausitz III 3. Görlitz 1933), S. 227–42.

Seit der 1. Auflage sind ferner unter anderen erschienen:

Arteigenes Denken (NS.-Monatshefte, 6. Jg., Heft 58, München 1935), S. 32–40.

Der rassische und völkische Grundgedanke des Nationalsozialismus in: Die Verwaltungs-Akademie. Ein Handbuch für den Beamten im nationalsozialistischen Staat. Bd. I 1, 4 S. 1–56. Berlin 1934. Neudruck 1936.

Von nordischer Geisteshaltung (Politische Erziehung 17. Heft). Dresden 1934.

Deutsche Physik und nordisches Ermessen, in: Naturforschung im Aufbruch (hrsg. v. Prof. A. Becker). Reden und Vorträge zur Einweihung des Philipp-Lenard-Institutes der Univ. Heidelberg am 13. u. 14. 12. 1935. München 1936, S. 39–50.

Nordische Kulturpolitik in: Schicksalsgemeinschaft der Ostsee (hrsg. im Auftrag der Nordischen Gesellschaft, Oldenburg i. O./Berlin o. J. [1934]), S. 12–18.

Nordisches Menschentum als Träger aller Kultur (Blätter für Schulpraxis und Erziehungswissenschaft. Nürnberg 1936. 47. Jg., Heft 8), S. 14–28.

Kunst und Rasse (Volk und Rasse. München 1934), S. 271–274.

Die altgermanische Kunst und wir (Süddeutsche Monatshefte. München 1934), S. 715–22.

Unsere deutschen Monatsnamen (Völkische Kultur, Dresden 1934) S. 10–15; Nachtrag S. 81 f.

Balder (NS.-Monatshefte. München 1935, 6. Jg., Heft 59), S. 134–53.

Sittenlehre und Götterglaube bei den Germanen (Völkische Kultur, Dresden 1935), S. 433–40.

Ostern (NS.-Monatshefte. München 1935, 6. Jg., Heft 61), S. 316–333.

Weihnachten (NS.-Monatshefte. München 1935, 6. Jg., Heft 69), S. 1058–86.

Das färöische Lied von Sigfrid, dem Drachentöter (NS.-Monatshefte. München 1934, 5. Jg., Heft 53), S. 706–10.

Seht an, die Fahne weht (NS-Monatshefte. München 1934, 5. Jg., Heft 53), S. 723 bis 728).

Iran und Zarathustra (NS.-Monatshefte, München 1934, 5. Jg., Heft 47), S. 97–128.

Nietzsches Zarathustra und der geschichtliche (NS.-Monatshefte. München 1935, 6. Jg., Heft 65), S. 688–96.

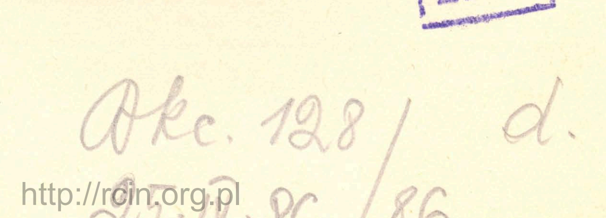
Firdosi und wir (Völkische Kultur, Dresden 1935), S. 72–82.

Wissenschaft und Leben (Völkische Kultur. Dresden 1936), S. 2–5.

Der deutsche Forscher spricht V: Auf der Spur der Germanen (Illustrierter Beobachter, München 1936, Folge 48 u. 49) S. 1986–1989 u. S. 2042–2047.

Schlagwörterverzeichnis

Die Kursivziffern beziehen sich auf die Tafelnummern, die gewöhnlichen Ziffern auf die Textseiten



Zur Ergänzung Bildbände von Professor Dr. Fr. Behn:

Altgermanische Kunst. 48 wundervolle Bildtafeln mit einer Einführung. 3., vermehrte Auflage. Preis kart. RM 3.60

„Der Name des Verfassers bürgt für die hervorragende Qualität von Text und Bildmaterial. Schmuckstücke, Gebrauchsgegenstände, Waffen, Plastiken und Bauten von einzigartiger Schönheit widerlegen ohne viele Worte die gehässige Legende vom Barbarentum unserer Vorväter." Nationalsozialistische Lehrerzeitung

„Ein Einblick in die Schönheit nordischen Kunstschaffens, der uns mit Wehmut erfüllt über den Reichtum einer Entwicklung, welche durch die Übermacht der griechisch-römischen Kunst so jäh abgerissen wurde. Der schmale feine Band gehört in jede deutsche Bücherei." Deutsche Erziehung

Altnordisches Leben vor 3000 Jahren. Mit 40 prächtigen Bildtafeln und einer Einführung. Kart. RM 3.–

„Professor Behn läßt uns in diesem Buch eine Wanderung durch das Leben und den Alltag unserer germanischen Vorfahren machen. Wir können dabei den sowohl technisch wie künstlerisch vollendeten Leistungen unserer Vorfahren unsere Bewunderung nicht versagen, sei es beim Betrachten der Geräte zur Körperflege, der Schmucksachen, Gewandspangen, Armringe, des Halsschmuckes aus Gold, Bronze und Bernstein oder der Dosen und Gefäße, der Urnen, Werkzeuge, Gießformen, Waffen, kultischen Geräte usw. Das Buch gibt uns ein abgerundetes Bild vom Leben und von der Kultur der Zeit, die als der Beginn der großen Geschichte des Germanentums anzusehen ist." NS.-Erzieher, Darmstadt

Germanische Stammeskulturen der Völkerwanderungszeit. Mit 40 Tafeln und einer Einleitung. Kart. RM 3.–

In dem neuen Bilderband zeigt der Verfasser auf 40 prachtvollen Kunstdrucktafeln ein abgerundetes Bild der kulturellen Größe des Germanentums zur Zeit als die Römerherrschaft in Deutschland zu Ende ging und ein germanisches Weltreich erstand. Die herrlichen Funde an Schmuckstücken (Spangen, Schließen, Ketten) aus Gold, Silber, Elfenbein, Bernstein, Waffen und Helme mit reichen Verzierungen, Töpfereien von unübertroffener Formenschönheit usw. geben Zeugnis hohen handwerklichen Könnens und edlen Kunstempfindens. Dem Verfasser liegt vor allem daran, nicht nur die Verschiedenartigkeit der Stammeskulturen (Elbgermanen, Goten, Burgunden, Vandalen, Langobarden, Sachsen, Alemannen, Franken), sondern auch das Gemeinsame und ihre Stellung in der Gesamtkultur ihrer Zeit zu zeigen.

Germanische Gothik. Von Prof. Dr. Franz Bock von der Technischen Hochschule Berlin. Mit 55 Bildern auf 48 Bildtafeln. Kart. RM 4.–

★

Von Professor Dr. Wolfgang Schultz erschien als Sonderdruck von „Volk und Rasse" 1930:

Die Naturwissenschaften und unsere Weltanschauung. Geheftet RM 1.–

Ein Überblick über die Beiträge der Naturwissenschaft zu den letzten Fragen, der zeigt, daß die Wissenschaft mancher Antwort schon sehr nahe gekommen ist. Wichtig bleibt bei aller Erkenntnis die Grundeinstellung: Ehrfurcht vor dem Unergründlichen, aber auch Unbeugsamkeit des Geistes im Vertrauen auf das, was bereits zu ergründen uns vergönnt war.

J. F. Lehmanns Verlag / München 15

Publius Cornelius Tacitus: Germania. Herausgegeben, übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Dr. Eugen Fehrle, Ministerialrat im Bad. Ministerium des Kultus und Unterrichts, o. Professor an der Universität Heidelberg. Lateinischer und deutscher Text gegenübergestellt, mit 48 Abbildungen auf 16 Tafeln und im Text und einer Karte. 2., verbesserte Auflage. Geh. RM 3.60, Lwd. RM 4.80

„Diese Germania-Ausgabe sollte in der Hand keines Lehrers, der die taciteische Schrift im Unterricht behandelt, fehlen. Was ihr ihre besondere Bedeutung und ihren großen Wert verleiht, das ist der Kommentar. Auch der Reichtum und die Güte der Bilder empfehlen die Benützung dieser hervorragenden Ausgabe aufs wärmste." Bayer. Blätter f. d. Gymnasialschulwesen

Germanische Himmelskunde. Untersuchungen zur Geschichte des Geistes. Herausgegeben mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Von Otto Sigfrid Reuter. 767 Seiten mit 86 Abbildungen und Karten. Geheftet RM 40.–, Leinwand RM 42.–

„Das Werk Reuters ist eine völkische Tat. Als solche muß sie gewertet werden; als solche wird sie auch von allen Kritikern anerkannt. Prof. Neckel nennt es ‚ein wahrhaft bahnbrechendes Werk'. Es wird den Bestrebungen, denen zuerst im Mannus und in diesen Blättern, heute in vielen andern, das Wort geredet wurde, weitere Bahn brechen, nämlich der Anerkennung der geistigen Höhe der Germanen."
Germanien, Leipzig

Rasse und Heimat der Indogermanen. Von Prof. Dr. Otto Reche, Direktor des Instituts für Rassen- und Völkerkunde an der Universität Leipzig. Mit 43 Abb. und 5 Karten. Geh. RM 6.50, Lwd. RM 8.–

„Otto Reche, der Leipziger Professor für Rassen- und Völkerkunde, legt hier die erste Rassenkunde des Gesamtindogermanentums vor, die als hervorragendes wissenschaftliches Standardwerk wohl für lange Zeit grundlegend bleiben wird." Germanien

Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehung zu Menschen und Landschaft. Von Prof. Dr. Robert Mielke. Neubearbeitete 2. Auflage mit 114 Abbildungen und 6 Tafeln. Geheftet RM 6.60, Leinwand RM 8.–

„Ein Werk aus einem Guß, ein immer reizvoller Führer auf Wanderungen, wie sie Mielke selber wiederholt durch die deutschen Gaue unternommen hat. Geschulter Blick lenkt die Betrachtung auf fremde Parallelerscheinungen, und deshalb wird der Leser reichen Gewinn aus dem Werke ziehen. Mit allem Nachdruck sei es den Schulen zur Anschaffung empfohlen." Deutsches Philologenblatt

Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur. Von Dr. W. Peßler, Direktor des Vaterländischen Museums, Hannover. Mit 194 Tafelabbildungen und 6 Textabbildungen. Kartoniert RM 10.80, Leinwand RM 12.60

Deutsche Volkstrachten aus der Sammlung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Herausgegeben von Dr. Rudolf Helm. Mit 115 Trachtenbildern auf 48 schwarzen und 8 farbigen Tafeln. Kart. RM 4.–

Grundlegende Werke von Reichsernährungsminister und Reichsbauernführer R. W. Darré

Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse. 45.–50. Tausend. Geh. RM 8.–, Lwd. RM 10.–

„In schonungsloser, grausamer Folgerichtigkeit zeichnet Darré das Schicksal der Völker: Bauerntod ist Völkertod. Auf dem Ackerland wächst nicht nur das Brot, sondern es wachsen dort auch die Menschen. Das kann man nicht mehr vergessen, wenn man dieses Buch gelesen hat. Und man muß es lesen, um zu wissen: Halt! Bis hierher mit dem deutschen Bauerntum und nicht weiter! Und dann zurück zu den tausendjährigen Gesetzen, nach denen allein Geschlecht um Geschlecht sich auf der Scholle wie eine Kette aneinanderreihen kann. Dieses Buch muß gelesen haben, wer vom deutschen Bauerntum sprechen will." NS.-Landpost

Neuadel aus Blut und Boden. 51.–55. Tausend. Geh. RM 5.20, Lwd. RM 6.30

„Ein Buch, sprühend von Anregungen und eigener Anschauung, ein Buch, über das niemand flüchtig hinweglesen kann, das jeden zwingt, sich als Freund oder Feind mit seinem Inhalt auseinanderzusetzen." Deutsche Tageszeitung

---

Rassenpflege im völkischen Staat. Von Prof. Dr. M. Staemmler, Breslau. 74.–76. Tausend. Geheftet RM 2.20, Lwd. RM 3.20

„Überzeugend spricht Staemmler über Ehe, Familie, über die Umwandlung der ‚Geschlechtsmoral', über Rassenpflege und Strafrecht u. a. m. Er legt genaue Vorschläge für rassenhygienische Maßnahmen vor, betreffend Ausgleich der Familienlasten, Schutz der Kinderreichen, Unschädlichmachung der Minderwertigen, die zukünftige völkische Schule, Förderung des Hochwertigen, Unschädlichmachung der Entarteten, das ist die Forderung dieser Schrift." NS.-Erzieher, Darmstadt

Volk in Gefahr. Der Geburtenrückgang und seine Folgen für Deutschlands Zukunft. Von Otto Helmut. Mit einem Schlußwort von Dr. Gütt, Min.-Direktor im Reichsministerium des Innern. 24 ganzseitige Bildtafeln und 24 Seiten Text geben eine übersichtliche und überzeugende Darstellung von der Gefahr, der wir entgegengehen, und weisen auf die Notwendigkeit einer sinngemäßen Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik hin. 49.–54. Tausend. Kart. RM 1.–, bei 10 Stück RM –.80, bei 100 Stück RM –.70

Volk und Rasse. Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum, Rassenkunde und Rassenpflege. Gegründet 1926. Einzelheft RM –.70, vierteljährlich 3 Hefte RM 2.–. Schriftleitung: Prof. Dr. B. K. Schultz, Berlin

Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst
und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

In unserer Zeit, in der sich jeder ernsthaft mit Rassefragen zu beschäftigen beginnt, geben die Monatshefte „Volk und Rasse" eine knappe, anregende Darstellung der wichtigsten Fragen über Rassenkunde und Rassenpflege, Vererbungslehre, Familienkunde und Bevölkerungspolitik. – Die Ausstattung befriedigt auch den Anspruchsvollsten.

Probehefte kostenfrei

J. F. Lehmanns Verlag / München 15

